This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

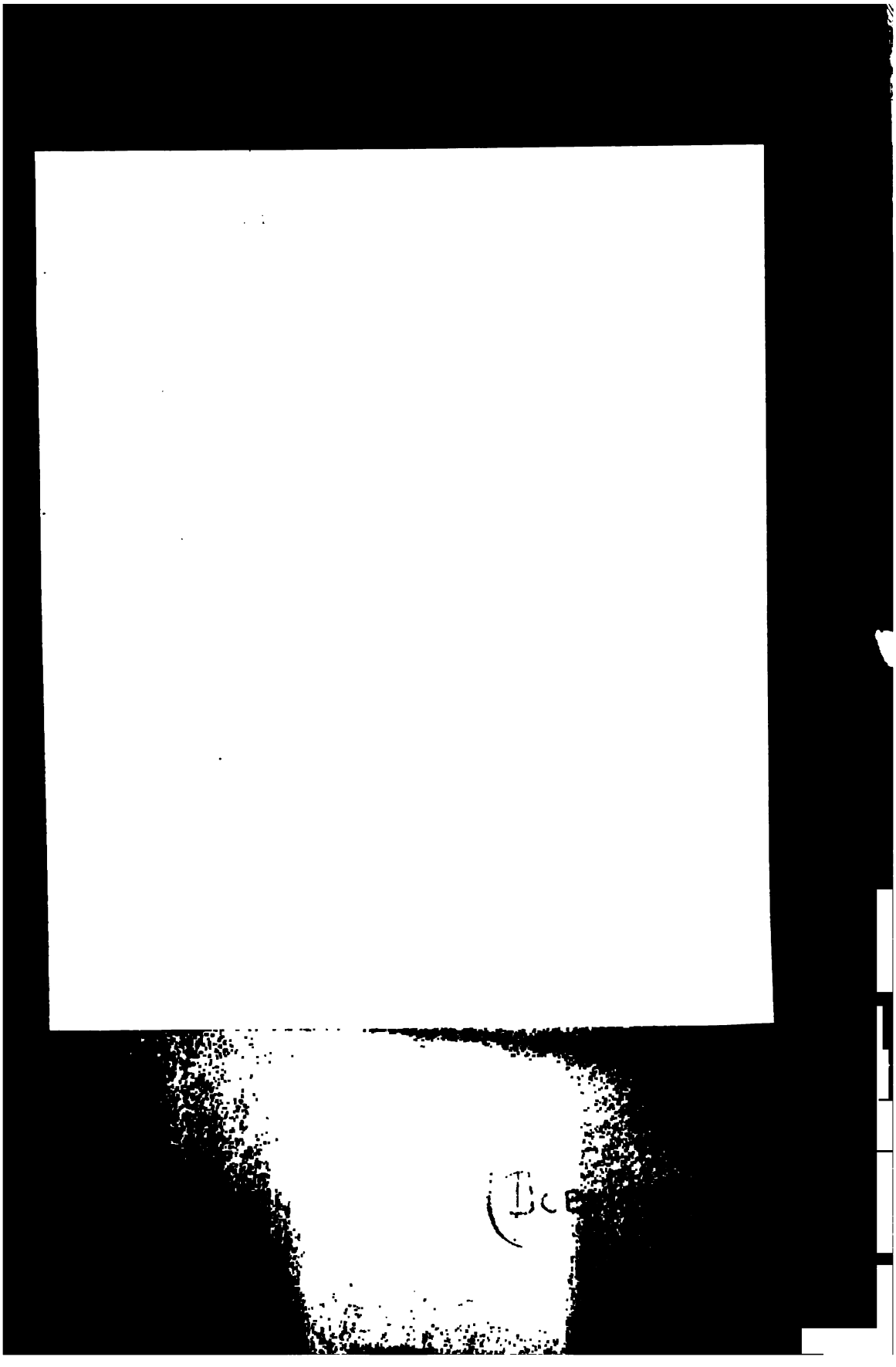
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Onkel Karl.

Onkel Carl.

Eine Gabe

für die

deutsch-amerikanische Jugend

aller Altersstufen.

Aus Originalarbeiten und Ausgewähltem zusammengestellt von

Carl Dörflinger.

Zweite, verbesserte Auflage, mit vielen Bildern.

Milwaukee:
DOERFLINGER BOOK AND PUBLISHING COMPANY,
1891.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
474073
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1909

Entered, according to Act of Congress, in the year 1880, by the
DOERFLINGER BOOK & PUBLISHING COMPANY,
In the Office of the Librarian of Congress, at Washington, D. C.

Vorrede an die Eltern.

Mein Versuch, durch Gründung des „Onkel Karl" den Anfang zur Schaffung einer Jugend-Literatur zu machen, die mit der modernen, humanen, auf wissenschaftlicher Grundlage beruhenden Weltanschauung nicht im Widerspruch stehen soll, ist von der Presse so günstig beurtheilt und von vielen Lehrern und Eltern, besonders Müttern, mit solcher Wärme aufgenommen worden, daß ich ermuthigt werde, dem vielfach ausgesprochenen Wunsche nachzukommen und eine neue Auflage in Buchform erscheinen zu lassen. Dieselben Gesichtspunkte leiten mich bei dieser, wie bei der ersten Auflage; ich habe sie im Prospectus skizzirt. Die Schrift soll sittlich erziehend wirken, aber von einer gesunden, natürlichen Moral, anstatt der üblichen heuchlerischen und für die Kinder unverständlichen Frömmelei durchdrungen sein; ferner sollte sie durch Vorführung interessanter Bilder aus der Cultur- und Naturgeschichte, sowie aus allen Gebieten der Naturkunde anregend belehren und belehrend zur Beobachtung und Forschung anregen, unterhalten ohne Anwendung der verderblichen Mittel, wodurch die in Hunderttausenden von Exemplaren sich verbreitende Sensations-Jugendliteratur in Amerika die Jugend vergiftet; sie soll, von einem Amerikaner redigirt und den amerikanischen Verhältnissen angepaßt, für amerikanische Kinder verständlich und „anheimelnd" sein, wie es die in Deutschland gedruckten Jugendschriften nie können; dabei aber bei den Kindern deutscher Eltern die Liebe zur deutschen Muttersprache erhalten und vergrößern durch Darbietung würdigen Inhalts in möglichst reiner, edler Form; auch soll sie ein Familienbuch sein, aus welchem denkende und um das geistige und gemüthliche Wohl ihrer Nachkommenschaft besorgte Eltern Material zum erzieherischen Einwirken auf jede Altersstufe schöpfen können; endlich, in der Jugend unserer Demokratie das Freiheitsgefühl, das republicanische Selbstgefühl wecken.

Ich hege die Hoffnung, daß das Buch diesen Zwecken entsprechen und in die Seelen der jungen Leser die Samenkörner der Weisheit und Tugend recht reichlich pflanzen möge.

Wenn „Onkel Karl" auch diesmal eine günstige Aufnahme findet, so wird er im Jahre 1882 wieder als Monatsschrift fortgesetzt werden.

Der Herausgeber.

Milwaukee, im October 1880.

Vorwort an die jungen Leſer.

Ernſtes und Heiteres, Belehrendes und Unterhaltendes, zu einem bunten, duftigen Strauße zuſammengebunden, bringe ich Euch hier mit dem Wunſche dar, daß Ihr alle, Aeltere und Jüngere bis zu Papa's und Mama's Herzblättchen, etwas darunter finden möget, was Euch Freude macht, Euren Trieb zu nützlicher Thätigkeit belebt, Euch zur Nachahmung wahrhaft großer, edler Menſchen anregt, Eure Neigung zu Wahrheit, Weisheit und Tugend ſtärkt und in Eurer Bruſt die Liebe zur Freiheit, ſowie den Sinn für Gerechtigkeit gegen die Mitmenſchen entfacht. Geht dieſer Wunſch in Erfüllung, ſo habe ich den ſchönſten Dank dahin.

Onkel Karl.

Erste Abtheilung.

Für die reifere Jugend.

Ziele hoch, so triffst Du weit.

In Allem, was Du thust, strebe immer, das Höchste und Beste zu leisten; doch nicht, um Andere zu überflügeln, nicht um des Lohnes willen, nicht um Ehre und Ruhm

zu erwerben; sondern um der Sache selbst willen, um die innere Befriedigung, die Freude darüber zu genießen, daß Du etwas Tüchtiges geschaffen und Dich Deinen Mitmenschen nützlich gemacht hast. **Onkel Karl.**

Im Kinderkreis.

Von J. J. Rhomberg.

Durch des Waldes Laubdach nieder
Blickt der ros'ge Sommertag;
Vöglein singt die schönsten Lieder,
Und es zieht die Jugend wieder
Nach dem grünen, duft'gen Hag.

Holde Mädchen, munt're Knaben
In dem schmucken Laubgezelt
Herzlich sich an Liedern laben
Aus dem Schatz von Fröbels Gaben
Für die heit're Kinderwelt.

Und derweil mit hellem Singen
Hier die Einen Ringelreihn
Artig nach dem Tacte schlingen,
Andre Onkel Karl umringen,
Eifrig lauschend, Groß und Klein.

Seht, wie Aller Blicke hangen
An dem lieben Kinderfreund!
Mächtig zeigt sich das Verlangen,
Alles treulich aufzufangen,
Was in Wort und Bild erscheint.

Und er spricht von Ländern, Meeren,
Völkern, von der Schifffahrt Brauch;
Gibt im Vorbild weise Lehren,
Weiß des Forschens Trieb zu mehren
Durch ein sinnig Räthsel auch.

Quell und Bächlein läßt er fließen,
Malt des Waldes grüne Pracht,
Wo die Blümchen lustig sprießen,
Weil der Zwerge List die Riesen
Fesselt in der Berge Schacht.

Was Natur in ihren Reichen
Darbeut in der Zeiten Lauf,
Ihrer Kräfte Werth und Zeichen
Im Betrachten und Vergleichen
Klärt er so den Kindern auf.

Und hierzu die schönsten Blüthen
Theilt die liebe Tante aus;
Herz und Sinn gar wohl zu hüten,
Weiß das Beste sie zu bieten
Für das theure Elternhaus.

Rings im Kinderkreis sich kündet
Laute Freud' in jeder Brust;
Auf das Wahre treu gegründet,
„Onkel Karl" ein Echo findet
In der Jugend Forschenslust.

Robert Stätigs Erlebnisse zu Wasser und zu Land.

Von Onkel Karl.

An das Geländer eines Werftes im untern Theile der Weltstadt New York gelehnt, stand an einem rauhen Märztag ein sehr dürftig, aber reinlich gekleideter Knabe und sah mit kummervoller, halb zerstreuter Miene dem Treiben auf einem großen Dreimaster zu, der soeben mit dem letzten Reste seiner Fracht für die Südsee-Inseln beladen wurde, und in dessen Takelwerk die wie Eichkatzen umherkletternden Matrosen schon die Vorbereitungen zum Absegeln trafen.

Robert Stätig — denn es war der Held unserer Geschichte — schien zuweilen mit der lebhaftesten Theilnahme die Vorgänge auf dem stolzen Fahrzeuge, das den Namen „Georg Forster" führte, zu beobachten; dann versank er aber wieder in düsteres Nachdenken. Er war offenbar ebensosehr mit der Vergangenheit, als mit Gegenwart und Zukunft beschäftigt, und es war kein Wunder.

Seine Eltern hatten im Jahre 1848 sich thätig an dem Freiheitskampfe des deutschen Volkes betheiligt und nach dem unglücklichen Ausgang desselben vor den Verfolgungen der Volksfeinde fliehen müssen. Mit dem letzten Reste ihrer Habe erstanden sie für sich und den sechsjährigen Robert die Ueberfahrt nach Amerika, dem einzigen Lande, in dem sie hoffen durften, ihrer Ueberzeugung treu als freie Menschen leben zu können.

Nach langer stürmischer Fahrt auf einem Auswanderer-Schiff kamen sie in demselben Hafen an, in dem wir unsern Freund Robert kennen lernten. Sein Vater war von Hause aus Lehrer der Naturwissenschaften. Er konnte in der neuen Heimath, weil er der englischen Sprache nicht mächtig war, in seinem Fache keine Stellung finden. So suchte er sich und die Seinen denn durch schriftstellerische Arbeiten für eine Zeitung zu ernähren. Aber obwohl seine Aufsätze den Werth der Zeitung erhöhten und ihr viele neue Leser zuführten, und obwohl der Herausgeber ein steinreicher Mann wurde, war und blieb die Vergütung dafür so gering, daß die Familie Stätig kaum das Leben fristen konnte.

Die Mutter, eine an Verstand und Gemüth gleich wohlgebildete Frau, unterzog sich gern der ungewohnten Hausarbeit, und selbst nachdem Robert noch mehrere Brüderchen und Schwesterchen bekommen hatte, fand sie noch Zeit, neben der Erfüllung ihrer Mutterpflichten durch feine Handzeichnungen auf Besuchskarten die Einnahmen etwas zu verbessern. Trotzdem konnten die guten Menschen auf keinen grünen Zweig kommen. Mehrere Versuche mit kleinen geschäftlichen Unternehmungen scheiterten ebenfalls, so daß der Vater, von Kummer gebeugt, zu kränkeln anfing und nach längerem Krankenlager starb, als Robert kaum dreizehn Jahre zählte.

Dieser hatte bis dahin eine gute deutsch-amerikanische Schule besuchen dürfen und sich durch seinen Fleiß viele Kenntnisse erworben, die ihm in der Folge, wie wir sehen werden, sehr zu Statten kamen. Nun konnte aber die Mutter, trotz angestrengtester Arbeit, allein nicht genug verdienen, um ihre fünf Kinder zu kleiden und zu ernähren, und so mußte der kleine Robert „hinaus in's feindliche Leben", um seiner lieben Mutter zu helfen, für die Geschwister zu sorgen. Morgens in aller Frühe holte er sich eine Partie Zeitungen und verkaufte sie in den Straßen; ebenso des Nachmittags. Wenn er dann mit dem Ertrag seiner Bemühungen in die kleine, vier Treppen hoch gelegene Stube nach Hause kam, belohnte ihn ein Kuß von den blassen Lippen und ein Lächeln auf dem abgehärmten

Antlitz seiner Mutter. Am Abend, wenn die anderen Kinder zu Bette gegangen waren, durfte er dann an der Seite seiner arbeitenden Mutter und unter deren Anleitung seinem Wissensdurst neue Nahrung geben aus den lehrreichen Werken, welche von der Bücher-sammlung des Vaters noch übrig waren.

Oft durfte er auch vorlesen, und dann ließ die gute Mutter keine Gelegenheit vorübergehen, ihm durch Beispiele aus der Weltgeschichte Begeisterung für Recht und Wahrheit und Abneigung gegen alles Böse einzuflößen. Mit Vorliebe sprach sie von der Unabhängig-keits-Erklärung der Vereinigten Staaten, von der bald darauf folgenden großen französischen Revolution und von den Ereignissen, die sie selbst aus der Heimath getrieben hatten. So kam es, daß sein junges Gemüth schon früh für die Freiheit und die unveräußerlichen Menschenrechte entflammt wurde und er Zeit seines Lebens alles Unrecht haßte. Er wurde dadurch auch vor den sittlichen Gefahren geschützt, denen viele Zeitungsjungen in den Straßen großer Städte, durch schlechte Gesellschaft verleitet, unterliegen.

So verstrichen einige Jahre ohne besondere Vorkommnisse, bis plötzlich gegen das Frühjahr 1858 Mutter und Geschwister am Nervenfieber erkrankten und trotz Roberts aufopfernder Pflege und der Hülfe ebenso armer aber menschenfreundlicher Nachbarn vom Tode hinweggerafft wurden.

Nachdem er sich etwas von dem schrecklichen Schicksalsschlag erholt hatte, der ihn so unversehens traf, ging er als verständiger Knabe mit sich zu Rathe, was er nun treiben sollte. Er sah ein, daß er nicht immer Zeitungsjunge bleiben konnte, und so suchte er Beschäftigung in einem der vielen Handlungshäuser zu erlangen, in denen er sonst Zeitungen verkauft und sich durch sein bescheidenes Benehmen und seine klugen Reden beliebt gemacht hatte. Die Zeiten waren aber drückend, es gab viele Unbeschäftigte, und so konnte er keine Stelle finden.

Auf diesen Gängen kam er oft an den Hafen hinunter, weil von jeher die Schiffe sehr viel Anziehendes für ihn gehabt hatten, und so trafen wir ihn beim Anfang unserer Erzählung, in die Beschauung des Südseefahrers „Georg Forster" vertieft.

Ein kräftiger Handschlag weckte ihn aus seiner Träumerei, und eine etwas rauhe, aber nicht unfreundliche Stimme sagte: „Na, junge Landratte! Möchtest wohl auch eine Fahrt auf dem ‚Georg Forster' mitmachen?"

Halb erschrocken und doch wieder durch den wohlwollenden Ton, in dem die Frage an ihn gerichtet worden war, beruhigt, sah Robert auf zu dem wettergebräunten, ehrlichen Gesicht des kräftig gebauten Seemanns, der vor ihm stand. Hundert Gedanken durchkreuzten in einem Augenblick seinen Sinn; lebhaft erwachte in ihm die Sehnsucht wieder, fremde Länder und Völker zu sehen, wie sie ihn früher erfaßt hatte, wenn er seiner Mutter aus Georg Forsters und Darwins Reiseberichten, Humboldts „Ansichten der Natur" und ähnlichen Werken vorlas, und sie ihm aus dem reichen Schatz ihres eigenen Wissens noch Manches erklärte, was er nicht verstand, oder wenn sie ihm erzählte, wie seit Tausenden von Jahren bedeutende Menschen, einem innern Drange folgend und sich den größten Gefahren aussetzend, auf Entdeckungen auszogen und die Kenntniß von der Erde, dem Himmelskörper, auf dem die Menschen ihr Dasein beginnen und enden, vermehrten. Auch dachte er an seine verwaiste Lage in der Riesenstadt, an seine mißlungenen Versuche, Beschäftigung zu erhalten, an die vielen traurigen Erinnerungen, die ihn hier immer umschweben würden. Das alles ließ einen raschen Entschluß in ihm reifen, und er antwortete in dem bescheidenen, aber sichern Tone, der eine Folge guter Erziehung und redlicher Gesinnung ist: „Ach, sehr gern, wenn ich eine Stelle auf ihm bekommen und etwas Ordentliches lernen kann!"

„Meine Frage war eigentlich nicht so ernst gemeint," erwiderte der Seemann; „aber du scheinst ein kräftiger, braver Bursche zu sein, und einen solchen können wir gerade brauchen. So komm denn mit zum Kapitän, in's Verhör; der fühlt den Leuten scharf auf den Zahn

und nimmt keinen Taugenichts an, der vielleicht seinen guten Eltern davongelaufen ist und sie in Kummer und Sorge zurücklassen will. Wirst du in unsere Schiffsliste eingetragen, so kannst du von Glück sagen, und wenn du ein tüchtiger Kerl bist und etwas lernen willst, wird's dir an Gelegenheit dazu nicht fehlen."

Während Robert mit dem Steuermann, der ihn offenbar in's Herz geschlossen hatte, auf dem Werfte hinaus und über die Laufplanke an Bord des schönen Schiffes ging, um dort auf die Ankunft des Kapitäns zu warten, erfuhr er von seinem Begleiter, daß der „Georg Forster" auf seiner, wahrscheinlich mehrjährigen Fahrt weniger kaufmännischen, als vielmehr wissenschaftlichen Zwecken dienen sollte. Anton Gisselbrecht, der Gründer des Handelshauses, dem das Schiff gehörte, war im Anfang dieses Jahrhunderts als Vertreter eines Hamburger Hauses nach New York gekommen, hatte sich aber bald selbständig gemacht und durch Thätigkeit und Umsicht, verbunden mit strengster Redlichkeit den Grund zu einem Geschäfte gelegt, das seine Verbindungen in alle Welttheile ausdehnte, und dessen Ertrag es dem Eigenthümer möglich machte, seinen drei Söhnen, nachdem jeder ein Handwerk erlernt hatte, auf den besten Universitäten Europa's eine wissenschaftliche Bildung geben und sie auf Reisen sich Welt- und Menschenkenntniß erwerben zu lassen. Auch für die häusliche und wissenschaftliche Ausbildung seiner jüngsten Kinder, zweier Mädchen, hatte er mit derselben weisen Vorsicht gesorgt und dabei nur bedauert, daß ihnen die Universitäten zu jener Zeit noch verschlossen waren.

Manchem meiner jungen Leser wird es befremdlich erscheinen, daß die Söhne eines reichen Kaufmanns ein Handwerk erlernen mußten. Aber das kam daher: der alte Herr haßte alles Kastenwesen vom Grund seiner Seele und war daher darauf bedacht, daß seine Kinder nicht als nutzlose Faullenzer und eitle Gecken aufwuchsen oder die Arbeit verachten lernten. „Nicht nur, weil ‚Handwerk einen goldenen Boden' hat, sondern auch, damit sie die Arbeit kennen und achten lernen," pflegte er seinen reichen Geschäftsfreunden zu sagen, wenn sie ihr Erstaunen über seine „sonderbare Laune" kundgaben. Mit Stolz sagte er auch, er habe bewiesen, daß in der Republik, wo die Jugend nicht ihre besten Jahre in dem Waffenrock der Despoten opfern muß, dieselbe Zeit habe, sich für irgend einen bürgerlichen Beruf vorzubereiten und doch eine wissenschaftliche Bildung zu erwerben; leider seien die staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen selbst hier noch so weit von dem Ideale eines wahren Volksstaates entfernt, daß den Allermeisten der Weg zu jenem Ziele verschlossen bleibe; er sehe jedoch die Zeit kommen, da jedem Jüngling und jeder Jungfrau vom Staate die Gelegenheit geboten werden würde, sich allseitig auszubilden und so zu einem wahrhaft menschenwürdigen Dasein zu befähigen.

Die Söhne erwarben sich tüchtige Kenntnisse und wuchsen — Dank den Lehren und dem Beispiele ihres Vaters — zu schlichten und redlichen Menschen von edler Gesinnung heran. Als der vortreffliche Vater sein Lebensende erreichte, konnte er glücklich und ruhig scheiden, denn er wußte, daß die Samenkörner der Tugend und Weisheit, der Freiheitsliebe und des Rechtsgefühls, die er in die Herzen seiner Kinder versenkt hatte, aufgegangen waren und herrliche Blüthen trieben. Die drei Brüder nahmen nach seinem Tode die Zügel des Geschäftes in die Hand, mit dem festen Vorsatz, das Erbe des Vaters seiner würdig zum Wohle ihrer Mitmenschen zu benützen. Und sie blieben demselben treu. Wo es galt, Schulen und wissenschaftliche Bestrebungen, oder irgend eine gute Sache zu unterstützen, oder wenn ein Werk der Wohlthätigkeit zu verrichten war, da fand man Herz und Hand bei ihnen offen; und anstatt wie die meisten ihrer reichen jungen Bekannten nur immer dem Vergnügen nachzujagen und ein unfruchtbares Schwelgerleben zu führen, wandten sie ihre freie Zeit großentheils dazu an, ihre Kenntnisse zu mehren; jeder hatte sich ein besonderes Fach der Naturforschung gewählt, dessen Betrieb er mit Eifer oblag; an einem Abend jeder Woche theilten sie sich gegenseitig die Ergebnisse ihrer Untersuchungen mit oder

besprachen den Inhalt der neuesten Bücher und Zeitschriften, wobei die Schwestern mit der größten Aufmerksamkeit und Lernbegier lauschten, da sie trotz ihrer großen Jugend theilnehmen durften an diesen, scherzweise „Sitzungen der Akademie" genannten Unterhaltungen, in denen sie Bericht erstatteten über den Fortschritt in ihren Sammlungen aus dem Stein-, Pflanzen- und Thierreich. Am Sonntag wurde stets ein gemeinschaftlicher Ausflug in's Freie gemacht, wenn das Wetter nicht zu ungünstig war, und gewöhnlich kehrten sie von demselben mit einer reichen Ausbeute an Naturgegenständen, aber auch mit rothen Wangen und leichten Herzen zurück.

Diese Menschen standen nicht in Gefahr, wie so viele andere durch ihr Geschäft zu gemüthlosen Geldsammlern zu werden; im Umgang mit der Natur bewahrten sie sich bei allem sittlichen Ernst einen kindlich heitern Sinn und ein warmes Gefühl für ihre Mitmenschen, und so wurden sie vor dem traurigen Schicksal bewahrt, in der Jagd nach immer größerm Reichthum ihren höchsten Schatz, ihr besseres Selbst zu verlieren.

Vor einiger Zeit hatten sie den Plan gefaßt, ein Schiff zum Zweck wissenschaftlicher Forschungen und Sammlungen auszurüsten. Der jüngste Bruder und die beiden Schwestern sollten auf demselben in Begleitung eines frühern Lehrers und unter der Führung eines bewährten und hochgebildeten Kapitäns eine Reise um die Welt antreten, während die beiden älteren Brüder das Geschäft leiteten.

Wie pochte unserm Robert das Herz vor Hoffnung, auf diesem Schiff die Erde umsegeln zu dürfen! Mit welcher Ehrfurcht betrachtete er die vielen Werkzeuge und Hülfsmittel, die in der Kajüte aufgestellt waren, die langen Reihen von gediegenen Werken, welche eine Seite der Wand einnahmen, und unter denen er manchen alten Bekannten entdeckte; endlich die Bildnisse vieler Männer der Wissenschaft und der Helden der französischen und amerikanischen Revolution, welche ihm bewiesen, daß hier nicht nur der Sinn für die Wissenschaft, sondern auch für Freiheit und Menschenrecht zu Hause war.

Während er eben die geistvollen Züge des Franzosen Lamarck, des Hauptbegründers der Abstammungslehre, betrachtet, hört er feste, sichere Schritte sich der Kajüte nähern; die Thür geht auf und Robert springt mit dem Ausruf freudiger Ueberraschung den Eintretenden entgegen: „Kapitän Häckel! Und oh, auch Sie, Herr Engelmann!"

In dem eintretenden Kapitän erkannte Robert einen alten Freund seines Vaters, der früher nach der Rückkehr von seinen Seefahrten selten verfehlte, ihm einen Besuch abzustatten. Lange Zeit hatte der kleine Robert nicht seine Scheu vor dem rauhen Aeußern des weitgereisten Mannes überwinden können, der gewöhnlich in kurz abgerissenen Sätzen sprach, dessen dunkle Augen unter buschigen Brauen hervorblitzten, und den die Matrosen sehr bezeichnend den „alten Seebären" nannten. Zwischen seinen einzelnen Besuchen waren immer mehrere Jahre vergangen. Als Robert verständiger geworden war, hatte er dann mit Entzücken den Schilderungen, welche der Kapitän von der Pracht und Herrlichkeit der Tropen, von den sonderbaren Trachten, Sitten und Gebräuchen ferner Völker entwarf, gelauscht. Bei solchen Gelegenheiten wurde der Kapitän selbst so lebhaft ergriffen, daß er wie umgewandelt schien. Er brachte ihm und den Geschwistern niemals Naschwaaren mit, wohl aber solche Gegenstände, die anregend und belehrend auf sie wirken konnten. So brachte er einmal einen Paradiesvogel in zierlichem Bambuskäfig und erzählte ihnen dann, daß dieses prächtige Thierchen ein naher Verwandter des häßlichen Raben sei, und wie die kleinen Wilden in dessen Heimathsort alle möglichen Geräthe und Zierrathe aus dem leichten, elastischen Bambusrohr machten. Ein anderes Mal brachte er ihnen lebende Seepferdchen und ein ausgestopftes junges Känguruh von Australien, das er ihnen lebendig hatte überbringen wollen, das aber unterwegs auf dem Schiff gestorben war.

Professor Engelmann, der nach dem Kapitän eintrat, war Oberlehrer der Schule gewesen, in die Robert einst gegangen war, und hatte den lernbegierigen Knaben stets sehr

gern gehabt. Robert hinwider kannte außer seinen Eltern auf der Welt Niemand, zu dem er mit solcher Liebe und Achtung aufsah, wie zu diesem Mann, der mit umfassenden Kenntnissen ein so edles Gemüth verband und, aus demselben Anlaß wie Roberts Eltern nach Amerika verschlagen, in stillem, bescheidenem Wirken seinen Mitmenschen diente, nachdem seine Hoffnungen auf eine bessere Zukunft des deutschen Vaterlandes gescheitert waren.

Eine Abhandlung über die von ihm angestellten meteorologischen Beobachtungen, die er ohne Nennung seines Namens in einer Zeitschrift veröffentlichte, machte solches Aufsehen unter Fachleuten, daß die Regierung veranlaßt wurde, sich nach dem Verfasser zu erkundigen. Die Folge hiervon war, daß er die Einladung erhielt, eine wissenschaftliche Forschungsreise mitzumachen. Ungern verließ er zwar die Schule, deren Zöglinge ihm wie eigene Kinder an das Herz gewachsen waren; da er aber hoffen durfte, durch Annahme jener Einladung der Menschheit noch größere Dienste zu leisten, und außerdem der Trieb zum „Eindringen in's Innere der Natur" sich in ihm immer mächtig geregt hatte, so folgte er dem an ihn ergangenen ehrenden Rufe. Mehrere Jahre war er unabläßig mit Erforschung der Meeres- und Luftströmungen beschäftigt, und die wenigsten Schiffer mögen wohl heute wissen, wie viel sie der Geistesarbeit dieses bescheidenen deutschen Gelehrten verdanken.

Welche Gefühle die Brust Roberts durchzogen, als er so unerwartet diese beiden Männer vor sich sah, können sich meine jungen Leser denken.

Der Kapitän hatte von dem Steuermann Just schon erfahren, daß ein Bursche in der Kajüte sei, der eine Stelle haben wolle. Als er aber zu seiner Ueberraschung Robert Stätig fand, stellte er ein scharfes Verhör mit ihm an; denn er wußte ebensowenig, wie sein Freund Engelmann, von dem Unglück, das die Familie Stätig getroffen hatte.

„Beim Haifisch! Ausreißer? Was? Schiffsjunge auf dem ‚Georg Forster' werden? Nichts da! An den Mast binden, Tau-Ende anmessen; beim Ohr nehmen, zu Mutter in den Hafen bugsiren! Potz Klüsholz und Ankerstock! Schöne Geschichten, das!"

Robert stand wie vom Donner gerührt. Denn obgleich er ganz unschuldig war und sich auch denken konnte, daß der Kapitän der Meinung sei, seine Eltern lebten noch, so war doch diese Begrüßung so ganz anders, als er sie in seiner freudigen Stimmung erwartet hatte, daß ihm das Weinen näher, als das Lachen stand.

Der gute Herr Engelmann, der Robert besser kannte und nicht glaubte, daß derselbe seine Eltern ohne deren Zustimmung verlassen hatte, trat beschwichtigend auf ihn zu und sagte: „Beruhige dich, mein Sohn; erzähle uns, wie du zu deinem abenteuerlichen Plane kommst, und ob deine lieben Eltern damit einverstanden sind. Und wie befinden sich diese?"

Jetzt überwältigte Robert der Schmerz, und was die barsche Anrede des Kapitäns nicht zu Stande gebracht hatte, das bewirkten diese gütigen Worte seines ehemaligen Lehrers: er konnte die Thränen nicht mehr zurückhalten und fing an, heftig zu weinen.

Die beiden Männer, die wohl ahnen mochten, was vorgegangen war, warteten, bis er sich wieder etwas erholt hatte. Als er nachher mit seiner traurigen Erzählung zu Ende war, drückten sie sich schweigend die Hand, und eine Thräne, die dem Kapitän über den Bart herabrollte, zeigte dem Robert, daß die rauhe Hülle bei diesem Manne doch einen guten Kern umschloß.

Die Freunde hießen nun Robert auf das Verdeck gehen und beriethen sich über sein Schicksal. Der Professor war sogleich mit allerhand Vorschlägen bei der Hand, wie sie ihm sein gutes Herz eingab. Er wollte ihn unter seine Aufsicht nehmen, unterrichten und bei seinen Beobachtungen und Untersuchungen helfen lassen.

Damit war aber bei dem Kapitän nicht anzukommen.

„Wird nichts daraus," sagte er; „von der Bürste auf dienen; zeigen, ob gute Segel führt. Gebratene Tauben in's Maul, he? Taugt nichts."

Immerhin aber wurde Robert in die Schiffsliste eingetragen, und als ihm der Professor diese Nachricht überbrachte, war er ganz glücklich. Wo hätte er auch besser aufgehoben sein können?

Der „Georg Forster" sollte noch an demselben Abend, falls der Wind sich günstig zeigte, mit der Ebbe in See stechen. Robert mußte also rasch in die Stadt hinauf, um seine wenigen Habseligkeiten — darunter einige Bücher — zusammenpacken und rechtzeitig auf dem Schiffe eintreffen zu können.

Schweren Herzens nahm er von der kleinen Stube Abschied, in der er so viel Freud' und Leid erlebt hatte; je näher er aber auf seinem Gang durch die Straßen dem Schiffe kam, desto leichter wurde es ihm zu Muthe. Fand er nicht dort die besten Freunde? Konnte er nicht jetzt hinausziehen in die schöne Welt und seine sehnlichsten Wünsche befriedigen?

Auf das Schiff zurückgekehrt, fand er Jedermann mit sich selbst beschäftigt. Der Proviant für Mannschaft und Passagiere war angekommen und mußte weggestaut, auch sonst sollte Ordnung geschaffen und das Verdeck gesäubert werden, da die älteren Brüder Gisselbrecht den abreisenden Geschwistern am Abend ein kleines Abschiedsfest geben wollten.

Es war unserm angehenden Seefahrer noch keine Arbeit zugewiesen worden; allein, da er sich zu der Mannschaft zählte, so hielt er es für seine Pflicht, mit anzupacken; wo er etwas zu thun fand, griff er frisch zu und war den Matrosen behülflich, soviel er nur konnte. Allerdings war er ihnen bisweilen eher hinderlich, und wenn sie ihn irgendwohin schicken wollten, so kam er sich oft gar dumm vor, wenn er ihre Ausdrücke nicht verstand. Was ein Mast, ein Segel, ein Anker war, das wußte er wohl; aber was verstand er von Klüsen und Schooten, von Bratspill und Klüverbaum, Backbord- und Starbordseite? Da aber Jedermann seinen guten Willen sah, so nahm ihm Niemand seine Unkenntniß übel.

Am meisten konnte er helfen, als viele Hunderte von chinesischen Papier-Laternen ankamen, auf denen die Flaggen aller Nationen abgebildet waren. Dieselben wurden im Takelwerk bis zur höchsten Spitze der Masten und an den querlaufenden Raaen und Tauen befestigt, und Robert, ein gewandter Turner, that es hierbei den besten „Händen" gleich. Als es dunkel geworden war und alle diese Laternen angezündet wurden, bot der „Georg Forster", an sich schon ein stattliches Fahrzeug, einen prachtvollen Anblick dar.

Bald erschienen die fünf Geschwister; ein Musikcorps stellte sich ein, und ehe die Zeit der Abfahrt herankam, hatte sich eine große Gesellschaft von Herren und Damen auf dem Verdeck versammelt, welche an den Zwecken der Reise lebhaften Antheil nahmen und eingeladen waren, in den Hafen mit hinaus zu fahren. Ein kleiner Dampfer sollte sie wieder zurückbringen.

Das Wetter war während des Nachmittags milder geworden, und am Abend war es sternenhell. Die meisten Gäste zogen daher vor, im Freien zu bleiben, wo sie sich mit den drei Passagieren und dem Leiter des Unternehmens, Professor Engelmann, eifrig unterhielten.

Ihr denkt gewiß, es war die Rede vom letzten Ball, oder von der neuesten Mode, oder von einem Wettrennen und anderen Thorheiten, mit deren Besprechung in der Regel bei solchen Gelegenheiten die Zeit todtgeschlagen wird? Fehlgeschossen! denn die Gesellschaft bestand nicht aus verbildeten, sondern aus gebildeten jungen Leuten, welche zwar auch gern ihr Vergnügen hatten, deren Sinnen und Trachten aber nicht einzig und allein darauf gerichtet war. Man ließ sich die verschiedenen wissenschaftlichen Vorrichtungen zeigen, auf den Karten den Reiseplan auseinandersetzen, die vorzunehmenden Untersuchungen angeben; auch hatten die zwei jungen „Naturforscherinnen" gar manchen Auftrag von ihren Freundinnen entgegen zu nehmen, die ein „wandelndes Blatt" für ihre Kerfthier-Sammlung, eine

seltene Pflanze für ihr Herbarium, Sämereien für ihren Wintergarten oder Auskunft über diesen und jenen Gegenstand wünschten. Gewissenhaft schrieben die Schwestern alle diese Aufträge nieder, denn sie waren gewöhnt, nie etwas zu versprechen, ohne den bestimmten Vorsatz, Wort zu halten.

Endlich ertönt das Commando, die Anker zu lichten. Acht Matrosen treten an den Cabestan, und indem sie im Tacte den Rundgang beginnen, rasselt die Kette, der Anker hebt sich, die Segel schwellen, und die ganze Gesellschaft, begleitet von der Musik und den Zurufen der Menschenmenge, welche durch das ungewohnte Schauspiel des Laternenfestes an's Ufer gelockt worden war, singt:

Auf, Matrosen! Die Anker gelichtet!
Die Segel gespannt und den Compaß gerichtet!
Freunde, ade! Scheiden thut weh.
Morgen geht's in die wogende See.

Der gutherzige Kapitän hatte noch keine Anordnungen in Bezug auf die Verwendung Roberts getroffen. So war unser Freund sich selbst überlassen; er konnte die Festfreuden ungestört genießen; diese, sowie der herrliche Anblick der Stadt und des Hafens waren ganz geeignet, ihn sein Unglück wenigstens zeitweilig vergessen zu lassen.

In der Gesellschaft ging es hoch her. Da wurde zu den Klängen der Musik getanzt; man sang deutsche, amerikanische und französische Lieder; denn hier hatte weder National-Dünkel, noch National-Haß eine Stätte. Einer der Herren trug ein selbstverfaßtes schwungvolles Gedicht vor, das den Titel führte: „Alle Menschen sind Brüder." Er erndtete reichen Beifall; noch mehr aber eine junge Dame, welche ihm in wohlgesetzter Rede eine scherzhafte Strafpredigt hielt, weil er in seinem Gedichte die Schwestern vergessen hatte, die doch wohl auch zu den Menschen gehörten. Ueberhaupt herrschte bei allem Anstand ein ungezwungener Ton, wie er nur unter Menschen zu finden ist, welche gute Lebensart nicht in den hergebrachten steifen Förmlichkeiten, sondern in wohlwollender Gesinnung und Handlungsweise gegen ihre Mitmenschen suchen. Hier kam es nicht darauf an, ob Jemand sich nach allen Regeln der Kunst verbeugte oder sämmtliche Höflichkeitsreden auswendig wußte. Im Gegentheil, derlei Reden, (welche sich oft wenig von der Lüge unterscheiden und in vielen Fällen nur die innere Roheit verdecken) und die faden Schmeicheleien, mit welchen man sich in der sogenannten „guten Gesellschaft" überhäuft, waren bei unseren Freunden geradezu verpönt und setzten den, der sie anwandte, der Lächerlichkeit aus. Offenheit, Wahrhaftigkeit und geistige Strebsamkeit waren die Zauberringe, mit denen man sich in diese Kreise Eingang verschaffte.

Robert sah dem fröhlichen Treiben einige Zeit aus der Ferne zu, dann kletterte er in den Mastkorb, wo sich ihm ein Anblick darbot, der an Großartigkeit und Schönheit Alles übertraf, was er früher gesehen hatte.

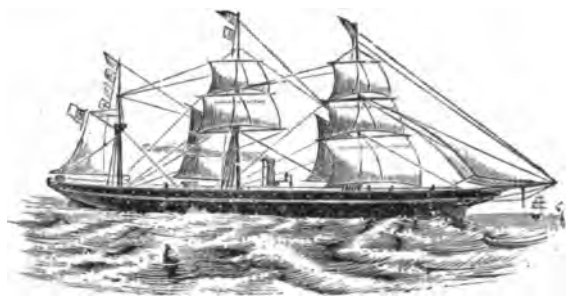
Der „Georg Forster" war, der Ebbe und der Strömung des Hudson folgend, an der Mündung dieses mächtigen Stromes in die Bai angelangt. Robert sah stromaufwärts hinab auf Hunderte von kleinen und großen Fahrzeugen, welche sich in allen Richtungen kreuzten, und deren verschiedenfarbige Laternen die Wasserfläche wie mit bunten Leuchtkäfern belebten. Rechts strahlten die Laternenreihen der "Battery" wie ein Diamantschmuck aus der Dunkelheit herauf; dahinter dehnte sich das unabsehbare Häusermeer New Yorks aus, bis es in der Ferne in Nacht und Nebel verschwamm. Tausende von Lichtpunkten ließen das Menschengewimmel in den Straßen der Weltstadt erkennen, dieses Werkes von Menschenhänden, das so viel Pracht und Herrlichkeit, so viel Reichthum und unsägliche Armuth, so viel Glück und namenloses Elend, so viele edle Menschen und so viele unglückliche Verbrecher in räthsel-

haftem Gemische beherbergt. Freundlicher schauten vom andern Ufer die anmuthigen Höhen von Hoboken und Jersey City herüber; gegen Südwesten begrenzten die bewaldeten Hügel von Staten Island mit ihren schimmernden Villen die Aussicht; nach Osten senkten sich Roberts thränenfeuchte Blicke in die düsteren Schatten der schönen Todten-Stadt — Greenwood Cemetery — in deren Einsamkeit auch die Gebeine all' seiner Lieben zwischen Epheuranken und Cypressen bestattet worden waren. Nach Südosten endlich erkannte Robert in weiter Ferne die im Sternenlicht erglänzenden Wellenkämme des Weltmeeres, dem er nun bald sein Schicksal anvertrauen sollte.

Die Fahrt durch die „Enge" (the Narrows) bot nichts von besonderm Interesse dar; die kanonenstarrenden Befestigungen (links Fort Hamilton und auf einer Klippe Fort Lafayette, rechts Fort Richmond) erinnerten daran, daß die Gesittung der civilisirten Menschheit leider noch nicht so weit fortgeschritten ist, den Krieg, dieses Ueberbleibsel aus einer thierisch-rohen Vergangenheit, entbehren zu können.

In der untern oder äußern Bai machte sich bereits der Wellengang des Meeres fühlbar; einige der jungen Damen, die sich vor der Seekrankheit fürchteten, machten bedenkliche Gesichter, und sie hätten sie aus Furcht davor wahrscheinlich bekommen, wenn ihre Aufmerksamkeit nicht durch den auf der Steuerbordseite erschallenden Ruf: „Delphine! Delphine!" davon abgelenkt worden wäre.

Alles lief nach jener (der rechten) Seite des Schiffes hinüber, um die interessanten „Meerschweine" zu sehen, von denen eine ganze „Schule" (bei Landschweinen würde man



Der „Georg Forster".

Heerde sagen) in geringer Entfernung vom Schiffe sich tummelte. Bald schwammen sie in Kreisen umher, bald folgten sie einander in langer Reihe und schienen einen Wettlauf mit dem Schiffe zu halten, dem sie allerdings in wenigen Minuten einen weiten Vorsprung abgewinnen konnten. Dabei sprangen sie oft mit dem größten Theil des gefleckten Leibes in fortgesetzten Bogenlinien aus dem Wasser. Wenn man sie so um das Schiff herum spielen sieht, gleichsam als wollten sie die menschlichen Zuschauer zur Theilnahme am Spiel auffordern, kann man sich erklären, wie die alten Griechen und Römer zu der Meinung kamen, als seien diese Thiere dem Menschen in uneigennütziger Liebe zugethan. In Wirklichkeit aber folgen die Delphine den Fahrzeugen nur, um die von denselben ausgeworfenen Speisereste mit Gier zu verschlingen. Den Namen Meerschwein oder Schweinfische erhielten sie wohl theilweise wegen dieser Eigenthümlichkeit; dann auch wegen ihres feisten Körpers und des 2—3 Zoll dicken weißen Speckes, der unter ihrer Haut liegt. In der Nähe von volkreichen Seestädten halten sie sich gern auf, weil ihnen von daher viel Nahrung zugeführt wird. Daß die Delphine, obwohl sie fischähnliche Gestalt haben, keine Fische, sondern Säugethiere sind, wird den meisten unserer jungen Leser bekannt sein. Die hier erwähnte Art (Delphinus phocaena) erreicht nur eine Länge von 4—6 Fuß bei verhältnißmäßig sehr großem Umfang und ist unter den Walthieren das kleinste, das man bis jetzt kennt.

Als die Gesellschaft sich an dem Spiele der Walfisch-Bettern sattsam ergötzt hatte, machte Jemand den Vorschlag, sich von Hans Klopp etwas erzählen zu lassen. Das war der älteste Matrose auf dem „Georg Forster", ein drolliger, treuherziger Geselle vom alten Schlage, voll von lustigen Schnurren. Leider war er aber seinem „Freund Rum" zu sehr zugethan, welchem Umstande er es wohl zu verdanken hatte, daß er es nie über die Stellung eines gewöhnlichen Matrosen brachte. Man erzählte von ihm, er habe in seiner Jugend als Soldat in der deutschen Heimath einen Offizier, der ihn ohrfeigen wollte, derb gezüchtigt und deßhalb fliehen müssen. Den bezeichnenden Namen Klopp habe er sich dann selbst beigelegt. Wie dem auch sei, er sah jedenfalls nicht aus, als wenn er sich ein Unrecht gefallen lassen würde, ohne sich zu wehren. Bei all' seinem Muthe war er aber in einer Beziehung feig, sobald nämlich „überirdische" Dinge in's Spiel kamen. Er glaubte nicht nur an Gott und Teufel, sondern auch noch an Gespenster, Ahnungen, Vorbedeutungen und Träume, der Aberglaube jagte ihm oft bei geringfügigen Anlässen die größte Furcht ein und verbitterte ihm, wie allen abergläubischen Leuten, einen großen Theil seines Lebens.

Trotz seiner Fehler und Schwächen hielt er aber viel auf seine seemännische Würde. Wer mit ihm auf gutem Fuß stehen wollte, mußte ihm mit der gehörigen Rücksicht begegnen. Der Kapitän kannte seine Eigenheiten und gab den jungen Leuten die nöthigen Winke. Es wurde nun eine Gesandtschaft ernannt, bestehend aus zwei jungen Damen, und diese begaben sich sofort nach dem Vordertheil des Schiffes, wo Hans Klopp beschäftigt war.

Als sie ihr Anliegen vorgetragen hatten, that er sehr wichtig, als habe er zuviel zu thun und könne nicht abkommen; endlich ließ er sich durch ihre Bitten erweichen und versprach, „den Kinnern ein Garn zu spinnen," nämlich eine Geschichte zu erzählen. Er zählte Alles zu den Kindern, was nicht wenigstens 40 Jahre alt war.

Nach wenigen Minuten kam er herbei, fein säuberlich in seinen neuesten, selbstgestickten Sonntagsanzug gekleidet. Als man Verwunderung darüber aussprach, daß er sich so viel Mühe gemacht habe, sagte er:

„Kinner, glaubt ihr, Hans Klopp weiß nicht, was Anstand ist? Uebrigens, 's ist trocken Wetter, da spinnt sich's schlecht."

Der Kapitän, der diese Anspielung sogleich verstand, ließ ihm ein Glas Grog bringen. Hans setzte sich auf eine Tonne, schlürfte den Grog mit Kennermiene, schob ein neues Priemchen in den Mund und sah dann sinnend in das Glas, als wolle er die Geschichte aus dessen Tiefe herausholen.

Endlich blickte er auf, musterte die Gesichter der im Kreise Umherstehenden, räusperte sich einigemal, strich mit der linken Hand den Bart und begann dann, zu erzählen:

Der griechische Spielmann.

„Na, Kinner, ihr habt ja wohl in der Schule gelernt, wo das mittelländische Meer ist?"

„Ja, ja!" ertönte es im Kreise.

„Na, gut denn: dort hausten in grauer Vorzeit die alten Griechen, die sich auch lieber in der Welt umhertrieben, als daß sie sich zu Hause redlich nährten, die für ihr Leben gern Garn spannen, tanzten und musizirten, überhaupt ein lustiges, leichtlebiges Völkchen waren.

Ich denke oft, der Hans Klopp, der hätte zu ihnen gepaßt.

Einer von ihnen, Arion hieß er (den Vornamen habe ich vergessen), der mit seiner Fiedel von einer Kirchweih zur andern zog, kam auf seinen Kreuzfahrten auch nach Tarent, wo damals Schiffbau und Seehandel blühten. Nachdem er sich dort in den Herbergen der Matrosen und Schiffszimmerleute durch sein Spiel eine schöne Summe Geldes verdient hatte, wollte er in die Heimath zurücksegeln, um in sicherm Hafen beizulegen und sich für den Rest seiner Tage festzuankern.

Doch es kam anders.

Den Führer des Schiffes, dem Arion für die Ueberfahrt reichlichen Lohn versprochen hatte, gelüstete es nach dessen Reichthum. Er verschwor sich deßhalb mit seinen Leuten — möge das Meer sie verschlungen haben! — den fahrenden Sänger zu berauben und ihn über Bord zu werfen.

Als sie weit genug vom Lande und keine Segel in Sicht waren, verkündete der Schiffsherr — mög' ihn die Seeschlange gefressen haben! — dem Reisenden, was sie mit ihm vorhatten und forderte ihm das Geld ab. Arion aber bat, man möchte ihn noch einmal seine liebe Fiedel spielen lassen, dann sei er bereit, die letzte Fahrt anzutreten. Die Bitte wurde ihm gewährt, denn auch Schurken haben zuweilen Augenblicke, in denen sie ein menschliches Gefühl bewegt.

Arion holte nun sein treues Spielzeug aus dem Kasten — der, beiläufig gesagt, mit Wachsleinwand überzogen war, wie jener des Spielmanns dort drüben — trat an den Spiegel des Bootes und spielte ein Lied der Sehnsucht und der Klage, das einen Alligator hätte erweichen müssen. Der Schiffsführer, ein abgehärteter Geselle, zeigte jedoch keine Spur von Rührung; sein Herz muß mit einem Panzer umgeben gewesen sein, gegen den der Kupferbeschlag unseres „Georg Forster" wie Postpapier erschiene; er wartete offenbar nur auf das Ende des Liedes, um seinen schwarzen Plan auszuführen.

Da sah Arion, daß ein Schwarm von Delphinen in schön geschwungenen Linien nach dem Tacte seines Spieles im Kielwasser umhertanzte. (Es war eine größere Art, als die, welche uns heute Abend schlechtes Wetter prophezeiten; sie heißen auch Tummler.)

Arion, der sich lieber den Ungethümen der Tiefe anvertraut, als der Gnade des grausamen Schiffvolkes, läßt noch einmal sein Lied ertönen und schwingt sich dann über die Brüstung auf den Rücken des größten Delphins, der ihn, von der ganzen Schaar umgeben, glücklich an die heimathliche Rhede trägt.

Die Seeräuber aber mußten mit langer Nase abziehen."

Hans Klopp wußte wohl nicht, daß uns die fabelhafte Erzählung von Arion durch Herodot, den „Vater der Geschichte", überliefert worden ist; auch ahnte er nicht, daß es zu jener Zeit noch keine Geigen gab, daß Arion die Zither schlug, und wie komisch seine Schilderung des Griechenvolkes, seine Erwähnung von Kirchweihen und Herbergen den Zuhörern vorkamen; er hatte die Geschichte eben mit den Bildern seiner Seemanns-Denkweise geschmückt und erntete dafür reichen Beifall.

Noch ein Glas Grog, und Hans Klopp verabschiedete sich mit dem stolzen Bewußtsein, daß er der Held des Abends war.

"All aboard!" schallt es jetzt. Während man dem alten Matrosen zugehört hatte, war man nahe Sandy Hook angekommen, und schon hatte die Dampf-Yacht „Liberty" an der Seite des „Georg Forster" angelegt, um die Gäste aufzunehmen und nach New York zurückzubringen.

Alles war in heiterer Stimmung, und so wurde der Abschied kurz und leicht.

Nachdem die „Liberty" mit ihren „Lebewohl" winkenden Taschentüchern den Blicken entschwunden war, begaben sich die Reisenden zur Ruhe. Robert blieb noch lange am Bugspriet stehen und blickte, in Gedanken versunken, hinaus in das endlose Meer. Was es für ihn wohl im Schooße barg?

Endlich überfiel ihn die Müdigkeit, die nach all' den Anstrengungen des Tages nicht ausbleiben konnte, und er ging in die Kajüte, wo ihm für diese Nacht ein vorläufiges Lager angewiesen war.

Auch Herr Engelmann und der Kapitän waren nicht sogleich zu Bette gegangen, sondern sie hatten sich noch lange berathen, was sie mit Robert beginnen sollten. Der erstere drang noch einmal darauf, ihn unter seine Leitung nehmen und ihm eine wissen-

schaftliche Ausbildung geben zu dürfen; der Kapitän aber brachte gewichtige Gründe vor, weßhalb er es für besser hielt, den Knaben eine Prüfung durchmachen zu lassen, um zu sehen, ob er auch strebsam und ausdauernd genug sei und es verdiene, daß man sich Mühe mit ihm gebe. Schließlich wurde beschlossen, daß er auf der untersten Stufe der Leiter anfangen solle, d. h. als Küchenjunge.

Am nächsten Morgen um 4 Uhr, als die sogenannte Hundewache durch die Steuerbordwache abgelöst wurde, weckte der Steuermann Just unsern Freund aus tiefem Schlaf und gab ihm die nöthigen Weisungen in Bezug auf seine Pflichten. Diese waren allerdings nicht gerade angenehmer Art, denn der Küchenjunge auf einem Schiffe ist so eine Art Aschenbrödel, muß alle Arbeiten verrichten, die sonst Niemand gern thut, und wenn schon der Koch, weil er nicht eigentlich Seemann ist, von dem Schiffsvolk als etwas Geringeres angesehen wird, so läßt man den Küchenjungen diese Mißachtung doppelt empfinden; Jedermann befiehlt ihm und von Jedermann wird er umhergestoßen. Hätte Robert die Wahl gehabt, so wäre er jedenfalls lieber Kajütenjunge geworden, weil er dann die Werkzeuge zu putzen und im Stande zu halten, die Bücher zu ordnen und mehr Umgang mit den Leuten gehabt hätte, von denen er etwas lernen konnte. Indessen, da ihm seine guten Eltern gelehrt hatten, jede ehrliche Arbeit zu achten, so schüttelte er das Mißvergnügen, das sich im ersten Augenblick geltend machen wollte, muthig von sich und meldete sich bei seinem nächsten Vorgesetzten, dem Koch Fritz Runkelrübe. Dieser gewann ihn bald lieb, da er sich stets willig zeigte und sich immer Mühe gab, in allen Dingen seine volle Pflicht und lieber mehr, als weniger zu thun. Nie hatte es in Küche und Speiseschrank früher so reinlich ausgesehen, wie jetzt. Der Boden war stets sauber, das Messinggeschirr zwischen den Latten an der Wand mußte blitzen wie in einer holländischen Küche; dabei schützte er auch seine Kleidung so viel wie möglich, so daß er manchem Küchenmädchen und mancher Hausfrau hätte als Muster dienen können. Auch vertrödelte er keine Zeit, und so konnte ihm Meister Runkelrübe oft eine Erholungsstunde gönnen; diese wandte er dann gut an, indem er entweder seine lieben Bücher hervorholte, sich mit dem Schiff und seiner Ladung vertraut machte, oder auch zur Abwechslung sich in die Betrachtung des Wassermeeres unten, oder des Luftmeeres oben vertiefte. Natürlich suchte er es immer so einzurichten, daß er dabei sein konnte, wenn die Kajütenbewohner die Beobachtungen und Untersuchungen anstellten, die später zum Theil beschrieben werden sollen.

Max Gisselbrecht und seine beiden Schwestern Emilie und Auguste wurden schon am ersten Tage auf den fleißigen, klugen Burschen aufmerksam, und nachdem sie seine Geschichte durch Herrn Engelmann erfahren hatten, bestürmten auch sie den Kapitän, auf die Vorschläge des letztern einzugehen. Der Kapitän blieb aber unerbittlich. Alles, was sie von ihm erreichten war, daß Robert nach Beendigung seines Tagewerkes an den Unterhaltungen in der Kajüte theilnehmen durfte. Auguste, die jüngere Schwester, war trotz ihres Eifers für ihre Studien sehr häuslichen Sinnes; sie ließ es sich nicht nehmen, einen Theil der Haushaltungs-Arbeiten in der Kajüte und in der Küche selbst zu besorgen. Am Vormittag des folgenden Tages, als sie wieder in die Küche ging, um dem Meister Runkelrübe (wie dieser launig sagte) in's Handwerk zu pfuschen, brachte sie dem weißbeschürzten Robert die frohe Kunde von jener Erlaubniß und machte ihn dadurch ganz glücklich. Nun wurde ihm die Arbeit viel leichter, als vorher: die Pfannen scheuerten sich fast von selbst, das Feuer brannte besser, die Sonne lachte viel freundlicher zu den kleinen, runden Fenstern herein, und der Wellenschlag an der Schiffswand schien ihm den Tact zu schlagen zu dem Stücke, welches der Wind im Takelwerke spielte.

Wie wenig gehört dazu, einen Menschen glücklich zu machen! Möchten doch meine jungen Leser stets bemüht sein, ihren Mitmenschen dieses Wenige zu bieten, wo immer sie eine Gelegenheit dazu finden! Sie werden dadurch nicht nur Andere beglücken, sondern sich selbst; denn jede gute That hallt wie ein Echo aus der Menschheit wider.

Der „Georg Forster" steuerte zuerst nach Neufundland, wo der Fischfang in vollem Gange

war. Man wollte sich theils durch eigene Beobachtung, theils aus den Mittheilungen der Fischer eine genaue Kenntniß der Lebensgewohnheiten verschiedener, dort vorkommender Seethiere verschaffen und in der Nähe der Sandbänke die ersten Versuche mit den Vorrichtungen für die Tiefenmessung des Meeres und für die Untersuchung des Meeresbodens anstellen. Unterwegs wurden jedoch zwei merkwürdige Punkte berührt; zuerst Martha's Vineyard, das von Vielen als das „Winland" der Normänner angesehen wird. Die Gesellschaft ruderte hier an's Land und verbrachte einen herrlichen Tag mit dem Einsammeln von Naturgegenständen, wobei besonders die beiden Mädchen eine reiche Ausbeute für ihre Pflanzensammlung machten. Nach dem, an einem offenen Feuer im Walde zubereiteten Mittagsmahle las man eine Schilderung der Entdeckungsfahrten der Normänner und ihrer Landung im „Winland", ja man stellte sogar Vermuthungen in Bezug auf den wahrscheinlichen Landungsplatz auf und versetzte sich im Geiste zurück in jene Zeit, da ganz Amerika noch eine einzige Wildniß und der alten Welt noch gar nicht bekannt war. So wurde der Ausflug doppelt genußreich.

Drei Tage später fuhr man in die weltberühmte Fundy-Bai, um Ebbe und Fluth zu beobachten, welch' letztere in den obersten Theilen der Bucht unter besonders günstigen Umständen zuweilen 112 Fuß hoch steigt, während die Fluthhöhe in der Mitte des stillen Meeres bei ruhigem Wetter nur etwa 2 Fuß, in den eingeschlossenen Eismeeren sogar oft nur wenige Zoll beträgt.

Der „Georg Forster" durfte sich nicht weit in die Bai hinaufwagen; die Gesellschaft fuhr daher zu Land bis zu einem passenden Ort und genoß von dort aus das großartige Schauspiel, wie sich die mächtige Fluthwelle in dem schmalen Arm der Bucht mit einer Gewalt heraufwälzte, so daß man fast fürchten mußte, die vieltausendjährigen Felsen würden ihr nicht widerstehen können. Nachdem wieder Ebbe eingetreten war, sammelten unsere Freunde, mit Handnetzen, Körben und Blechgefäßen bewaffnet, eine große Menge von Seethieren und Pflanzen, welche von der ablaufenden Fluth zurückgelassen wurden, darunter sowohl Fische, als auch Weichthiere, Krustenthiere, Schwämme, Tangarten u. s. w.

Am nächsten Morgen ging die Reise weiter, um das Vorgebirge Sable, die Südspitze Neu-Schottlands herum und auf die Neufundland-Bänke zu, deren Nähe sich da schon durch den Nebel ankündigte, der im Laufe des Tages immer dichter wurde, so daß man bald nicht mehr über die Breite des Schiffes hinwegsehen konnte. Wegen der Gefahr des Zusammenstoßes mit anderen Schiffen mußte ein Theil der Segel eingeholt werden; gegen Abend wurde eine Anzahl Laternen ausgehängt, und in kurzen Zwischenräumen ward als Warnungszeichen eine Glocke geläutet. Die Gefahr des Nebels ist um so größer, weil in diesen Gewässern Hunderte von Fischerbooten sich kreuzen, und oft kommt es vor, daß ein Zusammenstoß erfolgt, ohne daß ein Schiff vorher vom andern aus bemerkt werden kann. Es gehen auf diese Weise viele Menschenleben verloren, und in jedem Fischerdorf an der Küste der Neu-England-Staaten findet man Wittwen und Waisen, deren Männer und Väter auf diese Weise umgekommen sind.

Kapitän Häckel traf am Abend alle nur möglichen Vorsichtsmaßregeln, die Wache wurde verstärkt, das Läuten der Glocke erlitt kaum eine Unterbrechung; er selbst blieb spät auf und legte sich dann mit den Kleidern nieder, um vorkommenden Falles schnell bei der Hand sein zu können.

„Schiff ahoy!" tönte es bald darauf oben im Nebel.

„Alle Hände an Deck!" rief es in den Schiffsraum hinab.

Im Nu war der Kapitän mit der ganzen Mannschaft oben; der Kapitän erließ seine Befehle mit ruhiger, fester Stimme; sein Gesicht zeigte jedoch einen Ernst und eine Spannung, welche fürchten ließ, daß Alles auf dem Spiele stand.

Während einige Matrosen an die Rettungsboote gestellt wurden, mußten andere die für solchen Fall bereit gehaltenen großen, mit Werg gefüllten Säcke an Tauen über die äußere

Schiffswand hinablassen, um durch dieses Prallmittel die Gewalt des Zusammenstoßes zu brechen; eine dritte Partie wurde an die Schiffspumpen gestellt und eine vierte war damit beauftragt, Lebensmittel und die nothwendigsten Schifffahrts-Hülfsmittel in den Booten unterzubringen. Unsere Freunde waren damit beschäftigt, die „Lebensretter" zurechtzulegen, die in genügender Anzahl für die ganze Schiffsmannschaft vorhanden waren. Alles geschah trotz der Kürze der gegebenen Zeit ohne Uebereilung, weil man durch das Ereigniß nicht unvorbereitet überrascht wurde. Man war sich der bei einer Seefahrt möglichen Unglücksfälle schon vorher bewußt gewesen und hatte berathen, was in einem solchen Falle zu thun sei. Dazu kam noch, daß die Ruhe und Geistesgegenwart des Kapitäns Alle, selbst die rohesten unter den Matrosen, durch sein Beispiel mit einem erhabenen Pflichtgefühl erfüllte, so daß jeder selbstsüchtige Gedanke an die eigene Rettung durch die Sorge für Alle überwogen wurde.

Eine betrübende Ausnahme kam dennoch vor.

Als Robert damit beschäftigt war, einige lange und breite Tannen-Planken an den Schiffsrand zu bringen, die als Floß hätten benutzt werden können, wenn ein Rettungsboot umgeschlagen wäre, raunte ihm Hans Klopp mit gedämpfter, aber aufgeregter Stimme zu: „Hole Schnaps herauf, Junge; aber nicht gemuckst, hörst Du?" Robert erschrak darüber, denn er hatte Hans Klopp bisher als einen redlichen, pflichttreuen Seemann angesehen; nun sah er, wie derselbe durch seine Leidenschaft für berauschende Getränke so sehr beherrscht wurde, daß er dafür Ehre und guten Ruf, ja sogar vielleicht seine Mitmenschen aufopfern konnte. Robert faßte sich indeß schnell und erwiderte: „Das darf ich nicht; auch solltet ihr jetzt in dem Augenblick der Gefahr nüchtern bleiben!"

„Was sagst du da, du Küchenratte?"

„Was sagst du da, du Küchenratte? Willst dem Hans Klopp Bußpredigt halten?" knirschte Hans zwischen den Zähnen hervor; zugleich ergriff er Robert mit der einen Hand und erhob die andere zum Schlage.

Da drehte sich Robert gegen ihn um, richtete sich zu seiner vollen Höhe auf und hielt ihm flammenden Blickes und in wenigen entrüstungsvollen Worten das Schändliche nicht nur seiner eigenen Pflichtverletzung, sondern des Versuches vor, ihn ebenfalls zu einer solchen zu verleiten. Obwohl Robert nur ein Knabe war, so machte seine Rede doch vermöge ihrer überzeugenden Wahrheit und des sittlichen Muthes, mit dem sie vorgebracht wurde, einen solchen Eindruck auf den alten Matrosen, daß er Robert um Verzeihung bat und zerknirscht an seinen Posten zurückkehrte. Von diesem Augenblick an trank er niemals wieder einen Tropfen berauschender Getränke, obgleich er weder ein Gelübde ablegte, noch einen Schwur leistete; er faßte eben einen männlichen Vorsatz und führte ihn aus.

Robert seinerseits kam später zu dem Entschluß, sich nie von einer Leidenschaft, wie Trunk- und Spielsucht, beherrschen zu lassen. Auch zeigte ihm dieses Vorkommniß so recht überzeugend, daß der Glaube an zukünftige Strafe oder zukünftigen Lohn nicht genügt, einen Menschen sittlich und gut zu machen, wenn ihn nicht ein lebendiges Rechtsgefühl, tiefeingewurzelte Liebe zum Guten und Haß des Bösen beseelt; Hans Klopp war nämlich ein strenggläubiger Christ, betete täglich, las oft in der Bibel und leitete den „Gottesdienst", zu dem er am Sonntage seine Genossen zusammenberief; aber in der Stunde der Noth war er der Versuchung erlegen.

Das hier Erzählte ging vor sich in der kurzen Spanne Zeit, während der Kapitän, weit vorgebeugt, an der Stellung der Laternen des fremden Schiffes, das schon in unmittelbarer

Nähe zu sein schien, die Richtung zu erkennen suchte, in welcher dasselbe auf den „Georg Forster" heranschoß.

Jetzt glaubte er seiner Sache sicher zu sein und ließ das Schiff eine Schwenkung machen. Es war die höchste Zeit gewesen, denn im nächsten Augenblick streiften die beiden Schiffe so hart an einander, daß der „Georg Forster" sich nach der entgegengesetzten Seite neigte.

„Bunker Hill, von Boston!" scholl es drüben aus dem Nebel. „Welches Schiff ist das?"

„Georg Forster, von New York," antwortete Kapitän Häckel durch das Sprachrohr.

Sie waren gerettet.

Die Aufregung über die Gefahr, der man entronnen war, hatte sich der Gemüther so sehr bemächtigt, daß Niemand sogleich zu Bette gehen wollte; nur der Kapitän zog sich, nachdem er nochmals seine Anordnungen getroffen hatte, zurück. Die anderen Kajütenbewohner unterhielten sich beim Schein einer Lampe über das soeben Erlebte und suchten sich freimüthig Rechenschaft zu geben über die Gefühle und Gedanken, welche sie im Augenblick der Todesgefahr bewegt hatten. Sie waren alle durch ihre Lehrer und ihre Eltern daran gewöhnt worden, nach Selbsterkenntniß zu streben und stets ihre eigenen Gedanken und Handlungen vor den Richterstuhl ihres Gewissens zu bringen. Sie lernten dadurch nicht nur schärfer und klarer denken, sondern auch ihre Gefühle, ihre Neigungen durch den Geist beherrschen, und indem sie sich selbst besser verstehen lernten, wurden sie auch befähigt, ihre Mitmenschen richtiger zu würdigen und gerechter zu beurtheilen. Wie den alten Griechen galt unseren Freunden als höchste Weisheit das „Suche dich selbst zu erkennen", und dieser Wahlspruch prangte auch in goldener griechischer Schrift über dem Büchergestell in der Kajüte.

Im Laufe der Unterhaltung zeigte sich, welchen wohlthätigen Einfluß das von allem Wahnglauben freie Denken auf die Seelenstärke der Menschen hat. Niemand von den Anwesenden hatte das empfunden, was man Todesangst nennt. Sie alle betrachteten das Leben als einen Vorgang in der Natur, der wie jeder andere eine Reihe von Ursachen und Wirkungen ist, und der durch den Tod früher oder später mit Naturnothwendigkeit zum Abschluß gelangen muß. Der Tod war ihnen keine, von einer abergläubischen Einbildung ausgemalte Schreckgestalt, sondern nur die natürliche Folge der Auflösung, der alle Lebewesen sich unterwerfen — ob Pflanzen oder niedere Thiere, oder Menschen — um nach ihrem Verlauf in neuen Verbindungen zu den herrlichsten Naturgebilden wieder zusammenzutreten und andere Lebewesen mit Freude am Dasein zu erfüllen. Das ist die Auferstehung im Sinne der neuen, natürlichen, wissenschaftlichen Weltanschauung. Das ist die Auferstehung, welche die Naturforscher mit der Scheide-Waage in der Hand beweisen können, und die nichts von jenen Schrecknissen an sich hat, welche sich an die Vorstellung von der Auferstehung knüpfen, wie sie den Menschen durch verschiedene Glaubenslehren beigebracht worden ist. Wer an eine „Hölle" und die Folterqualen „ewiger Verdammniß" glaubt, der mag allerdings Furcht vor dem herannahenden Tode empfinden; nicht so freie, selbständig denkende Menschen, wie unsere Freunde auf dem „Georg Forster". Der Gedanke an die lieben Verwandten, Freunde und Freundinnen, die ihren Verlust beweinen würden, hatte sie betrübt; doch Furcht vor dem Tode kannten sie nicht, und sie waren auf Alles gefaßt gewesen.

Nachdem man seine Gedanken über diese und ähnliche Gegenstände der Unterhaltung ausgetauscht und nach und nach sich Müdigkeit eingestellt hatte, ging man noch einmal auf das Verdeck, wo indessen noch immer der unheimliche, weil Alles verhüllende und durchdringende Nebel herrschte. Auf die Frage, weßhalb gerade an dieser Stelle des Meeres solche dichte Nebelmassen so häufig vorkommen, erklärte Herr Engelmann, daß in der Nähe der Neufundland-Küste die warmen Gewässer des Golfstromes und die von ihnen erzeugten Wasserdämpfe den vom Norden kommenden kalten Strömungen begegnen, und daß sich bei der Mischung der kalten und warmen Wasserdämpfe ein Theil der letzteren in Folge der raschen Abkühlung zu Nebel verdichte. Es ist dies ein ähnlicher Vorgang, wie wir ihn im Winter im warmen Zimmer

beobachten können, wenn durch ein rasch geöffnetes Fenster eine Mischung der äußern kalten mit der innern warmen, dampfgesättigten Luft vor sich geht. Auch dort bildet sich Nebel.

Die jungen Reisenden forschten immer und überall nach der Ursache der Erscheinungen, denn sie wollten nicht nur sich selbst, sondern auch die Dinge um sich her, die ganze Natur erkennen, um mit vorurtheilslosem Blick und sicherm Schritt durch das Leben wandeln zu können.

Nach kurzer Ruhe waren unsere Freunde zur gewohnten frühen Stunde am Kaffeetisch versammelt, denn Kapitän Häckel duldete keine Langschläfer um sich und sah in allen Dingen auf Pünktlichkeit. Selbst Max, Emilie und Auguste, die, wie die meisten Bewohner großer Städte, etwas verwöhnt waren, versöhnten sich bald mit der neuen Lebensordnung und hätten später um keinen Preis mehr die schönsten Morgenstunden verschlafen, deren Genuß sie für den ganzen Tag heiterer und leistungsfähiger machte.

Ein frischer Westwind vertrieb bald den Nebel auf einige Zeit, und da sah man, daß der „Georg Forster" sich mitten unter einer Flotte von Stockfischfängern befand. Diese schienen zu den Langschläfern zu gehören, denn nirgends zeigte sich auf den Schiffen Leben; nur zuweilen sah man, wie ein Matrose träge über die Brüstung in die Fluth hinabblickte. Auf Befragen, ob denn die Stockfische bei Nacht gefangen werden, erhielt Robert von einem Matrosen eine verneinende Antwort und die Erklärung, daß die Stockfische sich in großen „Zügen" beisammen halten und die Fischer nur dann ihre Thätigkeit entwickeln, wenn ein solcher Zug unter dem Schiff herzieht oder dieses auf seinen Kreuz- und Querfahrten einem Zuge begegnet.

Während Robert sich im Stillen wünscht, den Fischfang mit ansehen zu können, ertönt auf einem der nächsten Schiffe der Ruf „Hurrah!" Sofort wimmelt es auf dem kleinen Verdeck desselben von Leuten, die sich fast dicht nebeneinander rings an der Brüstung aufstellen und die beköderten Angelhaken an langen Schnüren in's Meer sinken lassen; im nächsten Augenblick wird der erste heraufgezogene Fisch mit einem Freudenrufe begrüßt, und nun folgt Fisch auf Fisch, denn sie „beißen" vortrefflich und die Angler thun einen Fang, so oft sie den Köder wieder auswerfen. Die Fische werden mit einem kunstgerechten Schwung auf das Verdeck geschleudert; hat einer der „Hände" einen besonders schweren Fang gemacht, so daß er fürchtet, die Angelschnur möchte beim Herausheben des Fisches aus dem Wasser zerreißen, so ergreift sein Nachbar eine lange, mit einem Widerhaken versehene Stange und hilft damit das schwere Thier auf's Verdeck zu bringen. Das durchschnittliche Gewicht dieser vielgesuchten Fische ist 12—14 Pfund, doch hat man schon in seltenen Fällen solche von 50 Pfund Gewicht gefangen.

Es dauert nicht lange, so sind auch einige der anderen Fischerboote in den Bereich des „Zuges" gekommen, und nun herrscht auf der Wasserfläche ein reges Leben. Die Freudenrufe der Fischer, wenn die Fische „gut beißen", haben ihren Grund nicht nur in dem Vergnügen an dem Fang selbst, sondern auch darin, daß die Fischer einen Antheil an der Beute erhalten und ihr Lohn für die Arbeit des ganzen Sommers vom Ertrag des Fanges abhängt. Oft vergehen Tage und Wochen, ohne daß man einem guten „Zuge" begegnet, und dann gibt es Langeweile, Aussicht auf leere Beutel, und verdrießliche Gesichter.

Auf dem „Georg Forster" befanden sich einige Matrosen, die früher auch schon am Stockfischfang betheiligt gewesen waren; sie richteten sich in aller Stille Schnüre und Angelhaken, und Meister Runkelrübe gab ihnen etwas Salzfleisch zu Köder, da sie ihm einen frischen Braten zusicherten. Kaum hatte Dolph Warner — so hieß der eine von den Matrosen — die etwa 200 Fuß lange Angelschnur ausgelassen, so zog er sie wieder ein und brachte einen prächtigen, wenigstens 20 Pfund schweren Kabeljau an Bord. Nun ließ auch er den üblichen Ruf erschallen, und es dauerte nicht lange, so war der „Georg Forster" in einen Stockfischfänger verwandelt. Der Kapitän gönnte der Mannschaft das Vergnügen um so lieber, als einige Tonnen so billigen Mundvorraths nicht zu verachten waren.

Dolph Warners Zwanzigpfünder wurde von der Naturforscher-Gesellschaft mit großem

Eifer betrachtet und untersucht, und der alte Matrose kramte dabei gern sein Stockfischwissen aus, d. h. was er über die Stockfische wußte. Im Naturzustand heißt der Fisch Kabeljau; wird er eingesalzen, so erhält er den Namen Laberdan; auf Gerüsten (also auf Stöcken, Pfählen und Latten) getrocknet wird er Stockfisch genannt; endlich kommt er noch unter dem Namen Klippfisch in den Handel, wenn er gesalzen und getrocknet wird. Im Frühjahr ist er am hungrigsten, und ist das deßhalb die beste Fangzeit. Er streift meist am Boden des Meeres hin, um auf Austern und andere Weichthiere, kleine Krustenthiere, Würmer und Strahlthiere Jagd zu machen. Beim Oeffnen des obenerwähnten Zwanzigpfünders fand man denn auch in seinem Magen Theile von mehreren solchen Thieren; ein Beweis, daß er nicht aus Hunger, sondern aus Neid und Habsucht nach Warners Köder geschnappt und gewissermaßen seinen Tod verdient hatte.

Robert durfte sich auch an dem Fang betheiligen, und da das Mitleid, das er mit den Fischen empfunden hatte, durch den Anblick des Mageninhaltes jenes Zwanzigpfünders gänzlich verwischt worden war, so machte es ihm jetzt ein lebhaftes Vergnügen, mit seiner Angelschnur die schönen, gelbgrau und braun gefleckten Thiere vom Meeresboden heraufzuziehen. Ein kleines, aber sonst schönes Musterstück mit gutausgebildeten Flossen übergab er den Mädchen zum Behufe des Abzeichnens und Ausstopfens. Emilie entwarf die Zeichnung, und Auguste, welche in der Malkunst wohlgeübt war, vervollständigte das Bild durch eine genaue Wiedergabe der Farben. Nach Herrn Engelmanns Angabe wurde dann unter die Zeichnung geschrieben: IV. Thierklasse: Fische (Pisces). V. Ordnung: Kehl-Weichflosser. (Sub-branchiales). 1. Familie: Schellfische (Gadini). Art: Kabeljau (Gadus morrhua).

Nachdem einige Hundert Fische auf dem Verdecke lagen, erhielt Dolph Warner als Sachverständiger den Auftrag, die Zubereitung vorzunehmen. Er legte eine lange Planke über einige leere Tonnen, wählte unter den Matrosen die fünf anstelligsten aus und zeigte nun diesen der Reihe nach, wie sie verfahren mußten. Den ersten nannte er den Kehler. Derselbe mußte den Fisch auf eine gewisse Art mit der linken Hand festhalten, während er ihm mit dem in der rechten Hand gehaltenen zweischneidigen Messer die Kehle und den Bauch aufschlitzte. Sodann wurde der Fisch dem Köpfer zugeschoben, der mit einem einzigen Schnitt den Kopf abtrennte, die Eingeweide ausnahm und den Fisch dann dem Spalter reichte; während der Köpfer die Leber ausschneidet, aus welcher der bekannte Leberthran bereitet wird, und Zunge und Schwimmblase als Leckerbissen einsalzt, trennt der Spalter mit zwei Schnitten den Rückgrat ab, wirft ihn über Bord und reicht den Fisch dem Wäscher, welcher ihn mit frischem Seewasser rein auswäscht und dann dem Salzer übergibt. Da dieser die wichtigste Arbeit hat, indem von dem vorsichtigen Einsalzen die Erhaltung und Güte der Waare abhängt, so übernahm sie Warner selbst; zuletzt wird der Fisch durch die Hände des Packers mit dem Rücken nach oben in die Tonne geschichtet. Die Leute gewannen in kurzer Zeit solche Uebung, daß nach wenigen Stunden alle Spuren der Schlächterei schon beseitigt werden und das Verdeck des „Georg Forster" in gewohnter Reinlichkeit prangen konnte.

Das Wetter war für die Neufundland-Bänke an diesem Tage sehr schön zu nennen, da nur von Zeit zu Zeit eine Nebelschicht die Sonne verhüllte; der Kapitän hielt es daher für gerathen, mit den Vorübungen für die Meeres-Untersuchungen zu beginnen. Die Beschreibung derselben wird uns Gelegenheit geben, unsere jungen Leser mit einigen der mit vielem Scharfsinn ausgedachten Werkzeuge und Verfahren bekannt zu machen, durch welche die Naturforscher das Wissen der Menschheit über schwer erreichbare Gebiete der Natur zu vergrößern bestrebt sind.

Gegen Abend, als Robert, wie gewöhnlich um diese Zeit, einen Tauschhandel mit der Ziege machte, indem er sich für einige Rüben und Kohlblätter Milch von ihr geben ließ, erhielt er durch Auguste die Einladung, Abends nach Vollendung seiner Arbeiten in die Kajüte zu kommen, wo die verschiedenen Werkzeuge hervorgeholt und zum Gebrauch fertig gemacht werden sollten. Er arbeitete mit verdoppeltem Eifer, um ja nichts zu versäumen; er

war eine halbe Stunde früher als sonst mit seinen Arbeiten zu Ende, ohne sich jedoch irgend eine Oberflächlichkeit oder Nachlässigkeit zu Schulden kommen zu lassen; dazu war er zu gewissenhaft, und er wußte auch, daß nur Derjenige eine Freude rein und ungetrübt genießen kann, der sich rein weiß von Schuld, und der sich dessen bewußt ist, seine Pflicht gethan zu haben.

Als er in die Kajüte trat, hatte Herr Engelmann soeben das „Log" oder Schiffs-Tagebuch hervorgeholt. Jedes Schiff führt ein solches, das zur Verzeichnung aller während einer Seereise vorkommenden Beobachtungen und Ereignisse dient. Das Tagebuch des „Georg Forster" war größer und anders eingerichtet, als die gewöhnlichen, weil, dem wissenschaftlichen Zweck der Reise entsprechend, an jedem Tag eine große Zahl von Beobachtungen vorgenommen werden sollten.

Um den jungen Lesern einen Begriff davon zu geben, welche Aufgabe sich unsere wissensdurstigen und forschlustigen Freunde gestellt hatten, wollen wir uns einmal die Einrichtung des Tagebuchs näher betrachten. Da war vorgeschrieben:

I. Stündliche Beobachtungen.

1. Lufttwärme, vermittelst des Thermometers;
2. Luftdruck, vermittelst des Barometers;
3. Feuchtigkeit der Luft, vermittelst des Hygrometers und Psychrometers;
4. Niederschläge (Regen u. s. w.), vermittelst des Ombrometers;
5. Verdunstung des Wassers aus einem offenen Gefäß;
6. Inclination (Neigung) und Declination (Abweichung) der Magnetnadel;
7. Richtung des Windes;
8. Stärke des Windes, vermittelst des Anemometers;
9. Form der Wolken;
10. Richtung der Wolken;
11. Verhältniß des bedeckten zum unbedeckten Himmel;
12. Wärme des Wassers an der Oberfläche.

II. Tägliche Beobachtungen.

Bestimmung des Orts:

13. Geographische Länge;
14. Geographische Breite.

III. Beobachtungen, welche vorgenommen werden, so oft Wetter und andere Umstände es erlauben.

15. Wärme des Meerwassers in verschiedenen Tiefen, vermittelst des Tiefseethermometers;
16. Spezifisches Gewicht des aus verschiedenen Tiefen vermittelst der Wasserschöpfflasche heraufbeförderten Meerwassers;
17. Strömungen im Meere (Geschwindigkeit und Richtung);
18. Tiefenmessung und Untersuchung des Meeresbodens, vermittelst des Senkbleis oder der Peilstock-Vorrichtung;
19. Auswerfen des Schleppnetzes;
20. Außergewöhnliche Naturereignisse.

Wir sehen hieraus, daß es genug zu thun gab, und der Kapitän richtete gemeinschaftlich mit Herrn Engelmann eine Theilung der Arbeit ein. Robert wurde freudig überrascht, indem man auch ihm einen Theil der Beobachtungen übertrug, nämlich die unter den Nummern 1 und 12 angeführten, die er übernehmen konnte, ohne seine Berufspflichten in Küche und Vor-

rathskammer zu vernachlässigen. Max, Emilie und Auguste erhielten ihre Theile zugemessen und Herr Engelmann übernahm diejenigen Nummern, welche mehr Erfahrung und Uebung erforderten, sowie die allgemeine Uebersicht.

Nachdem das alles besprochen und jedes Werkzeug geputzt, zusammengesetzt und vorsichtig geprüft war, wobei Herr Engelmann die nöthigen Erklärungen gab, wurden für den folgenden Tag nebst den gewöhnlichen Arbeiten die ersten Meeresuntersuchungen auf die Tagesordnung gesetzt, und Robert suchte sein Lager auf, beglückt, daß er Gelegenheit erhielt, sein — wenn auch noch so bescheidenes — Scherflein zu dem erhabenen Bau der Wissenschaft beizutragen.

Mit dem ersten Dämmerschein des nächsten Morgens war er schon auf dem Verdeck und erging sich in der frischen Brise, den Sonnenaufgang erwartend. Da blitzt es im Osten an der Grenze des Gesichtsfeldes auf; dann hüpft der glänzende Lichtschein von Welle zu Welle bis zum Schiffe heran, und langsam steigt die lebenspendende Feuerkugel aus den Fluthen des Meeres empor, diese mit ihrem Lichte wie mit flüssigem Golde weithin übergießend. Am tiefblauen Himmelsgewölbe erbleichen und verschwinden nach und nach die letzten hellen Sterne, Sonnen, die, wahrscheinlich wie unsere eigene von Wandelsternen umgeben, auf ihrer endlosen Reise durch das Weltall begriffen sind. Robert ist ganz in die Betrachtung dieses großartigen Naturschauspiels versunken und verfolgt im Geiste die Entstehung unseres Sonnensystems, das sich einst aus einem der „kosmischen Nebel" bildete, wie wir deren an vielen Stellen des Himmels mit starken Fernröhren jetzt noch entdecken können.

Wir wollen uns diesen Vorgang ebenfalls vorzustellen suchen; zuerst müssen wir uns jedoch über ein Naturgesetz klar werden, das nach allem Wissen und allen Erfahrungen nie und nirgend in der ganzen Welt eine Ausnahme erleidet. Es ist das Gesetz der ewigen und ununterbrochenen Bewegung des Stoffes, aus dem die Welt besteht. Vielleicht scheint es einem der jüngeren Leser, z. B. dir, lieber Arthur, als habe dieses Gesetz doch nicht überall Gültigkeit; „denn," wirst du denken, „wenn ich an einem warmen, windstillen Sommertag auf der Wiese liege, da herrscht doch überall vollkommene Ruhe." Scheinbar wohl; doch besinne dich: schlägt nicht dein kleines Herzchen, und kreist nicht dein Blut durch die Adern? Bildet sich unter dir und um dich her nicht in Millionen von Grashalmen Zelle auf Zelle? Steigen nicht Tausende von kleinen Dunstströmen aus der Erde empor? Und wenn du sehr aufmerksam über die Bodenfläche hinsiehst, bemerkst du nicht, wie alle Lufttheilchen sich in zitternder Bewegung befinden? Und die Erde selbst, welche dir so festzustehen scheint, eilt sie nicht mit einer rasenden Geschwindigkeit (mehr als 18 englische Meilen in einer Secunde, oder etwa dreihundertmal so schnell wie ein gewöhnlicher Eisenbahnzug) durch den Weltraum, um ihre Bahn um die Sonne zu beschreiben?

„Aber," wirst du vielleicht entgegnen, „wenn ich einen Stein oder ein Stück Eisen vor mir auf dem Tisch liegen habe, so bemerke ich nicht die geringste Bewegung daran."

Doch überlege dir die Sache einmal besser.

Du weißt, daß jede Wärme-Veränderung die Größe eines Körpers verändert, daß z. B. eine eiserne Kugel, welche bei gewöhnlichem Wärmegrad genau durch einen Ring geht, nach Erwärmung nicht mehr hindurchgeht, also größer geworden ist, und daß diese Erscheinung dadurch erklärt wird, daß die kleinsten Theile — Atome — des Eisens, wie aller Körper, in beständiger, schwingender Bewegung begriffen sind, daß die Atome in Folge der Erhöhung der Wärme größere Schwingungen machen und demgemäß mehr Raum einnehmen, und daß umgekehrt bei jeder Verminderung der Wärme die Eisenatome sich weniger lebhaft schwingen, weniger Raum einnehmen, und deßhalb ihre Gesammtmasse kleiner wird.

Da nun in jedem auch noch so kleinen Zeitraum die Wärme unserer Luft und aller darin befindlichen Gegenstände sich immer ändert, so sind auch die Stoffatome in fortwährend veränderlicher Bewegung begriffen, und es ändert sich z. B. die Größe deines gedachten Eisen-

stückchens in jedem Augenblick. Wo wir Ruhe zu sehen glauben, täuschen wir uns; es ist denkbar, daß es dem Menschengeist einst durch Vervollkommnung seiner Hülfsmittel noch gelingen wird, die unseren groben Sinneswerkzeugen jetzt noch verborgenen Vorgänge thatsächlich zu beobachten; wir sind aber jetzt schon durch Tausende von übereinstimmenden Thatsachen zu dem sichern Schlusse berechtigt, daß im ganzen Weltraum, im Kleinsten wie im Größten, Alles in Bewegung ist, daß kein Stoffatom sich je an irgend einem Ort oder zu irgend einer Zeit in vollständiger Ruhe befand.

So müssen wir uns auch vorstellen, daß die Theilchen des „kosmischen Nebels", des ungeheuern Dunstballs, der wahrscheinlich von einer früher gewesenen, aufgelösten Weltkörpergruppe herrührte, und aus dem nach der Ansicht der meisten Naturforscher (und nach der sogenannten Kant-Laplace'schen Erklärungsweise) sich unsere Gruppe von Himmelskörpern bildete, in beständiger Bewegung begriffen waren. Dieselben sammelten sich an einzelnen Stellen durch gegenseitige Anziehung zu dichteren Massen, welche in Folge des schiefen Auffallens weiterer angezogener Stofftheilchen eine um ihre Mitte drehende Bewegung annahmen, bis die ganze gewaltige Dunstmasse sich gesammelt hatte und sich um die Mitte drehte. Die Masse verdichtete sich immer mehr, wobei eine ungeheuere Wärme entwickelt wurde, bis sich eine Sonne mit feurig-flüssigem Kern und einer Dunsthülle (Atmosphäre) von glühenden Dämpfen gestaltet hatte.

Mit zunehmender Verdichtung hatte sich auch die Umdrehungs-Geschwindigkeit der glühenden Kugel fortwährend vergrößert, bis die Fliehkraft (Schwung- oder Centrifugalkraft) an der Oberfläche so groß wurde, daß sie dort die Anziehungs- oder Schwerkraft überwog und ringförmige Theile abschleuderte; diese Ringe zerrissen später und ballten sich zu Kugeln zusammen, die dann in Folge der ihnen mitgetheilten Drehbewegung als glühende und anfangs noch selbstleuchtende Wandelsterne (Planeten) um die Mittelmasse (Sonne) kreisten. Einzelne von diesen Wandelsternen schleuderten ihrerseits wieder kleinere Massen ab, und so erhielten Erde, Jupiter, Saturn und Uranus die um sie kreisenden Monde.

Einige Forscher neigen sich zu der Ansicht, daß Jupiter nicht von der Sonne abgeschleudert worden sei, sondern sich gleichzeitig mit der Sonne in der ursprünglichen Dunstmasse als eine zweite Sonne gebildet habe und uns zeige, welches Schicksal auch unserer Sonne bevorsteht, wenn sie sich einst, nach Millionen von Jahren, soweit abgekühlt haben werde, wie der Jupiter.

Nach diesen Lehren, welche Zeugniß ablegen für die Erhabenheit des Menschengeistes, war auch unsere Erde noch Jahrmillionen hindurch eine selbstleuchtende, glühende Kugel, die sich nur sehr langsam abkühlte, bis sich endlich auf ihrer Oberfläche eine dicke Kruste bildete, sich noch viel später der Dampf als Wasser niederschlagen konnte, und damit die Bedingungen gegeben waren, unter denen sich die ersten, niedersten Anfänge der Lebewelt aus den einfachen Urstoffen bilden und sich nach der einen Seite zu den herrlichsten Gebilden der Pflanzenwelt, nach der andern Seite durch alle Stufen des Thierreichs hindurch bis zum Menschen herauf entwickeln konnten.

Es ist möglich, sogar wahrscheinlich, daß die Monde einst wieder auf die Planeten und die Planeten in die Sonne zurückstürzen werden; bei diesen, unsern Winkel des Weltalls erschütternden Zusammenstößen wird unsere ganze Weltkörpergruppe sich in Folge der dadurch entwickelten Hitze wieder in Dunst auflösen und erst nach langer Wanderung als „kosmischer Nebel" den Kreislauf der Formenbildung von Neuem beginnen. Doch werden vorher noch Zeiträume vergehen, von denen wir uns keine Vorstellung machen können.

Welche erhebende Aussicht bietet sich dem Menschen, sich in der fernen Zukunft körperlich und geistig weiter zu entwickeln, wenn er zurückblickt in die Vergangenheit und Vergleiche anstellt zwischen seinem jetzigen Zustande und dem seiner Ahnen, der Pfahlbauer, der Höhlenmenschen und der noch tieferen Stufen der Entwickelung, welche das Menschengeschlecht

durchgemacht hat? Ist das Bewußtsein dieser fortschrittlichen Entwickelung nicht unendlich viel befriedigender, hoffnungsvoller, als die Glaubenslehren, daß der Mensch früher vollkommener und besser gewesen, also unvollkommener und schlechter geworden sei und sich auf dem abwärts führenden Pfade befinde? Hat Derjenige eher Grund, sich zu schämen, welcher von einer höhern Stufe auf eine tiefere gesunken ist, oder Derjenige, welcher sich aus einem niedrigern Zustand zu einem höhern, bessern emporgeschwungen hat?

Vor dem rastlosen Geiste Robert Stätigs waren alle diese Betrachtungen vorübergezogen, hatten ihn in eine freudig ernste, weihevolle Stimmung versetzt, und ihn von Neuem mit dem Vorsatz beseelt, aufwärts zu streben und ein ganzer, braver Mensch zu werden.

Das Schleppnetz des „Georg Forster".

Unterdessen war die Zeit herangekommen, für das Frühstück zu sorgen. Auguste, welche ihm dabei behülflich war, theilte ihm mit, daß der Kapitän bereits Befehl gegeben habe, das Schleppnetz hervorzuholen und die Vorbereitungen zum Auswerfen desselben zu treffen. Es war das erste Mal, daß sie ein solches zu sehen bekommen sollten, und sie warteten mit Ungeduld auf dessen Erscheinen.

Endlich brachten die Matrosen es herauf aus dem Schiffsraum, und unsere wißbegierigen Freunde wandten es natürlich nach allen Seiten um, betasteten und untersuchten es, wie neugierige Wilde allenfalls eine Kaffeemühle untersucht haben würden, und erbaten sich schließlich eine Erklärung der daran wahrgenommenen Einrichtungen.

Der beistehende Holzschnitt gibt ein recht deutliches Bild der Vorrichtung.

Der obere Rand der starken eisernen Einfassung ist geschärft, damit beim Schleppen der Mund des Netzes die Bodenfläche gleichsam abschürft und die Thiere und andere Gegenstände, welche darauf liegen, in das Netz geschoben werden. Sand und Schlamm werden vom Meerwasser durch die Maschen des Netzes zumeist wieder hinaus geführt, so daß eine ziemlich große Menge gefangener Thiere in letzterm Platz findet. Das Netz selbst ist aus sehr fest und gut gedrehten seidenen Schnüren geflochten und ziemlich feinmaschig, weil sonst die kleineren, oft höchst anziehenden und schönen Tiefseebewohner entwischen könnten. Am untern Ende des Netzes sind große Büschel von Tau-Enden angebracht; diese bieten dem Wasser mehr Widerstand, als die übrigen Theile, und bezwecken, daß das Netz beim Schleppen stets mit dem Mund nach Vorn und Unten gerichtet ist; außerdem setzen sich zuweilen auch Thiere darin fest, die dem Netz entgehen.

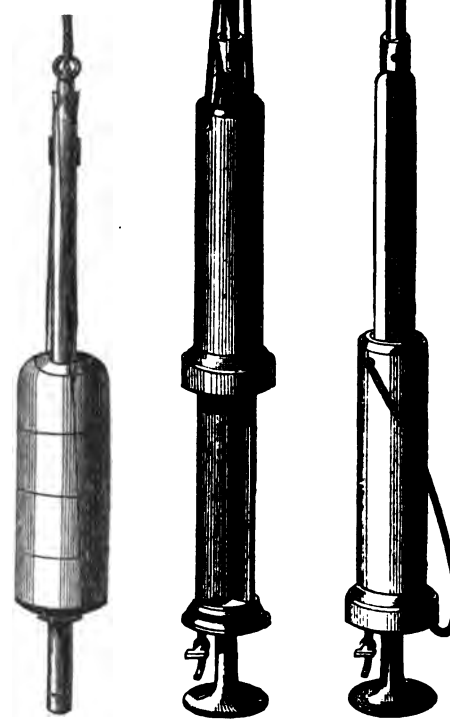
Das Schleppnetz wird nicht an einem besondern Seile unmittelbar vom Schiffe ausgeschleppt, weil sonst der Mund des Netzes zu sehr in die Höhe gezogen würde. Man versenkt den „Peilstock", der nächstens auch beschrieben werden soll, und in geringer Entfernung über demselben, an dessen Leine befestigt man das Schleppseil des Netzes, welches auf diese Art fast horizontal hinter dem auf dem Boden befindlichen schweren Senkloth oder „Peilstock" fortgezogen wird.

Auf dem Verdeck wurde eine kleine Dampfmaschine aufgestellt und eingeheizt, welche bisher durch einen Bretterverschlag vor Wind und Wetter geschützt und den Blicken entzogen gewesen war. Sie sollte dazu dienen, die Lothleine rasch aufzuhaspeln.

Der Peilstock, welcher hier abgebildet ist, besteht aus einer Messingröhre von drei Zoll Durchmesser und vier Fuß Länge, über welche schwere, scheibenförmige, durchbohrte Eisengewichte geschoben werden. Diese ruhen auf einem Messingring, welcher durch einen Draht getragen wird, der über einen am obern Ende der Röhre befindlichen „Aufhänger" läuft. So lange das Gewicht im Wasser frei schwebt und nach unten zieht, behält der „Aufhänger" seine Stellung bei; sobald es aber auf dem Meeresgrund aufstößt, läuft immer noch etwas Leine nach, der „Aufhänger" legt sich um und läßt den Draht abgleiten, so daß bei dem Aufwinden der Messingring mit den Eisengewichten auf dem Boden zurückbleibt und nur der Peilstock emporgezogen wird. Letzterer ist unten hohl und mit einer sogenannten Schmetterlings-Klappe versehen. Wenn er, durch die Gewichte getrieben, auf dem Boden ankommt, dringt er in denselben ein und nimmt eine Probe des Bodens in sich auf, welche durch die Klappe darin festgehalten und zur Untersuchung an die Oberfläche gebracht wird.

Nimmt man die Untersuchungen an einer Stelle vor, deren Tiefe man auf weniger als 1500 Faden (1 Faden = 6 Fuß) schätzt, so bedient man sich gewöhnlich eines einfachen Senkbleis, das am untern Ende eine Kammer mit einer Klappe hat.

Eine höchst sinnreiche Erfindung lernen wir jetzt an der ebenfalls abgebildeten beweglichen Wasserschöpfflasche kennen, welche beim Gebrauch oberhalb des Peilstocks an der Lothleine angebracht wird. Ist sie offen, so wird die röhrenförmige, sehr genau aufgepaßte Verschlußhülle ebenfalls durch einen „Aufhänger" emporgehalten, so lange die Leine beim Versenken im Wasser durch den Peilstock oder das Senkblei angespannt bleibt. Der untere Theil besteht aus drei, von der Mittellinie strahlenförmig auseinanderlaufenden Rippen. Wenn die Hülle bei der Ankunft auf dem Boden herabfällt, so bilden die Rippen mit derselben drei Kammern; in diesen wird das Wasser vom Boden auf das Schiff befördert, um dort in Bezug auf das spezifische Gewicht untersucht zu werden.



Peilstock. Offene Wasserschöpfflasche. Gefüllte Wasserschöpfflasche.

Am Frühstückstisch bildeten diese Vorrichtungen den Hauptgegenstand der Unterhaltung, und man war so gespannt auf die bevorstehende Arbeit, daß weder der gute Kaffee, welchen Robert gebraut, noch der gebratene Schinken mit Eiern, den Auguste zubereitet hatte, die gebührende Anerkennung fanden. Man beeilte sich, wieder auf das Verdeck zu kommen.

Die Matrosen hatten an der Hauptraa bereits eine Rolle angebracht, ein Tau hindurchgezogen und daran den „Accumulator" befestigt. Dieser besteht aus 20 oder mehr dreiviertelzölligen und drei Fuß langen Gummibändern, welche die Blockrolle tragen, durch welche die eigentliche Lothleine läuft; sie können sich bis zu ihrer sechsfachen Länge ausdehnen und haben den Zweck, die Wirkung der plötzlichen, ruckweisen Spannungen des Seiles zu brechen, welche oft durch die Bewegungen des Schiffes selbst bei ziemlich ruhigem Wetter verursacht werden.

Die Tiefseethermometer sollten bei den ersten Versuchen noch nicht benutzt werden, und so können wir deren Beschreibung auf spätere Gelegenheit verschieben.

Nachdem die Lothleine durch die, an dem Accumulator hängende Blockrolle gezogen war, wurde der Peilstock daran befestigt. Kapitän Häckel untersuchte noch einmal Alles genau. Dann gab er den Befehl: „Los!" und unter einem kräftigen „Hurrah!" aller Schiffsbewohner sank der Peilstock zum ersten Mal in die Tiefe.

In Entfernungen von 25 Faden waren Zeichen an der Leine angebracht. Als das zwölfte Zeichen über die Rolle lief, ließ die Geschwindigkeit des Seiles nach. Man hatte also bei 300 Faden den Grund erreicht. Wieder erscholl ein „Hurrah!", man stellte die Verbindung mit der Dampfmaschine her, und zuerst langsam, dann immer schneller ward das Loth heraufbefördert. Als der Peilstock, von seinen Gewichten befreit, über der Oberfläche des Meeres erschien, wurde der Bote aus der grausigen Unterwelt mit einem dritten „Hurrah!" begrüßt, und nachdem er an Bord gebracht worden war, drängte sich Alles herzu, um zu sehen, ob er auch wirklich eine Kunde, d. h. eine Probe des Meeresbodens mitgebracht hatte. Das Ergebniß entsprach vollkommen den Erwartungen, und so war denn dieser erste einfache Versuch zur vollen Zufriedenheit ausgefallen.

Von der Bodenprobe wurde ein Theil sogleich einer Untersuchung unterworfen; den andern legte man zum Trocknen in die Sonne, da man alle Bodenproben trocknen und in Fläschchen aufbewahren wollte.

Sodann wurde die Klappe des Peilstocks gereinigt und dieser zur zweiten Fahrt, die er diesmal in Begleitung der über ihm angebrachten Schöpfflasche machen sollte, in's Meer zurückgebracht.

Der „Aufhänger" that auch bei der Wasserschöpfflasche seine Schuldigkeit; diese kam geschlossen herauf und Herr Engelmann zog durch das unten angebrachte Krähnchen das Wasser in eine bereit gehaltene Flasche, um das spezifische Gewicht desselben festzustellen.

Zum dritten Male wurde die Leine ausgelassen und zugleich mit dem Peilstock das Schleppnetz versenkt, nachdem man dessen Schleppseil oberhalb des Peilstocks an der Lothleine befestigt und es selbst nach dem andern Ende des Schiffes gebracht hatte, um eine Verwickelung der Taue zu verhüten.

Sobald die Vorrichtungen den Boden erreicht hatten, wurden Segel gespannt, und damit begann das Schleppen des Netzes, dessen Wiedererscheinen Robert und seine Schiffsgenossen mit Spannung entgegen sahen.

Während das Schiff mit einer sanften Brise langsam nach Osten trieb und das Schleppnetz auf dem Meeresboden nach sich zog, versammelten sich unsere Freunde in der Werkstube, um die beim zweiten Versuch durch den Peilstock heraufbeförderte Bodenprobe genau zu untersuchen. Man konnte sich dazu reichlich Zeit nehmen, da das Netz zwei Stunden lang geschleppt werden sollte.

Es ergab sich, daß der Peilstock 18 Zoll tief in den Boden eingedrungen war und eine ebenso lange Säule von Lehm, Sand und Schlamm heraufgebracht hatte. Die untersten Schichten bestanden aus einem röthlichen Lehm, in dem sich außer einer in schlechtem Zustande befindlichen Muschel und Resten von Kalk- und Kieselschaalen verschiedener Seethiere auch einige Stücke Bimsstein befanden. Im Verlauf der ganzen Reise fand man später fast überall Bimsstein-Bruchstücke in theilweise zersetztem Zustand auf dem Meeresboden. Auf der Oberfläche findet man solche, welche noch nicht sehr verwittert sind, und so erscheint wohl die Ansicht, zu der unsere Freunde kamen, gerechtfertigt: daß die Bimssteinstücke, welche bei feurigen Ausbrüchen auf dem Boden des Meeres oder auf (vulkanischen) Inseln ausgeworfen werden, einige Zeit hindurch auf der Oberfläche schwimmen, durch Strömungen nach den verschiedensten Theilen des Meeres geführt werden, nach theilweiser Verwitterung zu Boden sinken

und dort mit den Bestandtheilen, welche durch große Flüsse und die Abwaschung von Küsten dem Seewasser zugeführt werden, nach ihrer Zersetzung die röthlichen Lehmablagerungen bilden.

Der Bimsstein wurde nun näher untersucht; man fand darin, außer Feldspath, Krystalle von Sanidin, Augit, Hornblende, Olivin, Quarz, Luzit, Magnetit und Titaneisen. Magneteisenerz fand sich entweder in Krystallform oder als Staub in allen vor. Die andern genannten Steinarten waren bald in dem einen, bald in dem andern Stück vorherrschend, was zu der Annahme berechtigt, daß sie, obwohl an ein und demselben Orte durch den Peilstock des „Georg Forster" zu Tage gefördert, doch aus den verschiedensten Weltgegenden stammen konnten. Aber in dem Lehm fand man alle die genannten Krystalle, was als ein Beleg dafür angesehen wurde, daß derselbe theilweise der Zersetzung des Bimsstein seine Entstehung verdankte.

Ueber dem Lehm befand sich in dem Peilstock Sand, mit Schlamm vermischt und darin, zur großen Freude der Untersuchenden, ein prachtvoller kleiner Stachelhäuter, Schizaster fragilis. Dieses, zur höchstentwickelten Klasse der Strahlthiere (Radiata), zu den Stachelhäutern (Echinodermata) gehörende Thier lag hier unsern jungen Freunden zum ersten Male *lebend* vor und ließ auch dem Uneingeweihten keinen Zweifel an seiner thierischen Natur, während die getrockneten Stachelhäuter (Seeäpfel, Seeigel, Seelilien, Seesterne u. s. w.), welche gewöhnlich in Sammlungen zu sehen sind, auf die meisten Beschauer den Eindruck machen, als seien es Pflanzen.

Das Thier wurde in eine mit Seewasser gefüllte Wanne gesetzt, wo es sich frei bewegen konnte. Während die Umstehenden sich an dessen zarten Formen, lebhafter Farbe und anmuthigen Bewegungen ergötzten, erklärte Herr Engelmann die naturgeschichtlichen Kennzeichen dieser Art und der verwandten Formen. Dann wurde das Thier in eine Flasche mit verdünntem Alkohol gebracht, der Bimsstein und die Bodenprobe aufbewahrt, Alles mit Zahlen bezeichnet und im Schiffsbuch notirt, was von Wichtigkeit sein konnte. Später unterhielt man sich noch über den wunderbaren Formenreichthum, der sich im Thier- und Pflanzenreich im Laufe der Jahrtausende aus einfachen und unscheinbaren Anfängen entwickelt hat, und da man die reichhaltige Büchersammlung nicht angeschafft hatte, um die Einbände bewundern zu lassen, so wurde dieselbe fleißig benutzt.

Unter diesen anregenden Gesprächen war die Zeit rasch verflossen, und als man den Kapitän Befehle ertheilen hörte, glaubte man, er wollte die Segel einreffen und das Schleppnetz einziehen lassen. Alles eilte auf das Verdeck, wo man indessen eine unangenehme Nachricht erhielt. Die Schleppnetzleine hatte sich plötzlich stark gespannt, so daß das Schiff bald zum Stillstand gebracht wurde und mit dem „Stern" (hintern Ende) eine Schwenkung machte. Der erfahrene und stets aufmerksame Kapitän ließ sogleich die Segel einreffen, und da glücklicherweise die Brise leicht war, erwies sich die Leine des Schleppnetzes, welches wahrscheinlich an einer Felszacke hing, stark genug, die Spannung zu ertragen. Man war genöthigt, umzukehren, um das Netz aus seiner Lage zu befreien, und da die für das Schleppen festgesetzte Frist beinahe abgelaufen war, wurde beschlossen, das Netz, sobald es wieder „flott" sei, zu heben. Der Kapitän wendete das Schiff und lavirte (kreuzte) im Zick-Zack gegen den Wind, bis er merkte, daß das Netz flott war. Bald war dann die Leine an der Dampfmaschine befestigt und diese setzte sich langsam in Bewegung. Diesmal jedoch ohne „Hurrah", denn Aller Augen und Aller Gedanken waren auf die Stelle gerichtet, an der das Netz aus dem Wasser auftauchen sollte. Die Erwartung steigert sich zur höchsten Spannung, wie sich jetzt an dem Seil und um dasselbe geklammert ein langer, schlangen- oder walzenförmiger, röthlicher Körper über das Wasser hebt.

„Ein Cephalopode! Ein Kopffüßler!" ruft Herr Engelmann, und in demselben Augenblick erscheint der Kopf des Ungeheuers mit den großen runden Augen, sodann der Körper, und jetzt sieht man, daß das Thier durch seine gewaltigen, mit Hunderten von Saugnäpfen

verſehenen Fang-Arme das Schleppnetz umfangen hält, vermuthlich, weil ihm die darin gefangenen Thiere eine willkommene Beute ſcheinen, die es um keinen Preis verlieren will.

Die anfängliche Freude über den ſo äußerſt ſeltenen Fang verwandelte ſich bald in Rathloſigkeit. Was ſollte man mit dieſem Rieſen unter den Seethieren anfangen? Auf ſolche Gäſte war der Werkraum nicht eingerichtet. Tödtete man ihn, ſo verlor man die Gelegenheit, ihn lebend zu beobachten. Ihn lebend an Bord zu bringen ſchien zu bedenklich, da er mit ſeinen längſten Armen weit umherreichen konnte. Ein raſcher Entſchluß war nothwendig.

Ein Cephalopode.

(In dieſer Abbildung ſind die Verhältniſſe des Leibes und der langen, dünnen Fangarme nicht übertrieben; wohl aber die der kurzen, dicken Fangarme, welche — nach den bis jetzt wirklich gemeſſenen Thieren zu urtheilen — nicht viel mehr, als Mannslänge erreichen.)

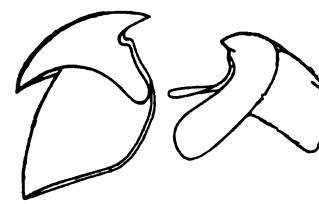
Kapitän Häckel faßte einen ſolchen und führte ihn auch ſofort aus. Er forderte Freiwillige auf, die Boote zu bemannen. Es blieb kein Mann zurück. Nun ließ er durch zwei Boote ein großes offenes Jollboot an Tauen in die Mitte nehmen, die beherzteſten und geſchickteſten „Hände" folgten dem Jollboot in zwei anderen Booten, mit ſcharfen Beilen (auch Schußwaffen für den äußerſten Nothfall) bewaffnet und mit ſchweren Eichenbohlen verſehen. Robert Stätig kletterte an der Hauptraa hinaus, um auf ein gegebenes Zeichen das Tau zu durchſchneiden, an welchem das Schleppnetz hing. Während dieſer Vorbereitungen erklärte der

Kapitän seinen Plan, und als die gutgeschulte Mannschaft in kurzer Zeit bereit war, gab er das Zeichen. Mit der Dampfmaschine wurde der Fang schnell einige Fuß aus dem Wasser gehoben. Die Jolle wurde genau darunter gezogen, Robert durchschnitt das Tau, und der beutegierige Kopffüßler fiel mit dem Schleppnetz in die Jolle. Ehe er recht zur Besinnung kommen konnte, warfen ihm die Matrosen von beiden Seiten die schweren Eichenbohlen auf die Fangarme und quer über den Körper, so daß er sich trotz aller Anstrengungen kaum bewegen konnte; zum Glück hatte er sich auch in dem Netz verstrickt. Dennoch gelang es ihm, einen seiner beiden längsten Fangarme zu befreien, und es hätte unserm alten Bekannten, Hans Klopp, schlecht ergehen können, wenn nicht in demselben Augenblick, als Hans sich umschlungen fühlte, der Steuermann Just, der sich in einem Boot neben der Jolle befand, mit einem Beilhieb den Fangarm nahe dem Kopfe des Thieres abgehauen hätte. Dieser Arm wurde aufgefischt und später an Bord gebracht. Die Jolle mit dem Gefangenen hißte man am Spiegel des Schiffes auf, so daß man das Thier ziemlich bequem beobachten konnte, ohne sich großer Gefahr auszusetzen, so lange es seine Arme nicht zu bewegen im Stande war. Zur größern Sicherheit wurde noch ein Netzwerk von Tauen über die Jolle gespannt.

Der abgehauene Fangarm hatte eine Länge von 30 Fuß und war trotz seiner geringen Dicke sehr stark und elastisch. Auf den äußersten 30 Zoll seiner Länge, wo er bis zu 6 Zoll im Umfang maß, trug er eine große Menge von Saugnäpfen. Der Kopffüßler hatte noch einen solchen Arm und außerdem noch vier Paar Arme (oder Füße), welche zwar viel kürzer,

Saugnäpfchen an den 8 kurzen Armen. (Natürliche Größe.)

Saugnäpfchen an den 2 langen Armen. (Natürliche Größe.)



Unter- und Oberkiefer. Ein Sechstel natürlicher Größe.

aber auch viel stärker waren; dieselben maßen 6 Fuß in der Länge, etwa 9 Zoll im Umfang und waren von einem Ende zum andern an der innern Fläche mit Saug- oder Haft-Näpfen bedeckt, von denen wir hier zum bessern Verständniß mehrere in natürlicher Größe abgebildet haben. Die Freßwerkzeuge des Thieres sind der allgemeinen Form nach mit einem mächtigen Papagei-Schnabel zu vergleichen, und Wehe Dem, den die Fangarme einmal in den Bereich dieser gewaltigen Ober- und Unterkiefer gebracht haben. Der Körperstamm maß 8 Fuß in der Länge und 6 Fuß im Umfang.

Herr Engelmann bestimmte das Thier als Architeuthis monachus und erwähnte mehrere Fälle, in denen ebenso große und selbst größere Thiere derselben Art gefunden wurden. So wurden am 27. October 1873 in der Conception-Bai zwei Männer von einem dieser See-Ungeheuer angegriffen, wobei ihm zwei seiner Arme abgehauen wurden, die über 30 Fuß lang waren, und von denen Theile im Museum von St. Johns aufbewahrt werden.

In demselben Jahre wurde eines in Coombs Cove in Neufundland gefangen, dessen Körper 10 Fuß lang und so dick wie ein Oxthoft war, von dessen Armen der eine 42 Fuß lang war, und dessen andere Arme 6 Fuß Länge und 9 Zoll Durchmesser hatten. Merkwürdig ist es, daß diese Thiere, wie ihre kleinen Verwandten, die gewöhnlichen Tintenfische (Sepien) in der „Tintenblase" eine schwarze Flüssigkeit haben, welche sie nach Belieben von sich geben können, wenn sie Gefahr fürchten und das Wasser um sich her trüben wollen. Die beliebte Malerfarbe, Sepia, wird aus dieser Flüssigkeit bereitet, indem man letztere entweder im Sonnenlicht oder im Rauch eintrocknen läßt.

Die Cephalopoden sind rechte Sonderlinge, denn wenn sie schwimmen, ist der Kopf nach hinten, wenn sie gehen, ist er nach unten gerichtet.

In den Reiseberichten von Seefahrern aus früheren Jahrhunderten kamen oft genug Ausgeburten der Einbildungskraft vor, und viele Dinge wurden darin in's Fabelhafte übertrieben, wozu der Aberglaube nicht wenig beigetragen hat. So erzählte man vom „Polypen", der mit seinen, mehrere Hundert Fuß langen Armen große Schiffe in's Meer hinabzieht oder sich ohne Weiteres Menschen von den Schiffen herunterholt zum Frühstück, etwa in der Weise, wie man eine Prise nimmt. So kam es nach und nach, daß man fast Alles, was in solchen Berichten als etwas Ungewöhnliches erscheint, rundweg als Märchen zu verwerfen geneigt ist; es gibt gewiß viele Leute, welche nicht an das Vorhandensein von Thieren glauben, welche dem fabelhaften „Polyp" so ähnlich sind, wie die oben beschriebenen Architeuthis — ähnlich in der Form, wenn auch viel geringer an Größe.

Eine andere, fast ebenso große, jetzt lebende Art ist Architeuthis princeps genannt worden und unterscheidet sich nur wenig von monachus.

Es machte viele Schwierigkeiten, das Schleppnetz aus der Umarmung des Riesentintenfisches zu befreien, doch gelang es, nachdem man diesem zwei der kürzeren Fangarme abgehauen hatte.

Die Ausbeute übertraf alle Erwartungen. Als das Netz über den Schiffsrand gehoben wurde, entfuhr den Zuschauenden ein „Ah!" der Bewunderung, denn außen, an einem der aus zerschlissenen Tau-Enden gebildeten „Gewirre" (engl. Tangle) hing ein prachtvoller, hochrother Seestern von 8 Zoll Durchmesser, Hippasteria phrygiana; an einem andern eine ungeheure Seespinne, Nymphon giganteum (zu den Krabben gehörig), und an einem dritten eine der sonderbar gestalteten Entenmuscheln (Scapellum Strosmi).

Das letztgenannte Thier hat die äußere Gestalt einer Muschel, gehört aber zu den kopflosen Krebsen (Pseudocephala), setzt sich vermittelst eines Stieles, der die Eier birgt, an Fischen, Klippen u. s. w. fest und ist besonders deßhalb bemerkenswerth, weil es so recht deutlich zeigt, wie nicht nur bei den Menschen, sondern auch bei anderen thierischen Lebewesen, ein Schmarotzer- und Prasserleben zu immer größerer Verkommenheit und geistiger, wie körperlicher Rückbildung führt. Wenn die Jungen der Entenmuschel aus dem Ei kriechen, haben sie nämlich ein Auge, zwei Fühler und sechs Flossenfüße, sie verlieren aber diese im Verlaufe ihres Wachsthums nach mehrmaliger Häutung insgesammt. Diese höhere Gliederung in der Jugend deutet darauf hin, daß ihre Vorfahren in vergangenen Jahrtausenden während ihres ganzen Lebens höher gebildet waren, daß sie aber in Folge der gerügten unsittlichen, weil schmarotzenden Lebensweise nach und nach an Vollkommenheit einbüßten, durch Vererbung von Geschlecht zu Geschlecht tiefer sanken, bis die heutige Stufe der Verkümmerung erreicht war.

Diese Thatsachen und ähnliche Fälle der Rückbildung, von denen die Naturforscher der Neuzeit sehr viele nachweisen und auf ihre Ursachen zurückführen, von denen auch der weitblickende Forscher in der Bildungs-Geschichte der Völker nicht wenige findet, zeigen, daß nicht alle Entwickelung eine fortschrittliche ist. Derjenige Einzelmensch, welcher sich fortschrittlich entwickeln will, muß beständig an seiner Selbsterziehung arbeiten. Das Volk, welches von vergangener Größe zehrt und diese nicht zum Weiterbauen benutzt, wird allmälig verfallen und untergehen. Ein Freistaat, dessen Bürger mit der äußerlichen freien Staatsform zufrieden und nicht darauf bedacht sind, die freiheitlichen Einrichtungen immer mehr zu vervollkommnen, ist in beständiger Gefahr, auch jene Form früher oder später wieder zu verlieren. Und ein Mensch, welcher unthätig zusehen will, wie der „Zeitgeist" am Fortschritt arbeitet, ist eine Entenmuschel, die an einer Scholle hängt und wartet, daß ihr der Wellenschlag des Zeitmeeres alles Erwünschte in den Rachen führt.

In dem Netze selbst befand sich ein Hyas araneus, ein Spinnenkrebs, der zur Thierwelt der Eismeere gehört und vermuthlich mit dem Nordstrom in diese Gewässer geführt wird; sodann einige schöne Schwämme, wie Tethya hispida und Thecophoraibla, die prachtvolle

große Seeanemone Corianthus borealis, die Seegurke Molpadia oölitica und zwei Muscheln, Macoma sabulosa und Aporrhais occidentalis. Ganz zuletzt fand sich in einer Ecke des Netzsackes ein seltener, wenige Zoll langer Fisch, Myxine limosa, welcher trotz seiner geringen Größe zu den gefürchtetsten Meerbewohnern gehört, weil er sich in andere Fische einbohrt und dieselben sozusagen bei lebendigem Leibe aufzehrt. Es ist eine wurmförmige Lampreten-Art und gehört somit in die Ordnung der Rundmäuler, der unvollkommensten unter den Wirbelthieren, die in der endlosen Entwickelungsreihe des Thierreiches eine der Uebergangsstufen bildet. Myxine hat keine Augen, und ihr Nasloch öffnet sich, wie bei den Kriechthieren, in den Mund. Die in der Nordsee vorkommende Abart, genannt „blinde Bauchkieme" (Gasterobranchus coecus) wird nur einen Zoll lang und fingerdick. Einen Uebergang von dieser niedersten Wirbelthierfamilie zu den wirbellosen Thieren glaubt man in dem zarten Lanzett-Thierchen, Amphioxus lanceolatus, gefunden zu haben, das zwar einen sogenannten Rückenstrang (Chorda dorsalis), aber keinen Rückgrat hat.

Als die gefangenen Thiere von allen Seiten betrachtet, bewundert, und schließlich aufbewahrt waren, und nachdem Herr Engelmann freundliche Antwort auf hundert Fragen gegeben hatte, dachte man erst wieder an das in der Jolle gefesselte Seeungethüm, das fortwährend krampfhafte Anstrengungen machte, sich aus seiner unbequemen Lage zu befreien. Man sah dabei, daß das Thier die fleischigen Fangarme stark ausdehnen und zusammenziehen und daher eine fürchterliche Kraft damit entwickeln konnte, obwohl es in Folge der Verstümmelung geschwächt war. Wo einer der Fangarme am Rand der Jolle anlag, suchte man ihn vermittelst eiserner Brechstangen abzulösen, fand aber, daß es wegen des festen Anhaftens der Saugnäpfe unmöglich war. Sodann beschloß man, Fütterungsversuche zu machen.

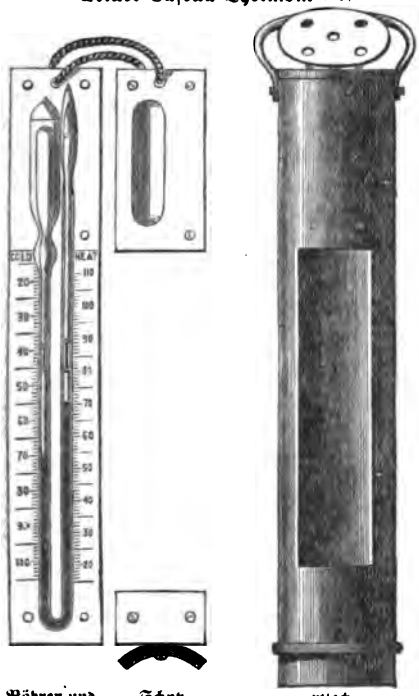
Man erzählt von manchen wilden Thieren, welche lieber den Hungertod ertragen, ehe sie als Sklave des Menschen leben, und hoffentlich würden auch meine jungen Leser den Tod einem schimpflichen Sklavenleben vorziehen. Unser Cephalopode aber dachte offenbar, wie die Hofschranzen: „Besser ein lebendiger Hund, als ein todter Löwe"; denn als ihm ein Stück von einem Stockfisch vorgehalten wurde, öffnete er seinen Rachen und ließ den Leckerbissen im Nu verschwinden. Ebenso ein zweites und drittes Stück, und wenn Meister Runkelrübe nicht Einsprache gegen eine solche muthwillige Verschwendung seiner Vorräthe erhoben hätte, so würde der Nimmersatt wohl hundert Pfund verschlungen haben.

Der Kapitän hatte unterdessen im Schiffsraum einen großen Bottich unter eine Luke im Verdeck stellen und theilweise mit Weingeist füllen lassen, wovon eine Anzahl Fässer, zu Handelszwecken bestimmt, an Bord waren. Nun ließ er die Jolle auf das Verdeck hissen und auf Rollen neben die Luke schieben. Sodann wurde, um alle Fährlichkeiten zu verhindern, dem Riesentintenfisch eine bedeutende Menge Chloroform beigebracht. Sofort erschlafften dessen Glieder, die Saugnäpfe lösten sich, und in wenigen Minuten lag das Thier ohne alle Bewegung, anscheinend oder wirklich todt da. Nun wurden rasch die Taue und Eichenbohlen entfernt, die Matrosen stürzten die Jolle um und ließen dann den Kopffüßler langsam und vorsichtig in den Bottich hinunter, wobei man Gelegenheit hatte, auch die „Schwanzflosse" genauer zu betrachten, welche 2 Fuß lang, 18 Zoll breit war und die allgemeine Gestalt einer breiten, herzförmigen Speerspitze hatte. Die abgehauenen Fangarme wurden ebenfalls in den Bottich gelegt, dieser dann mit Weingeist gefüllt, vom Küfer kunstgerecht zugeschlagen und mit einem Anstrich versehen, um die Verdunstung möglichst zu verhindern.

Die Sonne stand noch hoch am Himmel, so daß man noch konnte Wärme-Messungen im Meere vornehmen. Es wurden Tiefsee-Thermometer in Entfernungen von 25 Faden an der Lothleine befestigt, und das Ende derselben versah man mit einem einfachen Senkblei. Das Befestigen der Wärmemesser wurde unserm Freunde Robert übertragen. In einem Boote stehend, band er das erste Thermometer unmittelbar über dem Blei- oder Becherloth an; dann ließ er 25 Faden Leine ablaufen und band den zweiten Wärmemesser an, und so fort. Als

Robert eben den zehnten angebunden und versenkt hatte, merkte man, daß das Loth den Boden erreicht hatte. Das Schiff war also bereits wieder in seichteres Wasser von nur 250 Faden Tiefe getrieben. Die Wärmemesser müssen mehrere Minuten dem Einfluß der Wärme des sie umgebenden Wassers ausgesetzt bleiben; unterdessen wollen wir uns eine dieser sinnreich hergestellten Vorrichtungen, die hier abgebildet ist, näher ansehen. Es ist ein Miller-Casella-Thermometer, so genannt nach dem Erfinder (Miller) und dem Verfertiger (Casella). Ihr werdet bemerken, daß eine weite Glasröhre die eigentliche Thermometerröhre umschließt. Der Zwischenraum ist mit Weingeist ausgefüllt. Auf diese Weise wird die innere Röhre gegen den, in großen Tiefen sehr bedeutenden Druck der Wassermassen geschützt und außerdem verhindert, daß beim Heraufziehen die äußere Wärme zu schnell auf den Inhalt der innern Röhre einwirken kann. Eine der Erweiterungen in der Glasröhre ist mit Kreosot gefüllt, das den Wärmegrad anzeigt, indem es auf eine in der Röhre befindliche kleine Menge Quecksilber einwirkt, das steigt oder fällt, je nachdem ersteres sich ausdehnt oder zusammenzieht. Ueber dem Quecksilber befindet sich ein kleiner, metallener „Index" oder Zeiger. Zwischen ihn und die innere Wand der Röhre ist ein Haar geklemmt, welches als klemmende Feder dient und den Zeiger an seiner Stelle ziemlich fest hält, ihm aber doch erlaubt, dem Druck des Quecksilbers nachzugeben. Wenn nun in irgend einer Meerestiefe Kreosot und Quecksilber den Grad der Ausdehnung oder Zusammenziehung, also diejenige Standhöhe in der Röhre erreicht haben, die durch den Wärmegrad des umgebenden Meerwassers bedingt wird, so kann man, wenn das Thermometer wieder an die Oberfläche kommt, an dem Stand des „Index" ablesen, welche Temperatur das Wasser in derjenigen Tiefe, in welcher das Thermometer geschwebt hat, besitzt. An den gebrechlichsten Stellen ist die Glasröhre durch einen Deckel geschützt, der in der Abbildung abgehoben erscheint. Zum weitern Schutz wird das Ganze in die abgebildete Blechhülle gelegt, welche vorn eine Oeffnung hat, durch welche man die Grade ablesen kann. Nach wenigen Minuten ließ man die Leine langsam „einholen" und Herr Engelmann, der sich in dem Boote befand, las von jedem Thermometer, sobald es aus dem Wasser hervorkam, die Temperatur am „Index" ab. Das erste zeigte 12° nach der hunderttheiligen Celsius'schen Eintheilung (also 54° Fahrenheit); die nächsten drei zeigten gleichmäßig 11°; das fünfte 9° und die untersten 5 nur $2\frac{1}{2}$° über dem Gefrierpunkt. Der fast eiskalte Nordstrom am Boden hatte demnach eine Mächtigkeit von über 100 Faden oder 600 Fuß, darüber befand sich in einer Tiefe von 100 Faden eine Schicht, in welcher sich die kalten und wärmeren Gewässer mischten; von da bis fast an die Oberfläche hatte das Wasser den Wärmegrad, welcher dem atlantischen Meere in diesen Breiten zukommt, und unmittelbar an der Oberfläche zeigte sich in Folge der Einwirkung der Sonne während des warmen, windstillen Tages eine geringe Erhöhung der Temperatur.

Miller-Casella-Thermometer.



Röhren und Gradmaß. Schutz-Deckel. Blech-Hülle.

An tieferen Stellen des Meeres werden die Thermometer in Entfernungen von 100 und mehr Faden von einander angebracht. Wo man hingegen die obere oder untere Grenze einer

kalten oder warmen Strömung genau feststellen will, wird die Entfernung zwischen denselben oft auf wenige Faden verringert.

Auf Wunsch des Herrn Engelmann wendete der Kapitän das Schiff nach Boston zu, um den Bottich mit dem Kopffüßler an das Land bringen und von dort aus nach New York schicken zu können. Das Wetter wurde trüb und stürmisch, so daß unsere Bekannten sich auf der mehrtägigen Fahrt fast immer unter Dach und Fach aufhalten und sich mit Lesen beschäftigen mußten.

Auguste besuchte ihren Freund Robert zuweilen in der Küche, und während der Braten schmorte und die Kartoffeln bei 80° Celsius lustig im Topfe umherhüpften, lasen sie einander abwechselnd aus Liebigs „Chemische Briefe" vor. Meister Runkelrübe, der dabei zuhörte, aber nur das Wenigste — und das nicht recht — verstand, konnte das Buch nicht leiden, und er hätte den Herrn Baron von Liebig (Barone konnte er so wie so nicht „verknusen", wie er sich ausdrückte) wohl ein wenig vergiften mögen. Oft brummte er etwas in den Bart, wie „Bücherwurm," „Was versteht der davon," „Schuster, bleib' bei deinem Leisten," „Soll seine Nase nicht in anderer Leute Töpfe stecken," u. dgl. m.

Robert und Auguste aber kehrten sich nicht daran, sondern betrachteten diese Ausfälle des alten Küchen-Beherrschers als Würze zu den Vorlesungen und suchten im Uebrigen die Rathschläge Liebigs so viel als möglich zu befolgen.

Durch die unvorhergesehene Reise nach Boston erhielten unsere Freunde Gelegenheit, diese an geschichtlichen Erinnerungen und Schätzen der Kunst und Wissenschaft für amerikanische Verhältnisse so reiche Stadt kennen zu lernen.

Nach mehrtägigem Aufenthalt und Ausflügen nach den Sammlungen zu Cambridge und dem „Essex Institute" zu Salem wurden Abends die Anker wieder gelichtet, und diesmal begann die Weltreise wirklich. Als die Landspitze Cod umsegelt war, steuerte man, indem man die fast tausend Meilen entfernten Bermuda-Inseln als nächstes Ziel nahm, im rechten Winkel auf den Golfstrom zu, diesen gewaltigsten aller Ströme. Mit diesem wollen wir uns bald etwas beschäftigen, und ich möchte meinen jungen Freunden und Freundinnen rathen, auf einer guten Karte den Verlauf desselben einmal zu verfolgen, um das, was ihnen erzählt werden wird, besser verstehen zu können.

In der Nacht wurden die Reisenden durch ein Krachen und ein donnerartiges Getöse aus dem Schlafe aufgeweckt, dann hörte man minutenlang ein Rauschen und Brausen, wie von einer Brandung, das aber immer schwächer wurde und sich daher zu entfernen schien. Die auf das Verdeck Eilenden erwartete eine seltene Ueberraschung. Kaum regte sich ein Lüftchen. Das Meer, dessen Gewässer sich in sanft wogender Bewegung hoben und senkten, erglänzte im Vollmondschein. Sein Glanz wurde aber noch überstrahlt von dem eines krystallenen Riesenbaues, der in scheinbar geringer Entfernung sich gegen den dunkeln Sehkreis abhob und der in seiner Pracht die, aus ihren engen Kajüten schlaftrunken hervorgekommenen Beschauer im ersten Augenblicke zweifeln ließ, ob sie wachten oder träumten. Bei jeder Schwankung blitzten neue Flächen, Kanten und Vorsprünge im Mondlicht auf und warfen tanzende Lichtstreifen weithin über das Meer. Möven umkreisten das zackichte Karnieß, wie die Tauben des St. Markus die Marmorbauten Venedigs.

„Aber," werden die jungen Leser fragen, „was für ein Prachtbau könnte denn mitten auf dem Meere schwimmen?"

Nun, wenn ihr es noch nicht errathen habt, so will ich es euch wohl sagen; es war — ein Eisberg.

Die im Mastkorb befindliche Wache hatte den Riesen schon lange in Sicht gehabt und den Kapitän benachrichtigt; dieser hinwider weckte Herrn Engelmann, damit auch er den märchenhaften Anblick genießen konnte.

Die Eisberge sind oft gefährliche Nachbarn; deßhalb ließ der Kapitän beilegen, als man

sich dem nordischen Wanderer auf etwa eine halbe Meile genähert hatte. Herr Engelmann maß vermittelst eines Sextanten den Winkel (Sehwinkel), unter welchem der Eisberg seinem Auge erschien; der Kapitän schätzte die Entfernung auf 1000 Schritt; aus diesen beiden Zahlen berechnete er nach einer einfachen trigonometrischen Formel (die ihr wohl kennt oder noch können lernen werdet, wenn ihr die Schule nicht zu früh verlaßt) die Höhe des Eisberges. Dieselbe betrug gegen 200 Fuß über der Meeresfläche, und da ungefähr $\frac{2}{3}$ der Masse unter dem Wasser schwimmt, so kann man sich von der Größe solcher grönländischen Gletscherbruchstücke einen Begriff machen.

Herr Engelmann entwarf ferner auch eine Zeichnung von den Umrissen, um sie dem Log-Buch einzuverleiben.

Er war damit gerade zu Ende, als sich von der linken Seite des Eisbergs ein beträchtlicher Theil, der schon vorher durch Sprünge und Unterwaschung gelockert worden sein mußte, lostrennte und in das hochaufbrandende Wasser stürzte. Diesem Vorgang sahen die beiden Männer bei lautloser Stille zu, denn wegen der Entfernung gelangten die, das furchtbare Krachen und Donnern weitertragenden Schallwellen erst nach beinahe drei Secunden zu ihnen hin und entriß sie der aufgeregten Erwartung, die fast an Beklemmung grenzte und dadurch erklärt werden muß, daß man gewohnt ist, geräuschvolle Vorgänge in größerer Nähe zu beobachten, wobei Auge und Ohr die Kunde fast gleichzeitig erhalten.

Der abgelöste Theil schwamm nun als kleiner Eisberg dahin; der große aber, der seine Gleichgewichtslage verloren hatte, kippte langsam nach Rechts hinüber und suchte dann in mächtigen Schwankungen sein Gleichgewicht wieder zu gewinnen, wobei das Meer weit umher zu haushohen Wogen aufgeregt wurde.

In der neuen Stellung kam die kürzlich gebildete Lücke oben in die Mitte, so daß die Form der eines Schlosses mit zwei breiten Eckthürmen nicht unähnlich war, und diese Aehnlichkeit wurde noch dadurch erhöht, daß in der Mitte, ein wenig über dem Wasserspiegel, sich eine Art Grotte zeigte, die als Thor gelten konnte.

Während die Anderen in Bewunderung versunken dastanden, beobachtete der Kapitän mit einem Fernrohr einzelne dunkle Fleckchen an dem Eisberg. Als er seiner Sache sicher war, verkündete er die Entdeckung von Seehunden.

„Ach, könnten wir dieselben doch in der Nähe sehen!" riefen die Mädchen.

„Das ist vielleicht zu bewerkstelligen," sagte der Kapitän, „denn jetzt, da der Eisberg soeben erst eine neue Gleichgewichtslage eingenommen hat, darf man sich ihm nähern; vorher wäre es gefährlich gewesen; denn wenn ein Eisberg längere Zeit hindurch in einer und derselben Lage der ungleichmäßigen Abschmelzung, Zerklüftung und Unterhöhlung durch die Sonnenwärme und der Brandung der Wogen ausgesetzt gewesen ist, kann in jedem Augenblick eine Umwälzung eintreten, wie wir sie soeben beobachtet haben."

Er ließ das Langboot zur Aufnahme der Naturforscher-Gesellschaft bereit machen und ein anderes Boot zum Zwecke der Jagd bemannen; in letzterem waren die Seeleute mit Harpunen und Seilen versehen. Da mehrere der Seehunde in der Grotte lagen, so wurden diese, als sicherste Beute, zum Jagdziele genommen. Die Boote fuhren in entgegengesetzter Richtung vom Schiff ab, um in weitem Bogen, von zwei Seiten zugleich sich der Grotte nähernd, die Thiere unbemerkt überraschen zu können. Um jedes Geräusch zu verhüten, umwand man die Ruder mit Werg.

Die Ueberraschung gelang vollkommen, aber — sie war gegenseitig! Als die Boote vor dem Eingang der Grotte ankamen, stürzte sich aus dem Hintergrunde derselben ein gegen 18 Fuß langes Walroß mit Gebrüll hervor, um sich in's Meer zu flüchten. Zugleich bellte eine Seehündin, indem sie sich bemühte, ihr Junges in's Meer zu ziehen, das wahrscheinlich bei dem Umsturz des Eisbergs verunglückt war, sich nicht bewegen konnte und seiner Angst in katzenähnlichem Miauen Ausdruck gab.

Die Bemannung des zweiten Bootes bestand aus Leuten, welche früher auf Walfischfahrern gedient hatten und in dem Walroß daher einen alten Bekannten begrüßten. In dem Augenblick, als sich das schwerfällige Thier in das Wasser stürzte, warf ihm Hans Klopp mit Geschicklichkeit eine, an einer Leine befestigte Harpune in die Seite.

Sobald sich das Thier verwundet fühlte, verwandelte sich seine Angst in Wuth; es schwamm auf das Boot zu und faßte dieses mit seinen gewaltigen Hauzähnen, um es umzustürzen. Man war hierauf vorbereitet; ein Axthieb auf die Stirne betäubte das Thier; es ließ los und tauchte unter. Man befestigte die Harpunenleine am Boot, um abzuwarten, bis das Säugethier (Trichechus rosmarus) durch das Athembedürfniß wieder an die Oberfläche getrieben würde.

Während dieses Kampfes waren die Männer aus dem Langboot in die Grotte gestiegen, um die Seehunde womöglich lebendig zu fangen. Die Seehündin gab ein rührendes Beispiel von Mutterliebe und Aufopferung. Als sie sah, daß ihr die Rettung ihres verkrüppelten Kindes nicht gelingen würde, gab sie alle Fluchtgedanken auf und legte sich quer vor dasselbe hin, als wollte sie sagen: „Nur über meine Leiche geht der Weg." Bald streichelte sie das Junge mit der Schnauze, wie eine Mutter ihr geängstigtes Kind mit Küssen zu beruhigen sucht; bald richtete sie den Kopf drohend und zähnefletschend gegen die herannahenden Männer, welche dadurch sehr lebhaft an die Ausführungen Darwins über die Gemüthsbewegungen bei Menschen und niederen Thieren erinnert wurden. Tausende von Beobachtungen führten diesen, wie auch andere Forscher, zu der Ueberzeugung, daß die Seelenthätigkeiten bei Menschen und anderen Thieren der Art nach gleich und nur dem Grade nach verschieden sind.

Die Seehündin wurde vermittelst Schlingen, die man ihr über den Vorderkörper und die flossenartigen Hinterfüße warf, gefesselt; das Junge wälzte man behutsam in ein Netz und trug es so in das Boot, worauf die Mutter, ohne viel Widerstand zu leisten, ebenfalls hineinbefördert wurde. Sie maß 5 Fuß in der Länge.

Nun stieg die ganze Gesellschaft noch einmal in die Grotte, um sich in dem krystallenen Zauberschloß gemächlich umzusehen.

Der Blick aus dem Hintergrund der Grotte auf das offene Meer hinaus war wundervoll. Im vordern Theil schimmerte das Mondlicht durch die Kanten der Eiswände und ließ das Meer mit dem sanft schaukelnden Dreimaster wie ein, in einem Goldrahmen eingefaßtes Gemälde erscheinen.

Diese Mitternachtserscheinung blieb unseren Freunden unvergeßlich.

Leider ließ die Kälte ein längeres Verweilen nicht zu. Vor der Abfahrt nahmen die Mädchen und Robert eine „Schnüffelexpedition" in alle Winkel der Grotte vor, in der Hoffnung, noch etwas anderes, als die schönen, klaren Eiswände zu finden. Ihre Mühe wurde reichlich belohnt; denn als Robert an einer dunkler scheinenden Stelle des Bodens mit dem Beil eine Grube machte, fand sich ein großer Büschel nordischer Pflanzen, welche vermuthlich auf Grönland oder Disco von Gletscherwassern in eine Vertiefung zusammengeschwemmt wurden, dort einfroren und auf solche Weise vielleicht Jahrhunderte hindurch sich in diesem natürlichen Eiskeller vollkommen unverändert erhielten. Die Gletscher rücken nämlich nur ganz allmälig, gleichsam als riesige Eisströme dem Meere zu, wo in Folge von Unterhöhlung durch die Brandung bergeshohe Massen abbrechen und als Eisberge mit den Nordströmen in südliche Breiten treiben.

Herr Engelmann erkannte unter den Pflanzen sogleich die Gletscherweide mit ihren rundlichen Blättern und kurzen Kätzchen, eine zwerghafte Lichtnelke und ein Alpen-Vergißmeinnicht; bei der spätern Untersuchung fanden sich mehr als zwanzig verschiedene Arten; eine Ausbeute, wie sie oft tagelange Ausflüge bei Reisen im hohen Norden nicht ergeben.

Hoch erfreut kehrte man auf das Schiff zurück und legte sich, nachdem das unterdessen verendete Walroß an Bord gebracht und die Seehund-Familie in einen passenden Raum eingeschlossen war, wieder zur Ruhe.

Am Nachmittag des nächsten Tages nahm Robert seine Messungen der Wärme des Meeres mit erhöhtem Interesse vor, weil er wußte, daß man sich dem Golfstrom näherte. Die Untersuchungen ergaben immer noch 11—12° C. — Gegen 4 Uhr, als Emilie, Auguste und Robert plaudernd am Schiffsrande standen, bemerkten sie, daß das Meer um sie her plötzlich eine tiefblaue Farbe annahm. Die Mädchen blickten empor, um zu sehen, ob am Himmel eine Veränderung vor sich gegangen war; Robert blieb mäuschenstill und senkte sein Thermometer in's Meer; seine Gefährtinnen aber wußten nicht, weßhalb sein Auge heller leuchtete und sich seine Wangen höher färbten. Nach kurzer Zeit zog er das Thermometer wieder empor, und nachdem er einen Blick darauf geworfen hatte, sprang er in die Höhe und rief jubelnd:

„24 Grad Celsius! Der Golfstrom!"

Sogleich waren sie von den Freunden umringt. Der Kapitän bestätigte den Ausspruch Roberts, indem er sagte, daß der Temperatur-Unterschied von 13° keine andere Deutung zuließ und auch die tiefblaue Färbung den Golfstrom von den Gewässern unterscheide, welche ihn begrenzen und gleichsam seine Ufer bilden.

Nun segelte man also auf dem mächtigen Strom, den wir nicht besser bei unseren Lesern einführen können, als indem wir die ebenso wahren, als dichterischen Worte Maurys wählen. Er sagt:

„Ein Strom ist in dem Meer; er versiegt nie, wenn alles Andere verdorrt; er tritt nicht aus seinen Ufern, wenn auch die mächtigsten Fluthen ihn schwellen. Seine Ufer und sein Bette bestehen aus kaltem Wasser, während seine eigenen Gewässer warm sind. Der Golf von Mexico ist seine Quelle und seine Mündung liegt in den arctischen Meeren. Es ist der Golfstrom. Es gibt auf der Erde keine zweite Wasserfluth, die ihm an majestätischer Größe gleich käme, und seine Strömung ist reißender, als die des Mississippi und des Amazonenstromes."

Manche Forscher haben ihn mit einer ungeheuern Warmwasserheizung verglichen, und mit Recht, denn ohne Zweifel verdanken ihm zumeist Irland, England, überhaupt der ganze Westen Europas die milde Witterung, unter deren Einfluß sie sich eines reichen Pflanzenwuchses erfreuen, während z. B. die in gleicher Breite liegende unwirthliche Küste Labradors, an welcher der eisigkalte Nordstrom vorbeizieht, von einem Eisgürtel umschlossen ist.

Der Golfstrom gehört zu einem System von Strömungen, welche alle Meere in den verschiedensten Richtungen und mit den merkwürdigsten Wirkungen auf die Witterungs-Verhältnisse ganzer Länder durchziehen. Er fesselt die Aufmerksamkeit mehr als andere, theils wegen seiner Größe und Geschwindigkeit, theils deßhalb, weil er seine Fluthen durch das nordatlantische Meer wälzt, das Meer, welches mehr als alle anderen die, dem geistvollen Griechenthum entlehnte Bezeichnung „das völkerverbindende" verdient; endlich wohl auch deßhalb, weil er so segenbringend auf das gebildete Europa gewirkt hat und früher, als die übrigen großen Strömungen einer genaueren Untersuchung unterworfen werden konnte.

Ueber die Ursachen dieser großartigen Naturerscheinung ist schon viel geschrieben und gesprochen worden. Die Hauptergebnisse der bisherigen Forschungen wollen wir in kurzen Zügen zusammenfassen.

Unseren jungen Lesern ist bekannt, daß in dem Luftmeere, welches die Erde umgibt, viele Strömungen herrschen, die wir Winde nennen; unter diesen gibt es solche, die nur zeitweilig stattfinden und oft auch nur eine geringe Ausdehnung haben, z. B. die veränderlichen Winde unseres gemäßigten Erdgürtels; andere, welche in gewissen Gegenden zu bestimmten Jahreszeiten längere Zeit hindurch wehen, wie die Monsune im indischen Meere und die Etesien im Mittelmeer; endlich solche, welche jahraus, jahrein beständig aus derselben Richtung wehen: die Passate, welche nördlich vom Aequator eine südwestliche, südlich vom Aequator eine nordwestliche Richtung haben und bei ihrer Annäherung an den Aequator sich immer mehr nach Westen

wenden. Winde, welche beständig in einer Richtung wehen, theilen aber dem Wasser ihre Bewegung mit, und hierin haben wir eine der Hauptursachen der Meeresströmungen gefunden. Eine zweite Ursache haben wir in der starken Verdunstung zu suchen, welcher die Meere in heißen Gegenden ausgesetzt sind und welche den Wasserspiegel immer tiefer sinken machen würde, wenn nicht beständig Wasser aus den kalten Gegenden wieder hinzuströmte und denselben auf gleicher Höhe hielte. Eine dritte Ursache sehen wir in dem ungleichen Salzgehalt und dem ungleichen Wärmegrad verschiedener Meerestheile, wodurch Strömungen erzeugt werden, welche eine Ausgleichung dieser Unterschiede zu suchen scheinen und eine Steigerung derselben verhindern. Humboldt erwähnt auch die, unsere Erde immer nach Westen umkreisende Fluthwelle als eine der Ursachen.

Die Wassermasse des Aequatorialstroms, der sich als verstärkte Fortsetzung eines südlichen Stromes von der Küste Mittelafrika's quer durch das atlantische Meer nach Westen zieht und von der Küste Südamerika's nach Nordwesten abgelenkt wird, drängt sich zwischen den Inseln des caraibischen Meeres und durch den Canal von Yucatan in den mexikanischen Meerbusen. Nachdem sie auf dieser langen Reise unter den sengenden Strahlen einer fast scheitelrecht stehenden Sonne bis auf 30° C. (86° F.) erhitzt ist, wird sie von immer nachdrängenden Massen durch die Straße von Florida hindurchgetrieben und tritt nun als Golfstrom mit einer Geschwindigkeit von 23 engl. Meilen in der Stunde in das atlantische Meer hinaus. Hier, an der engsten Stelle, ist der Golfstrom etwa 50 engl. Meilen breit; beim Vorgebirg Hatteras ist er schon 130, in der Höhe von Halifax 400 Meilen breit und erweitert sich später sogar bis auf mehr als 1000 Meilen. Seine Geschwindigkeit nimmt dabei verhältnißmäßig ab.

Am Abend bildete der Golfstrom natürlich den Gegenstand der Unterhaltung und des Lesens in der Kajüte. Der Kapitän erklärte u. A., daß die tiefblaue Färbung des Golfstromes von dem starken Salzgehalt herrühre. Dieser hinwider sei eine Folge davon, daß im heißen Erdgürtel die Wassertheilchen rasch verdunsten, während die Salztheilchen zurückbleiben. Herr Engelmann erzählte von einer früheren Seereise, die er von Cuba nach New York machte, und wobei das Schiff mitten im reißenden Golfstrom von einer Windstille überfallen wurde, so daß dasselbe hülflos nach Norden trieb. Am nächsten Morgen war man aber nicht wenig erstaunt, als man entdeckte, daß das Fahrzeug sich nicht mehr in der Mitte der Strömung, sondern viele Meilen östlich am Rande derselben befand. Merkwürdiger Weise waren auf der Grenzlinie viele schwimmende Gegenstände zu sehen, wie Treibholz, Samen u. s. w. Da von anderen Schiffern dieselbe Erscheinung auf beiden Seiten des Stromes schon früher beobachtet worden war, jedoch am östlichen Rande mehr, als auf dem westlichen, so konnte man nicht daran zweifeln, daß die Gewässer des Golfstromes nicht nur vorwärts, sondern auch von der Mitte nach beiden Seiten fließen. Allein die Erklärung dieser auffallenden Thatsache hat erst die jüngste Zeit gebracht. Das Wasser des Golfstromes ist in Folge der Ausdehnung durch Erhitzung spezifisch leichter, als das des umgebenden Meeres, es schwimmt also gleichsam auf dem letztern, ähnlich, nur in geringerem Grade, als es ein Strom von Oel thun würde; seine Oberfläche erhebt sich daher in sanftem Bogen über die der angrenzenden Gewässer, und die natürliche Folge hiervon ist der Abfluß von der Mitte nach den Seiten. Daß dieser nach Osten stärker ist, als nach Westen, erklärt man mit der Umdrehung der Erde.

Nachdem die Wißbegier unserer jungen Erdumsegler reichliche Befriedigung erfahren hatte, begaben sie sich zur Ruhe.

Um Mitternacht erwachte Robert, durch fast unerträgliche Schwüle im Schlafe gestört. Ein Lichtschimmer erhellte die enge Koje und erschreckte Robert, weil am Abend der Himmel dicht bewölkt gewesen war und das sinkende Barometer schlimmes Wetter angedeutet hatte, so daß Mondschein wenigstens zu den Unwahrscheinlichkeiten gehörte. Robert fürchtete im Augenblick des Erwachens, es möchte Feuer ausgebrochen sein und dem „Georg Forster" und seinen Insassen jenes schreckliche Schicksal bevorstehen: ein Brand auf hoher See.

Er sprang vom Lager auf und wurde nun auf's Angenehmste enttäuscht. Es war ihm zum Schlafen einer von zwei kleinen Verschlägen angewiesen worden, welche rechts und links vom Steuerruder lagen und deren Rückwand vom „Spiegel" des Schiffes gebildet wurde. In dieser Wand befand sich ein sogenanntes „Ochsenauge", eine in dieselbe vollkommen wasserdicht eingelassene, sehr dicke runde Glasplatte, welche stark genug war, dem stärksten Wogenschlag und selbst dem Anprall fester Gegenstände zu widerstehen. Robert sah, daß der Lichtschimmer durch das „Ochsenauge" hereindrang. Er warf einen Blick auf das Meer hinaus. Was er da sah, spottet jeder Beschreibung. Es flammte und glühte, blitzte und sprühte, so weit man sehen konnte, auf jedem stürzenden Wellenkamm der durch eine „steife Brise" bewegten See, blau und weiß, grün und roth, in tausendfältiger Abwechslung, und das Kielwasser des „Georg Forster" erschien wie ein Feuerstrom.

Nachdem Robert sich einige Minuten an dem prachtvollen Anblick geweidet hatte, weckte er die Freunde, die ihm dankbar waren, daß er sie um *solcher* Ursache willen dem Schlummer entriß.

„Ah, welche Pracht!" rief Auguste; „wie unbedeutend bleibt im Vergleich mit der Erhabenheit und Schönheit der Natur die Kunst des Menschen!"

„Und doch glauben so Viele," setzte Emilie hinzu, „der Mensch sei der Mittelpunkt des Weltalls, zu seinem Ergötzen, zu seinem Nutzen, zu seiner Herrschaft sei Alles geschaffen!"

„Seht dort hinüber," rief jetzt Robert. „Fliegende" Fische, von Raubfischen verfolgt, erhoben sich bald hier, bald dort aus dem Wasser; ihre Körper leuchteten, und während sie eine Strecke weit in der Luft dahinschossen, fielen die Wassertropfen wie so viel funkelnde Diamanten in's Meer zurück. Immer wieder auf's Neue schnellten sich die geängstigten Thiere empor, um ihren Feinden zu entfliehen, und an dem Funkenregen konnte man die wilde Jagd noch eine große Strecke mit den Blicken verfolgen.

„Das ist der Darwin'sche Kampf um's Dasein," bemerkte der Kapitän. „Und ein vortreffliches Beispiel der natürlichen Auslese, der Erhaltung des Bessern oder Stärkern," ergänzte Herr Engelmann; „ohne Zweifel werden diejenigen unter diesen verfolgten Thieren, welche die längsten Flossen haben und sich am kräftigsten emporschnellen können, ihren Feinden am ehesten entgehen. Da sich aber nach den Gesetzen der Erblichkeit solche Eigenthümlichkeiten meistens auf die Nachkommen vererben, so wird die junge Brut der Ueberlebenden durchschnittlich längere Flossen bekommen, als die von den Raubfischen verschlungenen Opfer deren hatten. Unter der jungen Brut werden wieder die Flugfähigsten erhalten, und so geht das durch Tausende von Geschlechtern fort; wenn dann der durchschnittliche Fortschritt von einem Geschlecht zum andern auch unmerklich klein ist, so vergrößern sich aber doch diese geringen Unterschiede im Verlauf von langen Zeiträumen. Die Ahnen dieser Fische mögen einst vor großen Zeitläuften kaum längere Flossen gehabt haben, als ihre Vettern, die anderen Fische."

„Nun wollen wir aber auch die Ursache des Meeresleuchtens ergründen," fiel der Kapitän ein. Es wurden einige, an Seilen befestigte Eimer in's Meer geworfen, voll Wasser heraufgezogen und hingestellt. Dieses wollte aber nicht leuchten. Erst als Herr Engelmann einen Tropfen Schwefelsäure hineinfallen ließ, um die leuchtenden Thiere in Aufregung zu versetzen, da zeigte sich das lebendige Feuer wieder in schönster Pracht. Bei der Untersuchung in der Kajüte fand man, daß das Wasser von Medusen, kleinen Krustenthierchen und Mammarien schwärmte, die längere Zeit hindurch bei jeder Berührung aufleuchteten, bis sie endlich matt zu werden schienen. Herr Engelmann erklärte, daß diese Thiere zu Zeiten, wie in dieser Nacht, in ungeheueren Mengen von den Strömungen in die kalten Gegenden geführt werden, wo sie den Walfischen und anderen Seethieren zur Nahrung dienen.

Lange konnten sich unsere naturforschenden Freunde nicht vom Genuß des herrlichen Natur-Feuerwerkes trennen; endlich machte sich doch die Müdigkeit geltend; sie legten sich wieder zu Bette, worauf der willkommene Schlaf bald „die Glieder löste", wie sich Homer ausdrückt.

„Ein gut Gewissen
Ist ein sanftes Ruhekissen."

Der „Georg Forster" aber setzte seinen Lauf fort, immer gerade auf die ferne Bermuda-Gruppe zu.

Gewiß haben seine Reisegäste und Mannschaften noch viel Wissenswerthes auf ihrer Reise erlebt. Leider liegen mir bis jetzt keine weiteren Nachrichten von ihnen vor; wir müssen uns mit der Hoffnung trösten, daß ihnen kein Unglück zugestoßen ist und daß wir später wieder von ihnen hören, wie es ihnen ferner auf ihrer Welt-, oder richtiger ausgedrückt, Erd-Umsegelung ergangen ist, was sie noch Neues gesehen und Merkwürdiges erlebt haben in den fernen Ländern und unter den fremdartigen Völkern, die sie aufzusuchen gedachten. Ich kann meinen jungen Lesern und Leserinnen die Versicherung geben, daß sie sich nicht mehr danach sehnen können, die Fortsetzung des Reiseberichtes zu hören, als ich mich darauf freue, ihnen denselben bei meinem nächsten Besuch, über's Jahr von Jetzt, erzählen zu können.

Etwas aus der Chemie.

Wie kannst du blaue Farbe augenblicklich in Roth verwandeln? Bereite dir zunächst Probirpapier. Dies geschieht auf folgende Weise. Nimm etwas Lakmus; dieser ist in jeder Farbenhandlung vorräthig zu haben. Es ist ein Farbestoff. Thue den Lakmus in ein Fläschchen, gieße abgekochtes Wasser darüber, schüttele es um, laß die Flüssigkeit so lange stehen, bis sie tief blau wird, färbe sodann schmale Papierstreifen damit und laß sie trocknen. Einen Theil von ihnen ziehe darauf durch Essig, oder noch besser durch Wasser, dem man einen Tropfen Citronensäure — du brauchst nur eine Citrone aufzuschneiden und sie etwas zu drücken — zugesetzt hat, wodurch die blaue Farbe sofort in eine rothe verwandelt wird.

Thust du in eine Flasche etwas gebrannten Kalk mit abgekochtem Wasser, schüttelst es um und lässest du es eine Zeit lang stehen, so erhältst du Kalkwasser, welches rothes Probirpapier bläut, blaues dagegen unverändert läßt.

— Krystallisation. Viele im Wasser gelöste Körper nehmen, wenn sie bei der Verdampfung des Wassers in die starre Form übergehen, sehr regelmäßige Formen an, welche man Krystalle nennt: sie krystallisiren. Die Krystalle sind je nach den Körpern verschieden, was du sofort beobachten kannst, wenn du z. B. Kochsalz oder Salpeter oder Eisenvitriol auflöset. Mache folgende Versuche: Nimm gewöhnliches Kochsalz, gieße heißes Wasser darauf und laß dieses verdunsten. Verfahre mit Salpeter oder Eisenvitriol ebenso. Sie sind bei vielen Kaufleuten für wenig Geld zu haben. Störst du die Lösung während des Erstarrens dadurch, daß du sie umrührst, so entstehen keine regelmäßigen Krystalle. Bei ruhigem Erkalten bilden sich aus einer Zuckerlösung die schönen Krystalle des Candiszuckers; bei gestörter Krystallisation entsteht der gewöhnliche Hutzucker.

Nimmst du 2 Unzen kochend heißes Wasser, thust du 4 Unzen Salpeter hinein und lässest du diese Auflösung allmälig erkalten, so wirst du den größten Theil des aufgelösten Salpeters in säulenförmigen Krystallen anschießen sehen, indem 2 Unzen kaltes Wasser nur ungefähr ½ Unze Salpeter zu lösen vermögen. Nimmst du zu den 2 Unzen kochenden Wassers nur etwa 2 oder 3 Unzen Salpeter, so fallen die Krystalle schöner aus.

Wenn Du im Wasser mehrere Salze gleichzeitig auflöset, z. B. Kochsalz und Salpeter, so krystallisirt jedes für sich in der ihm eigenthümlichen Krystallenform. J. J.

Papierne Elektrisirmaschine.

Legst du ein Stück weißen Papiers auf einen polirten Tisch und reibst es stark mit Wischgummi, so wird es stark elektrisch und zieht an der untern Seite einige leichte Gänsefedern an, die in seine Nähe gebracht werden.

Wintervergnügen.

Wohin man ſchaut, nur Schnee und Eis,
Der Himmel grau, die Erde weiß.
Hei, wie der Wind ſo luſtig pfeift!
Hu, wie er in die Backen kneift!
Doch meint er's mit den Leuten gut,
Erfriſcht und ſtärkt, macht frohen Muth.
Ihr Stubenhocker, ſchämet euch,
Kommt nur heraus, thut es uns gleich.

'Ne Fahrt mit ſolchem Zweigeſpann
Die Grillen euch vertreiben kann!
Hinaus im ſauſenden Galopp
Durch Schneegefilde, hopp, hopp, hopp,
Trägt unſer edles Rennerpaar
Die winterluſt'ge Kinderſchaar;
Und Ratzer, der's nicht laſſen kann,
Läuft freudig mit und bellt uns an.

Räthsel.

Ernst Löser sieht den in Gedanken vertieften Prof. Aufgeber, der von einem seiner gewöhnlichen Botanisirausflüge zurückkehrt, geht ihm unbemerkt entgegen und pflanzt sich mit einem kunstgerechten Turnersprung dicht vor ihm hin. „Herr Professor! Ich habe ein Räthsel erfunden."

Professor: Das freut mich, mein Junge. Man muß sich nicht immer von Andern etwas aufgeben lassen. Also, ich soll wohl diesmal den Löser spielen?

Ernst: So ist's. Nun geben Sie Acht:

(1.) Hat Augen viel, sieht doch kein Ziel;
Das ganze Ding ist gar gering,
Doch nährt es wohl fast halb Tirol:
Der Bauersmann es schätzen kann.

Professor: Was dem Einen recht, ist dem Andern billig; du mußt mir auch Zeit lassen bis zum nächsten Mal.

Ernst: Nun, meinetwegen, weil Sie es sind.

Professor: Willst du nun deine Zähne einmal ausruhen lassen?

Ernst: Bei Leibe nicht! Uebung macht den Meister, und je mehr solcher Nüsse ich knacke, desto besser wird mein Gebiß.

Professor: Dann hole deine Schreibtafel hervor; aber mache mir keine so entsetzlichen Kratzfüße! Eins! Zwei! Drei! Fertig!

(2.) Mit M ist es der erste unsr'er Staaten;
Mit P ein Mann, berühmt durch Geistesthaten.

(3.) Der Name einer Stadt mir kurz und deutlich sagt,
Was du, mein Kind, gern willst, wenn dich der Hunger plagt.

(4.) Wo du bist, ist die Eins nicht da;
Viel Leid schon durch die Zwei geschah,
Wo man sie auf zwei Rädern sah;
Das Ganze bringt den Himmel nah.

(5.) Was wohl, mein Freund, erblickest du
Hell leuchten in metall'nem Glanz,
Stellst vor ein Pferd du eine Kuh
Und schneidest beiden ab den Schwanz?

(6.) Mit G ein Bau, zierlich und luftig,
Von Ranken rings umwoben duftig;
Mit K ein Bau in dünnen Wänden,
Schwank aufgethürmt von zarten Händen.

(7.) Es gibt eine zweiziffrige Zahl von folgender Beschaffenheit:

Multiplizirt ihr die beiden Ziffern, deren Unterschied gleich 0 ist, mit einander, so erhaltet ihr eine Zahl, welche dreimal so groß ist, als die Quersumme der gedachten.

Wie heißt die gedachte Zahl?

(8.) Ich kenne eine dreiziffrige Zahl, deren mittlere Ziffer doppelt so groß als die Ziffer links ist. Die Quersumme der gedachten Zahl beträgt 13. Vertauscht ihr die Ziffer links mit der Ziffer rechts, so erhaltet ihr eine neue Zahl, welche um 1 größer ist, als das Dreifache der ursprünglich gedachten.

Wie heißt die ursprünglich gedachte Zahl?

(9.) An dem Fuße einer Mauer von 365 Zoll Höhe saß eine Schnecke und fing an, die Mauer hinaufzukriechen, aber nicht senkrecht in die Höhe, sondern in schräger Richtung, so daß ihr Weg mit einer wagerechten Linie einen Winkel von 30 Grad bildete. Am ersten Tage legte sie eine Strecke von 80 Zoll zurück, glitt aber am Abend wieder 10 Zoll senkrecht herunter. Am zweiten Tag setzte sie ihren Weg in derselben schrägen Richtung wie am ersten Tage fort. Wieder legte sie eine Strecke von 80 Zoll zurück und glitt auch am Abend dieses Tages wieder 10 Zoll senkrecht herunter; ebenso am dritten, vierten und an allen folgenden Tagen.

Am wievielten Tage wird die Schnecke oben den Rand der Mauer erreicht haben?

Knechtschaft ein hartes Joch.

Auf der Straße stießen ein Wolf und ein Hund zusammen und unterhielten sich freundlich miteinander, da zu jener Zeit Frieden zwischen ihnen herrschte. Unter Anderm verwunderte sich der Wolf darüber, wie gut es der Hund haben müsse, da er so gut beleibt und fett aussehe.

„Nun," sagte der Hund, „dies Glück kann dir auch zu Theil werden; komm' mit mir in meines Herrn Haus; meiner Fürsprache wird es gelingen, daß du es so gut haben sollst, wie ich selbst."

Der Wolf nahm das Anerbieten an und sie schritten fürbaß. Da gewahrte der Wolf, daß der Hund am Halse gar wenig Haare habe und fragte ihn: „Woher, lieber Freund, kommt es denn, daß dir am Halse die Haare ausgehen, mußt du denn etwa eine Arbeit verrichten, im Joche gehen oder so?"

Der Hund antwortete: „Dies gerade nicht; aber damit ich den Tag über Niemand anfalle oder beleidige, bin ich an einer Kette, und so weit du an meinem Halse keine Haare siehst, schabt mich das Halsband."

Wie der Wolf dieses hörte, sagte er: „Ade, lieber Bruder und Freund! Ist dem also, so will ich von deiner fetten Küche, die du durch Knechtschaft verdienen mußt, Nichts wissen und mich lieber kümmerlich, aber im Genusse der Freiheit durch's Leben schlagen." Und er trabte davon.

Merke daraus: Mancher wird von dir wegen seiner Glücksumstände beneidet, mit dem du, gehst du der Sache auf den Grund, nicht mehr tauschen würdest. G. S.

Ein wahrer und falscher Freund.

Der Freund, der mir den Spiegel zeiget,
Den kleinsten Flecken nicht verschweiget,
Mich freundlich warnt, mich ernstlich schilt,
Wenn ich nicht meine Pflicht erfüllt:
Der ist mein Freund,
So wenig er es scheint!

Doch der, der mich stets schmeichelnd preiset,
Mir Alles lobt, nie was verweiset,
Zu Fehlern mir die Hände beut,
Und mir vergiebt, eh' ich bereut:
Der ist mein Feind,
So wenig er es scheint!

Winter-Abend.

Von Georg Röttlicher.

In traulichem Kämmerlein,
Röthlich beſchienen
Vom Licht der Kerze,
Sitzet ein Kind.
Ein zierliches Mädchen!
Zart das Geſichtchen und blond die Haare.
Im hohen Lehnſtuhl der Großmutter
Dicht an dem Tiſche ſitzt es,
Und ernſthaft lieſt es
In altem vergilbten Märchenbuche.

Still iſt's im Kämmerlein.
Nur die Wanduhr tickt,
Und manchmal kniſtert
Das Holz im Ofen,
Und leiſe rauſcht es
Vom Buch, wenn die Kleine
Behenden Fingers ein Blatt umwendet.

Behagliche Wärme entſtrahlt dem Ofen
Und haucht an die Scheiben
Des niedrigen Fenſters,
Daß ſie gänzlich erblinden;
Denn draußen iſt's Winter:
Ueber ſchneeigen Dächern
Und weiß geſprenkelten Bäumen
In kalter Nachtluft
— Wie erfrorene Lichter —
Glitzern die Sterne. —

Dann flackert das Licht
Und wirft zitternde Schatten
Ueber den großen Lehnſtuhl
Und weit in die Kammer. — —
Doch die Kleine merkt nichts von Alledem,
Sie lieſt und lieſt
— Wunderſame Geſchichten! —
Von der Königstochter
Im goldenen Schloſſe —
Vom verwunſchenen Prinzen
In fernem Lande —
Von ſeltſamen Thaten
Und Abenteuern,
Von Zauberkünſten —
Und wie am Ende
Durch treue Liebe
Der Prinz erlöſt ward. — — —
Und Furcht und Hoffnung,
Freud' und Bangen
Spiegeln ſich wieder
Auf dem Kindesantlitz —
Und tief aufathmend
Lieſt ſie das Ende.

Manchmal aber — wenn draußen am Fenſter
Der Nachtwind rüttelt —
Hebt ſie das Köpfchen
Und ſchaut mit großen verwunderten Augen
Und offenem Mündchen
Starr nach dem Fenſter hin,
Und ernſthaft horcht ſie — —
„Großmutter bleibt lang aus,"
Sagt ſie dann flüſternd und wie im Traume
Und blickt nach der Wanduhr,
Die ſpäte Stunde zeigt.

Der Affe vor dem Spiegel.

Von Julius Sturm.

Ein Affe trat einſt einem Spiegel nah,
Und als er d'rin ſein Bild
Getreulich abgeſpiegelt ſah,
Rief er von Zorn erfüllt:
„Das ſoll ich ſein? Ich müßte ja mich haſſen,
Schnitt ich ſo widerlich Grimaſſen,
Wie dieſes Ding mit ſtrupp'gem Haar,
Und hätt' ſolch glotzig Augenpaar
Und eine Stirn, wie dieſe platt.
Elendes Glas, wer dich geſchliffen hat,
War zweifellos ein Stümper nur!
Von Aehnlichkeit mit mir
Iſt in dem Spiegel hier
Nicht eine Spur."

Literaturgeschichtliches.

Von W. H. Rosenstengel.

I. Die alten Germanen.

Vor vielen tausend Jahren lebte in Asien ein Volk, welches man Indogermanen nennt. Vermuthlich nannte es sich selbst Arier. Von diesen Ariern wanderten einige Stämme nach Europa. Dort bildeten sie nach und nach die Stämme der Griechen, Römer, Celten, Germanen, Litthauer und Slaven. Die gemeinsame Abstammung aller dieser Völker ist nachweisbar aus ihren Sprachen, die als Schwestern unter sich innig verwandt sind.

Eines jener Völker scheint zuerst nach Skandinavien und von dort in Deutschland eingedrungen zu sein. Dieses Volk nannte man mit einem gallischen Namen „Germanen", das heißt: „die Nachbarn". Auf einer römischen Urkunde aus dem 3. Jahrhundert vor Chr. erscheint dieser Name zum ersten Male.

Wann die Germanen nach Deutschland gekommen sind, ist unbekannt. Wir wissen nur, daß germanische Stämme, die Cimbern und Teutonen, um 100 Jahre vor Chr. über die Alpen gingen.

Im 2. Jahrhundert nach Chr. wohnte im südlichen Rußland ein anderes germanisches Volk. Dies waren die Gothen. Sie waren edel und wohlgebildet, mächtig und tapfer. Sie nahmen von allen germanischen Völkern zuerst das Christenthum an. Später gingen sie in fremden Nationen unter, deren Sprache sie dann auch annahmen.

Im Jahre 376 fand eine große Völkerwanderung statt. Durch dieselbe wurden die germanischen Völker die Herren vom ganzen Westeuropa. Doch hatten die germanischen Reiche nur einen kurzen Bestand. Sie wurden fast alle vernichtet oder dem großen Frankenreiche einverleibt. Der alte Name Germanen ging in Folge dessen verloren. Später wurde das Wort „Deutsch" die allgemeine Benennung ihrer Sprache. Das Wort „Deutsch" kommt von dem gothischen Wort thiuda her. Dieses bedeutet Volk. Deutsch heißt also zum Volke gehörig, volksmäßig, heimathlich. Die Schreibung „teutsch" ist falsch; denn das gothische th geht im Hochdeutschen in d über.

II. Die deutsche Sprache.

Die germanische Grundsprache ist uns nicht erhalten. Von ihr wissen wir also nichts. Dagegen vermuthen wir, daß sie sich in drei Hauptmundarten gespalten hat. Diese entwickelten sich im Laufe der Zeit als selbständige Sprachen. Man theilt sie ein in: 1) die nordische, 2) die gothische und 3) die deutsche Sprache.

Der nordischen Sprache stehen die isländische, die schwedische und die dänisch-norwegische Sprache am nächsten.

Die gothische Sprache ist die älteste uns bekannte der ganzen germanischen Familie. Mit dem Untergange der Gothen starb sie ganz aus.

Die deutsche Sprache war schon früh in zwei Hauptmundarten geschieden: das Niederdeutsche und das Oberdeutsche. Die niederdeutsche Sprache schied sich in das Friesische und das Sächsische. Das Sächsische erscheint als Alt- und Angelsächsisch. Aus dem Altsächsischen ging das Plattdeutsche, das Holländische und das Vlämische hervor. Aus dem Angelsächsischen bildete sich später die englische Sprache heraus.

Anmerkung der Redaction. Die unter obiger Haupt-Ueberschrift veröffentlichten Artikel sind vom Verfasser derselben umgearbeitet worden. Die Artikel werden im zweiten Jahrgang fortgesetzt werden. Ihr Zweck soll sein: in einfacher Form ein genügendes Bild von der Entwickelung der deutschen Literatur zu geben.

Das Ober- oder Hochdeutsche entwickelte sich nach und nach in drei aufeinander folgenden Perioden. Die erste Periode war die des Althochdeutschen. Sie reicht vom 6. bis Ende des 11. Jahrhunderts. Gleich im Anfange dieses Zeitraums trat an die Stelle der Runen (Geheimschrift) die lateinische Schrift. Die zweite Periode ist die des Mittelhochdeutschen. Sie reicht vom Beginn der Kreuzzüge bis zum Anfange des 16. Jahrhunderts oder bis zu Luthers Bibelübersetzung. Die dritte Periode — das Neuhochdeutsche — geht von der Reformation bis auf unsere Zeit.

III. Das älteste Denkmal germanischer Sprache.

Das älteste Denkmal germanischer Sprache ist die gothische Bibelübersetzung. Von ihr sind noch bedeutende Bruchstücke vorhanden. Das vollständigste davon ist die „silberne Handschrift". Diese enthielt ursprünglich 330 Blätter, von denen nur noch 177 erhalten sind. Die Blätter sind purpurgefärbtes Pergament. Auf denselben ist mit Silber und theilweise mit Goldbuchstaben geschrieben. Die sämmtlichen Blätter sind später mit silbernen Deckeln prächtig eingefaßt worden. Daher heißt das Bruchstück auch die silberne Handschrift oder der codex argenteus.

Die silberne Handschrift wurde wahrscheinlich zu Ende des 5. oder zu Anfang des 6. Jahrhunderts geschrieben. Später kam sie auf unerklärliche Weise nach Werden an der Ruhr. Von dort gelangte sie nach Prag in Böhmen. Als Prag im Jahre 1648 von den Schweden eingenommen wurde, wurde sie nach Stockholm (Schweden) gebracht. Später kam sie in die Bibliothek der Universität zu Upsala (Schweden), in der sie sich noch heute befindet.

In dieser gothischen Bibelübersetzung lautet das Vaterunser:

"9. Atta unsar thu in himinam, veihnai namo thein. 10. Qimai thiudinassus theins. Vairthai vilja theins, sve in himina jah ana airthai. 11. Hlaif unsarana thana sinteinan gif uns himma daga. 12. Iah aflet uns thatei skulans sijaima, svasve jah veis afletam thaim skulam unsaraim. 13. Iah ni briggais uns in fraistubnjai, ak lausei uns af thamma ubilin; unte theina ist thiudangardi jah mahts jah vulthus in aivins. Amen."

In der deutschen Bibelübersetzung, die heutiges Tages gebraucht wird, heißt es dagegen:

„9. Unser Vater in dem Himmel. Dein Name werde geheiliget. 10. Dein Reich komme. Dein Wille geschehe auf Erden, wie im Himmel. 11. Unser tägliches Brod gieb uns heute. 12. Und vergieb uns unsere Schulden, wie wir unseren Schuldigern vergeben. 13. Und führe uns nicht in Versuchung; sondern erlöse uns von dem Uebel. Denn dein ist das Reich, und die Kraft, und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen."

Der Uebersetzer der gothischen Bibel ist Wulfila oder Ulfilas, wie ihn die Griechen nannten. Derselbe wurde um's Jahr 311 geboren und im Jahre 341 zum Bischof der Westgothen, welche im Norden der untern Donau wohnten, geweiht. Sieben Jahre nach seiner Weihe mußte er mit seiner Gemeinde nach Mösien, in der Gegend von Nikopolis, unfern des Hämus, auswandern. Er starb im Jahre 381 in Konstantinopel (Türkei), wo er sich gerade aufhielt, um die Lehre des Arius zu vertheidigen.

IV. Althochdeutsch.

In diese Periode fällt die Bekehrung der Franken und vieler anderer deutschen Völkerschaften zum Christenthum. Die Geistlichen gewannen jetzt großen Einfluß. Sie verboten die alten Lieder zu singen. Sie suchten Alles auszurotten, was an die alte Götterwelt erinnern konnte. Sie setzten an die Stelle der dem Untergange geweihten Lieder eine christliche Poesie. Diese wurde besonders in den Klöstern gepflegt.

Von den Denkmälern der christlichen Poesie des 9. Jahrhunderts will ich nur einige nennen.

Auf Veranlassung des Kaisers Ludwig des Frommen wurde um das Jahr 830 die ältere sächsische Messiade, "Heljand," d. i. Heiland, gedichtet. Dieses Gedicht erzählt das Leben Jesu nach dem Berichte der vier Evangelien.

Otfried, ein Mönch, verfaßte 870 ein „Evangelienbuch", „der Kriſt" genannt. Die „Evangelien" zerfallen in 5 Bücher, weil sie allen fünf Sinnen zur Reinigung und Heiligung dienen sollen. Dies Werk hat den Stabreim durch den Endreim ersetzt. In demselben haben wir deßhalb das älteste größere gereimte Gedicht in deutscher Sprache.

Als Probe der Sprache Otfrieds führe ich folgende zwei Strophen an:

Thô wârun thâr in lante hirtâ haltentê,
Da waren dort im Lande Hirten haltend,
Thes fehes dâtun warta widar fiantâ;
Des Viehes thaten sie Wartung wider Feinde;
Zi_in quam boto scône, engil scinenti,
Zu ihnen kam ein Bote schön, ein Engel glänzend,
Joh wurtum si_inliuhtê fon himilisgen liohte,
Und wurden sie erleuchtet von himmlischem Lichte.

V. Die Poesie der alten Deutschen.

Die alten Deutschen liebten Gesang und Poesie gar sehr. Sie sangen bei fröhlichen Gelagen und bei der Bestattung ihrer Todten. Sie sangen, wenn sie in die Schlacht zogen und wenn sie als Sieger wieder heimkehrten. Sie sangen zum Preise ihrer Götter und ihrer Helden. Einen besonderen Sängerstand aber hatten sie nicht. Bei ihnen sang Jeder, dem Gesang gegeben war. Da aber nur sehr Wenige die Kunst des Schreibens verstanden, so wurden diese Gesänge selten aufgeschrieben. Sie pflanzten sich vielmehr singend fort. Wurde nun ein Lied von Stadt zu Stadt getragen, so mag es nicht selten geschehen sein, daß es auf diesem Wege Veränderungen erlitt. Der Eine verbesserte vielleicht diese, der Andere jene Strophe. Dieser ließ vielleicht eine Strophe weg, während Jener eine neue hinzufügte. Kurzum, ein solches Lied konnte sich im Laufe der Zeit ganz bedeutend verändern. Ein anderer Fall ist auch noch denkbar. Es konnte passiren, daß zum Beispiel zwei Dichter die hehren Thaten eines großen Helden besangen. Beide Gedichte gefielen, beide wurden aber auch nach und nach verändert. Nun konnte es sich begeben, daß ein dritter Dichter die beiden Gedichte kennen lernte und auf den Gedanken kam, aus beiden eins zu schaffen. Er nahm vielleicht die schönsten Strophen der beiden Gedichte und verband diese zu einem Ganzen. Oder er veränderte sogar die alten Namen und gebrauchte dafür solche, welche seinen Landsleuten besser bekannt waren. Genug, es entstand ein fast neues Gedicht, und es ist sehr schwer zu sagen, wer jetzt der eigentliche Verfasser des neuen Gedichtes ist.

VI. Das Nibelungenlied.

Schon frühe gab es mehrere Gedichte, welche bestimmte Sagenkreise behandelten. Diese sind wahrscheinlich gegen Ende des 12. Jahrhunderts zu einem wohlgeordneten Ganzen verbunden worden. Das Nibelungenlied ist das größte Nationalgedicht in mittelhochdeutscher Sprache. Es ist oft übersetzt worden, am besten von Karl Simrock und L. Freytag.

Als Probe des Liedes und der mittelhochdeutschen Sprache setze ich einige Strophen hierher:

Si sprach: ist er dîn hêrre unde du sîn man,
wil er mîn geteiltiu spil alsô bestân,
behabe er die meisterschaft, so wird ich sîn wîp:
gewinne abr ich ir einez, ez gêt iu allen an den lîp.

Den stein sol er werfen und springen dar nâch,
den gêr mit mir schiezen. lât iu sîn niht ze gâch.
ir muget hie wol verliesen die êre und ouch den lîp.
des sult ir iuch bedenken, sprach daz minneclîche wîp.

Wörtliche Ueberſetzung: Sie (Brünhild von Iſenſtein) ſprach (zu Siegfried von Niederland): iſt er dein Herr und du ſein Mann, will er meine feſtgeſetzte Spiele ebenfalls wagen, behaupte er die Oberhand, ſo werde ich ſein Weib: gewinne aber ich ihrer eines, es geht euch allen an den Leben.

Den Stein ſoll er (der Burgunderkönig Gunther) werfen und ſpringen darnach, den Ger (Wurfſpieß) mit mir ſchießen. laßt euch ſeiner nicht zu eilig. ihr könnet hier leicht verlieren die Ehre und auch den Leben. deſſen ſollt ihr euch bedenken, ſprach das liebenswerthe Weib.

Ueberſetzung von Karl Simrock:

Sie ſprach: „Iſt er dein Herre, ſtehſt du in ſeinem Lehn,
Kann er, die ich ertheile, meine Spiele dann beſtehn
Und bleibt darin der Meiſter, ſo werd ich ſein Weib:
Gewinn ich aber Eines, es geht euch allen an den Leib."

„Den Stein ſoll er werfen und ſpringen darnach,
Den Sper mit mir ſchießen: Drum ſei euch nicht zu jach.
Drum mögt ihr's wohl bedenken," ſprach das ſchöne Weib,
„Gebricht es ihm an Einem, geht's euch an Leben und Leib."

Ueberſetzung von L. Freytag:

Sie ſprach: „Wenn er dein Herr iſt und du in ſeinem Lehn,
Will er meine Spiele nach der Wahl beſtehn,
Und hat er drin die Obmacht, ſo werde ich ſein Weib:
Wenn aber ich gewinne, ſo geht's an Leben euch und Leib.
Den Stein ſoll er werfen, nachſpringen ſchnellbereit,
Den Ger mit mir ſchießen: beſinnt euch, laßt euch Zeit!
Leicht mögt ihr hier gewinnen Tod nur und Schmach;
Drum ſollt ihr euch bedenken." Dies die holde Fürſtin ſprach.

VII. Siegfried.

Ehe ich den Inhalt dieſes Spiegels deutſchen Geiſtes und deutſchen Weſens gebe, wollen wir den Haupthelden desſelben, den edlen Siegfried, erſt genauer kennen lernen. Siegfried iſt ein großer Held. Der Sage nach kam er einſt an einen Berg. Dort ſtritten ſich die Söhne des Königs, Nibelung und Schildung, um den Hort (Schatz) ihres eben verſtorbenen Vaters. Sie luden Siegfried, von dem ſie ſchon viel gehört hatten, ein, die Theilung des Schatzes vorzunehmen. Zum Lohne dafür ſchenkten ſie ihm das berühmte Schwert Balmung. Als die Theilung vorüber war, waren die Königsſöhne doch nicht zufrieden, ſondern drangen auf Siegfried ein. Er aber erſchlug ſie im Zorne. Da kam der ſtarke Zwerg Alberich, um den Tod der beiden Königsſöhne zu rächen. Dieſer Zwerg beſaß eine Tarnkappe, einen Mantel, der unſichtbar machte. Trotz dieſes Mantels beſiegte ihn Siegfried und nahm ihm die Tarnkappe ab. Siegfried ſchenkte ihm das Leben und ſetzte ihn zum Wächter des Hortes ein. Auch einen Lindwurm erſchlug des Helden Hand. Als er ſich dann im Blute desſelben badete, ward ſeine Haut hörnern, daß keine Waffe ihn verſehren konnte. Blos auf den Achſeln blieb eine Stelle leer. Dorthin war nämlich ein Lindenblatt gefallen.

VIII. Der Inhalt des Nibelungenliedes.

Siegfried lebte in Niederland zu Xanten am Rhein. Einst hörte er von einer edlen Jungfrau, die an Schönheit und Anmuth dem hellen Frühlingsmorgen glich, und beschloß, hinzugehen und um sie zu werben. Er kam nach Worms am Rhein, in das Land der Burgunden, und wurde von König Gunther, dem Bruder der schönen Kriemhild, freundlich aufgenommen. Völliglich ein Jahr blieb er in Gunthers Land. Da kamen Boten und erzählten, daß König Luedegast vom Dänenlande und Luedeger aus dem Sachsenlande kämen, um Gunthers Land heimzusuchen. Siegfried sagte sofort Gunther seine Hilfe zu. Er zog mit seinen und Gunthers Helden in den Krieg, besiegte die Feinde und kehrte, in neuem Ruhme strahlend zurück. In Worms wurde den Siegern zu Ehren ein großes Fest veranstaltet. Bei diesem Feste sah und sprach Siegfried Kriemhilde zum ersten Male, und Beide fühlten, daß Eines ohne das Andere nicht sein könne.

Zur selbigen Zeit lebte in Island die Königin Brunhilde. Die war schön aus der Maßen, und groß war ihre Kraft. Viele Helden hatten schon um ihre Hand geworben; aber Niemand hatte sie noch besiegt. Sie wollte sich nämlich nur den erwählen, der sie in drei Ritterspielen besiegte. Wer das nicht konnte, mußte das Haupt verlieren. Diese Königin begehrte Gunther zum Weibe. Siegfried versprach ihm seinen Beistand, wenn er ihm Kriemhilde zum Lohne verspräche. Das that Gunther gern. Beide zogen jetzt nach Island und kamen nach der Burg Isenstein. Diese hatte 86 Thürme, drei Paläste und einen Saal von Marmelstein so grün wie Gras. Dort wurden sie von Brunhilde empfangen. Sie begrüßte besonders Siegfried freundlich und fragte nach seinem Begehr. Siegfried gab sich als Dienstmann Gunthers aus und sagte, daß sein Herr gekommen sei, um sie als Frau mit in sein Land zu nehmen. Da drohte Brunhild Allen mit dem Tode, wenn Gunther nicht obsiege. Trotzdem wagte Gunther den Kampf. Mit Hilfe seiner Tarnkappe bestand Siegfried an Gunthers Stelle den Kampf und besiegte Brunhild. Sie zog dann mit Gunther nach Worms, wo eine Doppelhochzeit gefeiert wurde: Gunther heirathete Brunhild, Siegfried Kriemhild. Brunhild aber war sehr eifersüchtig und neidisch auf Kriemhild.

Nachdem die Hochzeit vorüber war, zog Siegfried mit seinem holden Weibe in sein Land. Zehn Jahre lang lebten sie dort in Frieden und Glück. Da kamen Boten von Gunther und luden Siegfried und Kriemhild zu einer Lustbarkeit nach Worms ein. Die Einladung wurde angenommen und die Reise unternommen. Mit großen Ehren wurden sie in Worms empfangen. Man feierte Freudenfeste, und Alles blieb bis zum elften Tage. An diesem Tage fanden große Ritterspiele statt. Kriemhild und Brunhild schauten denselben aus dem Fenster zu. Da sprach Kriemhild: Ich habe einen Mann, dem wären diese Reiche billig unterthan. Er geht da so herrlich vor allen Recken (riesenhafte starke Helden) wie der lichte (helle) Vollmond vor den Sternen thut! Stolz versetzte Brunhild: Wie waidlich (körperlich kräftig) sei dein Mann, wie schön und bieder, so ist er doch kein König, wie Gunther, sondern nur ein Dienstmann. Diese Antwort empörte Kriemhilden sehr, und die beiden Frauen schieden an jenem Abend zornig von einander. Als nun Kriemhild am nächsten Sonntage in die Kirche gehen wollte, hieß Brunhild sie unwirsch (widerlich unfreundlich gestimmt) stille stehen, da es sich nicht gezieme, daß die Frau eines Dienstmannes vor der Königin in die Kirche trete. Kriemhilde antwortete zornig: Mein Mann hat dich besiegt und nicht Gunther. Da hub sich großer Haß zwischen den Frauen, und Brunhild forderte Siegfrieds Tod. Selbst ihr Mann willigte endlich darin ein, um, wie er glaubte, vor der Welt seine Ehre zu wahren.

Am Hofe Gunthers lebte um jene Zeit ein kühn gewandter, viel gereister, kluger Held mit Namen Hagen. Derselbe war seinem Herrn (Gunther) treu ergeben und ein neidischer, blutdürstiger Bösewicht. Dieser gerieth in grimmigen Zorn, als er hörte, daß seine Königin von Kriemhild beleidigt worden war und schwur, die Kränkung an Siegfried furchtbar zu

rächen. Zu dem Ende ersann er eine List. Er ließ 32 Mann in fremdes Gewand kleiden und an den Hof kommen. Sie thaten, als ob sie von den Dänen und Sachsen kämen und Gunther den Krieg erklärten. Kaum hatte Siegfried dies vernommen, so erbot er sich, für Gunther in den Krieg zu ziehen. Das hatte Hagen erwartet. Er ging sofort zu Kriemhilden und gelobte ihr heimtückischer Weise, Siegfried stets zu schonen. Kriemhilde vertraute ihm und verrieth durch ihre Schwatzhaftigkeit die verwundbare Stelle ihres Mannes. Damit Hagen diese leicht bemerken konnte, nähte sie sogar mit seiner Seide ein Kreuzchen auf das Gewand, um die Stelle zu bezeichnen. Das war gerade, was der heimtückische Hagen wollte.

Am nächsten Tage ritt Siegfried mit den Recken weg, um den vermeintlichen Feind zu besiegen. Sie kamen bald in einen tiefen Tann (Wald) und setzten sich nieder, um zu speisen. Es gebrach aber an Wein. Da erzählte Hagen, daß er in der Nähe einen kühlen Quell wisse. Siegfried, der sehr durstig war, schlug vor, einen Wettlauf nach dem Brunnen zu machen. Das geschah. Siegfried kam natürlich zuerst zum Brunnen. Er legte Schwert, Bogen und Schild ab und lehnte den Spieß an einen Baum. Als nun die anderen kamen und Gunther getrunken hatte, bückte sich Siegfried nieder, um zu trinken. Schnell sprang Hagen geräuschlos hinzu, trug rasch Siegfrieds Schwert auf die Seite, ergriff dann den Speer und schoß ihm durch das Kreuze, daß aus der Wunde sprang das Blut von seinem Herzen heftig an Hagens Gewand. Dann floh er. Siegfried sprang auf, um nach seinen Waffen zu greifen; aber sie waren verschwunden. Dann ergriff er den Schild und verfolgte Hagen. Er erreichte ihn bald und schlug auf ihn ein. Seine Kräfte verließen ihn aber bald und er fiel in die Blumen und rief: Ihr habt an euren Freunden leider übel gethan. Ihr habt mir schlimm vergolten, daß ich so wohl euch that. Kaum hatte er seinen Mördern vergeben, so starb er. Die Frevler legten nun den Leichnam auf einen goldenen Schild, um ihn von dannen zu tragen. Aus Rache ließ Hagen den Leichnam vor die Thüre des Palastes legen, in welchem Kriemhilde wohnte. Dort wurde er von Dienern gefunden. Als Kriemhilde die Trauerkunde von dem Tode ihres heißgeliebten Mannes erfuhr, war ihr Jammer groß und voll. Auch Gunther und Hagen kamen, thaten erschreckt und sagten, Räuber hätten ihn erschlagen. Sie aber antwortete, Hagen habe den Meuchelmord begangen. Siegfried wurde begraben. Kriemhilde aber weilte noch 13 Jahre in Worms. Nach drei Jahren versöhnte sie sich mit Gunther, aber nicht mit Hagen. Nicht lange darnach erhielt Kriemhilde den Nibelungenhort und gab von diesem unermeßlichen Schatz von Gold und Edelsteinen den Armen und den Reichen. Der grimmige Hagen aber befürchtete, daß sie durch diesen Schatz viele Anhänger gewinnen und Gunther einst gefährlich werden könnte. Er raubte ihr ihn deßhalb und ließ ihn bei dem Loche versenken in den Rhein. So ward Kriemhilde mit neuem Leid belastet.

Im Heunen- (Hunnen-) Lande herrschte damals der reiche König Etzel. Dieser ließ durch Ruediger um Kriemhildens Hand werben. Lange zögerte sie. Erst als Ruediger und alle seine Männer schwuren, ihr immer treu zu dienen, willigte sie ein, Etzels Gattin zu werden. Sie hoffte nämlich als Königin der Heunen das sehnende Verlangen ihres Herzens nach Rache stillen zu können. So zog sie nach der Heunen Land, wurde Etzels Gattin und lebte sechs Jahre mit ihm zusammen. Aber immer kann sie noch nicht vergessen, daß der Mörder ihres Siegfrieds und Räuber ihres Schatzes noch ungestraft lebt. Sie, die sonst voll Milde und Sanftmuth war, sie strebt jetzt nur nach *einem* Ziele, Rache an Hagen zu nehmen. Auf ihre Veranlassung werden die Brüder und Verwandten mit Hagen zu einem großen Hoffeste eingeladen. Trotz der Warnung Hagens, der Böses fürchtet, wird die Einladung angenommen. Im Lande der Heunen angekommen, werden sie von Kriemhilden mit falschem Muth empfangen; sie küßte nur ihren jüngsten Bruder Giselher und nahm ihn bei der Hand. Am andern Tage, als die Herren im Königssaal beim Mittagsmahl sitzen, werden auf Kriemhildens Antrieb die Knechte des Gunther überfallen. Ein grauser, wilder

Kampf erhebt sich. Dankwart, Hagens Bruder, schlägt sich mit dem Schwerte in der Hand zum Saale der Könige durch und ruft Hagen zum Kampfe aus. Da erschlägt Hagen Kriemhildens und Etzels Söhnlein und viele andere. Ein wilder Kampf entsteht jetzt im Saale, in welchem die Burgunden Sieger bleiben. Um die Burgunden lebendig zu verbrennen, läßt Kriemhilde den Saal anzünden. Am nächsten Morgen rauchen die Trümmer noch; aber in den geschwärzten Mauern stehen ungebeugt die Burgunden. Endlich gelingt es Dietrich von Bern, der als Gast am Hofe Etzels weilt, die bisher unbesiegbar gebliebenen Gunther und Hagen gefangen zu nehmen und sie gefesselt vor Kriemhilden zu führen. Diese will scheinbar Hagen das Leben schenken, wenn er ihr sagt, wo er den Hort versenkt habe. Hagen aber weigert sich, dies zu thun, weil er geschworen habe, dieses Keinem zu sagen, so lange noch einer der Burgunderkönige lebe. Darum läßt Kriemhilde ihrem eigenen Bruder Gunther das Haupt abschlagen und bringt es zu Hagen. Als Hagen seines Herrn Haupt erblickt, ruft er aus: Den Hort weiß nun Niemand, als ich allein: der soll dir Teufelsweibe immer verhohlen sein. Racherfüllt zog darauf Kriemhilde dem Hagen das Schwert Siegfrieds aus der Scheide und schlug ihm damit das Haupt ab. Aber auch sie wird jetzt vom Geschick ereilt. Da sie den Frieden gebrochen, welchen Dietrich von Bern den beiden Helden gelobt, sinkt sie, vom Schwerte des alten Hildebrand getroffen, todt neben der Leiche ihres Todfeindes nieder. Von all' den hehren Helden waren also nur noch Etzel, Dietrich und Hildebrand übrig, um ihre gefallenen Helden zu beweinen.*)

*) Benutzt wurden: Ferd. Schmidt, „Die Nibelungen", Berlin; H. Kluge, „Geschichte der deutschen National-Literatur", Altenburg, 1873; F. Sonnenburg, „Die Heroen der deutschen Literatur", Braunschweig, 1874; Karl Simrock, Stuttgart, 1877; L. Freitag, Berlin, 1879, und W. Scherer, „Geschichte der deutschen Literatur", Berlin, 1880.

Gruß an die Turner.

(Zum Bundesturnfest 1877.)

Von **Theodor Fritz.**

Willkommen mir, du munt're Schaar!
Des Lebens Spiegelbild,
Wie führt dein Aug' so hell und klar
Ein freies Herz im Schild.

Ein freies Herz, ein frischer Sinn,
Ein Lied in froher Brust;
O reich' die Hand dem Turner hin,
Wer solcher Gab' bewußt.

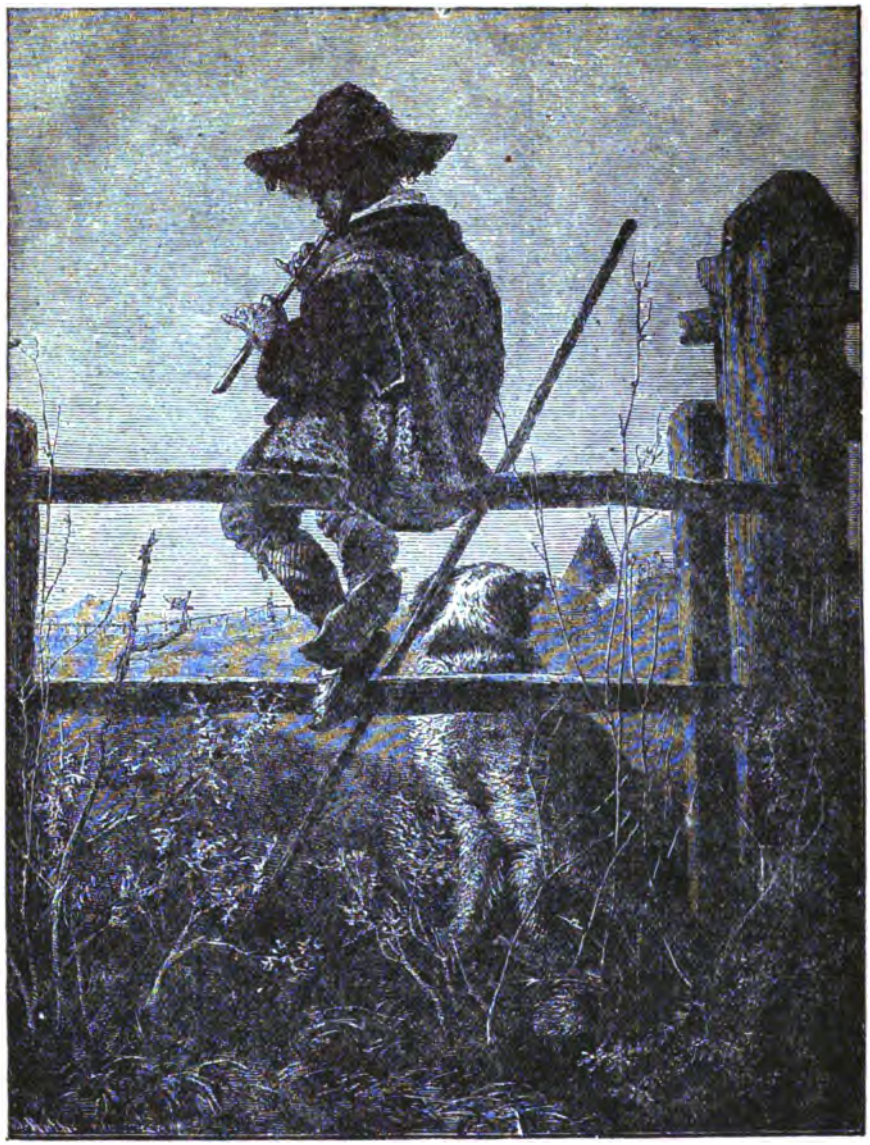
Ja, wer da frisch und wer da frei,
Der schließ' dem Zug sich an;
Dann wird er stark, dann wird er treu
Der Menschheit geh'n voran.

Wer nicht der Zukunft Sonn' mag seh'n,
Der schließ' die Läden zu,
Damit des Volkes Auferstehn
Nicht störe seine Ruh'.

Vierzeiler.

Wehe dem, der zu sterben geht
Und Keinem Liebe geschenkt hat,
Dem Becher, der zu Scherben geht
Und keinen Durst'gen getränkt hat.

Wenn die Wässerlein kämen zu Hauf,
Gäb' es wohl einen Fluß;
Weil jedes nimmt seinen eigenen Lauf,
Eins ohne das andre vertrocknen muß.



Wär' ich ein Hirtenbube!

Von **Georg Lang.**

Da sitz' ich in der Stube,
Da sitz' ich in dem Haus;
Wär' ich ein Hirtenbube
Im freien Felde draus!

Da wollt' ich jubelnd springen
Wohl auf dem Wiesenplan,
Und wär' ich müd' zu singen,
Fing' ich zu pfeifen an;

Und wär' ich müd' zu pfeifen,
Dann legt' ich mich in's Moos
Und ließ die Blicke schweifen
Zum Himmel grenzenlos.

O herrlich Hirtenleben,
O Haideland so frei,
Könnt' ich zu dir entschweben
Wie Finken in dem Mai! —

Mir ist so eng die Stube,
Mir ist so klein das Haus;
Wär' ich ein Hirtenbube
Im freien Felde draus!

Räthsel.

Ernst Löser, der Schalk, sieht von Ferne ruhig zu, wie sich der etwas wohlbeleibte Professor Aufgeber abmüht, ein Insect zu fangen; endlich gewinnt doch sein gutes Herz die Oberhand über seinen Muthwillen, er springt hinzu, fängt das Kerfthierchen und überreicht es grüßend dem Professor, indem er ihn fragt, was es ist.

Professor: Danke, Ernst. Ich kenne es nicht, deßhalb lag mir soviel daran, es zu fangen. Es scheint ein eingewanderter Ausländer zu sein und zu den Laufkäfern zu gehören.

Ernst: Wenn es eine neue Art ist, sollte sie „Käferus Aufgeberii" genannt werden.

Professor: Eine neue Art wird's wohl nicht sein, und mich gelüstet es auch nicht, meinen Namen durch einen Käfer der Nachwelt aufbewahren zu lassen. Allein dieses Insect interessirt mich deßhalb, weil solche neue Ankömmlinge der Landwirthschaft, von der unser Wohlstand abhängt, zuweilen sehr nützlich, zuweilen aber auch sehr schädlich werden können. Wie steht es mit deinen Räthseln und Knackmandeln?

Ernst: Ich habe die einen gelöst und die anderen geknackt. (Zeigt dem Professor ein Schreibheft, das die Aufschrift „Räthsel und Knackmandeln" trägt.)

Professor: Das hast du gut gemacht! Die drei ersten der folgenden Räthsel schickt dir Onkel Lucke aus Fond du Lac in Wisconsin:

(10.) Sind uns die drei ersten nah,
So ist auch Sommersanfang da.
Wer das noch nicht begreifen kann,
Der setz', was fehlt, dem „Hannes" an.
Die letzten zwei kann an Gesträuchen
Selbst eines Kindes Hand erreichen,
Die gern sich nach dem Ganzen streckt,
Und wär' es noch so sehr verdeckt.

(11.) Vorwärts beschaut bin ich e i n —
Doch halt! fast hätt' ich's verrathen;
Rückwärts betrachte mich nun:
Wahrlich, Du findest mich n i e! —

(12.) Mit einer Silb' ist's abgethan,
Was ist es? — Flügel hat's am Leib.
Mit a ist es ein Mann,
Mit u ist es sein Weib.

(13.) Ich weiß einen Riesen allbekannt;
Vom Wasser ist er geboren,
Durch Menschenkunst und durch Menschenhand
Hat er seine Freiheit verloren.
Doch ist er auch in Gefangenschaft
Und in eiserne Bande geschlagen,
So ist er noch von gewaltiger Kraft,
Wie die Riesen der Märchen und Sagen.
Er sehnt sich nach Freiheit und will hinaus;
Doch die Freiheit wird sein Verderben:
Kaum hat er verlassen des Kerkers Haus,
So seh'n wir ihn kraftlos ersterben.

(14.) Es steht die erste stets auf treuer Wacht,
Zu schützen vor Gefahr die letzten beiden.
Das Ganze hatte einst durch Zaubermacht,
Durch bösen Spruch und Arglist viel zu leiden,
Bis eines Königssohnes starke Hand
Nach langer Zeit zerriß das Zauberband.

(15.) Die ersten Zwei sind ein Gemüse,
Die Dritte such' in Adam Riese;
Das Ganze ist nie dagewesen,
Obgleich du viel von ihm gelesen.

(16.) Mein Erstes ist nicht wenig,
Mein Zweites ist nicht schwer,
Mein Ganzes läßt dich hoffen,
Doch traue nicht zu sehr.

(17.) Nur schwer beladen kann ich geh'n,
Nimmst du die Last mir, bleib' ich steh'n.

(18.) Es ist ein gar zerbrechlich Ding,
Doch alle Menschen es lieben;
Kehr's um und es ist grau und trüb
Und du siehst nicht, was drüben.

(19.) Mit mir legt der Jägersmann
Sein Gewehr auf Rehe an;
Auf mir stehet der Soldat,
Auch wenn noch kein Feind sich naht;
Ich durcheile, wie bekannt,
Schnell und extra Stadt und Land,
Doch sah man in früh'rer Zeit
Mich viel öfter noch als heut.

Die Amerika-Fahrten der Normänner vor Columbus.

Nach E. Wießner.

Jedes Kind weiß, daß Christoph Columbus 1492 Amerika entdeckt hat. Aber nicht Jedermann weiß, daß längst vor Christoph Columbus die Normänner oder Nordmänner, das sind die Bewohner von Norwegen, Amerika gekannt und bereist haben. Die geschichtlichen Urkunden weisen Folgendes nach:

Schon um das Jahr 1076 erwähnt der Domherr Adam von Bremen in seiner Schrift (Historia ecclesiastica), daß ihm der König Swend Esdridsens von Dänemark von einem Lande, dem Win(Wein)lande erzählt habe, das die Normänner im fernen Westen aufgefunden hätten, in dem der Wein und allerlei köstliche Früchte wild wüchsen. Obschon dies Buch wieder erneuert ward, blieb diese Kunde doch unbeachtet. 1621 hat der gelehrte Isländer Arngrim Jonas ausführlich in einem in Leyden in Holland gedruckten Buche diese Entdeckungen beschrieben. Aber auch diese Nachrichten blieben unbekannt. 1721 erwähnt „die Normannenfahrten nach dem Winlande" der Bischof Pontoppidan von Bergen in seiner Geschichte Norwegens. Er hat die Aufzeichnungen des Jonas wörtlich benutzt. Auch diese Mittheilungen ruhten wieder ein Jahrhundert, bis sie vor ungefähr 30 Jahren der Däne Christian Rafn in einer neuen Schrift wieder bekannt machte. Jetzt liefen diese Aufzeichnungen, die so interessant sind, wie ein Lauffeuer durch die ganze gebildete Welt. Christian Rafn erzählt nichts Neues; er theilt nur mit, was 1621 Arngrim Jonas in seinem Buche aufgeschrieben hat. Unseren kleinen Leuten, die bisher von den Amerika-Fahrten der Normänner, die lange vor der Amerika-Fahrt des Christoph Columbus stattfanden, nichts gewußt haben, werden diese Mittheilungen sicher lieb sein. Jonas erzählt:

„Herjolf, ein Isländer, und sein Sohn Björn reisten jährlich, des Handels wegen, viel in fremden Ländern umher. Einst, als der letztere in Norwegen war, bekam der Vater Herjolf Lust, nach Grönland zu reisen und dort zu wohnen, was er auch ausführte. Als sein Sohn Björn erfuhr, daß der Vater nach Grönland gezogen war, wollte er ihn in Grönland aufsuchen. Ohne Wegweiser und Compaß trat er seine Reise an. Aus dem bloßen Laufe der Sonne wollte er die Himmelsgegend und aus der allgemeinen Sage des Volkes den Weg auffinden. So groß war sein Muth. Immer nach Westen fuhr er. Am dritten Tag trieb sein Schiff ein heftiger Nordwind nach Süden. Nach 24 Tagen sah er in der Ferne Land, und da er näher kam, fand er es ganz eben, aber voll großer Waldungen. An das Land ward aber nicht gegangen, sondern nach Nordwest gesegelt. Ehe er indeß Grönland fand, fuhr er noch an zwei Eilanden vorüber."

Dies geschah im Jahre 986.

Es steht außer Zweifel, daß Björn in Nordamerika gewesen ist und das heutige Nantucket, südlich von Boston, Neuschottland und Neufundland oder Labrador gesehen hat. Björn oder Bjarne ist der erste Europäer, der Amerika sah. Björn landete in Nordamerika nicht, weil ihm gesagt war, daß Grönland ein mit Eisgletschern bedecktes Land sei. Er war so glücklich, Grönland und seinen Vater zu finden.

Björn segelte einige Jahre später nach Norwegen zurück, wo er dem König Erich Jarln, der damals in Norwegen regierte, seine Entdeckungen mittheilte. Der König tadelte den Björn, weil er von diesen Ländern nichts weiter zu sagen wußte. Darauf segelte Björn zurück nach Grönland. Hier erzählte er sein Abenteuer ebenfalls. Dies veranlaßte Leif Erickför, den Sohn Erichs des Rothen, welcher Grönland zuerst bevölkerte, sich Bjarne's Schiff zu kaufen und mit 35 Mann das unbekannte Land wieder aufzusuchen. Der Vater, ein alter Mann,

wollte mit dem Sohne unter Segel gehen, um die Fahrt zu leiten. Weil aber sein Pferd beim Ritte an das Schiff stürzte, so sah er dies als ein Unglückszeichen an und blieb zurück. Leif segelte fort und fand erst ein Land, das mit Steinen und Eis bedeckt war, welches er Helleland nannte. Nun kam er zum zweiten von Björn gesehenen Lande. Dasselbe war eben und bewaldet; er hieß es Markland. Nach 48 Stunden fand er das dritte Land. Bei der Nordküste des Landes fand er eine kleine Insel; daselbst ging er an's Land. Hierauf begaben sie sich im Westen zu einem Vorgebirge, das vom Lande herausging, und mit dem Schiffe segelten sie in eine kleine Bucht. Hier zogen sie das Schiff in einem Flusse hinauf bis in einen See, aus welchem der Fluß kam. Da fanden sie Weinstöcke und Weintrauben, auch Bäume mit Früchten, welche die Grönländer nie gesehen hatten. Ein Deutscher, Namens Türk, war jedoch unter ihnen, der diese Dinge kannte, da sie in seinem Vaterlande auch gefunden wurden. Leif blieb den Winter über hier. Frost und Schnee waren daselbst nicht so stark, wie auf Island und Grönland, selbst am kürzesten Tage sah man die Sonne 6 Stunden. Leif baute sich feste Hütten oder Buden, die den Namen „Leifsbude" erhielten. Das erste Land, welches Leif fand, ist Neufundland oder Labrador, das zweite Neuschottland und das dritte Massachusetts gewesen. Das letztere erhielt darum den Namen „Winland", weil der Deutsche, der sich einmal verirrt hatte und mit einer Hand voll Trauben zurückkehrte, freudig ausrief: „Weintrauben! Weintrauben!" Im Jahre 1001 segelte Leif nach Grönland zurück. Seine Mittheilungen und die mitgebrachten Früchte erregten das größte Aufsehen.

Nach der Reise Leifs entschloß sich sein Bruder Thorwald mit 30 Mann Helleland, Markland und Winland aufzusuchen. Es gelang ihm, diese Länder wiederzufinden, auch die von Leif gebauten Hütten, in denen er mit seinen Leuten Wohnung nahm. Im Winter untersuchte er das Land westwärts, im Sommer ostwärts. Im dritten Sommer untersuchte er die westwärts gelegenen Inseln, welche alle unbebaut waren, sowie auch die ganze Küste selbst. Es war hier ein großes Vorgebirge, woran Thorwalds Schiff Schaden litt, welcher aber wieder reparirt wurde. Das Vorgebirge nannte er Kialarnäs. Hier kehrte Thorwald um. Leif hatte behauptet, in diesem Lande keine Menschen gefunden zu haben. Thorwald, der nun in östlicher Richtung das Land durchzog, fand bei einem Vorgebirge, das sie Krossenäs nannten, drei kleine Böte, die Hudkeiper genannt werden. Auf jedem Boote waren drei Männer, von denen jeder dritte Mann schlief. Die Hudkeiper hatten die Eingebornen aus Fellen, Rippen und Weidenruthen zusammengebunden. Die Art, solche Fahrzeuge zu machen, ist heutzutage gänzlich unbekannt. Von diesen Leuten tödteten sie acht, aber der neunte entkam. Kurz darauf wurden sie so viele von den Leuten gewahr, daß sie dieselben kaum zählen konnten. Sie schossen auf die Grönländer mit ihren Bogen und Pfeilen und bewiesen darin große Geschicklichkeit. Thorwald nannte sie Skrälinger. Im Jahre 1379 sind die Skrälinger selbst nach Grönland gekommen und haben daselbst acht von den weißen Grönländern erschlagen.

Als die Skrälinger auf das Schiff des Thorwald schossen, hielten die Grönländer die Pfeile mit Brettern ab, die auf dem Schiffe waren, also daß von den Leuten fast Niemand beschädigt ward. Binnen kurzer Zeit mangelten den Skrälingern die Pfeile, und daher traten sie den Rückzug an. Thorwald allein bekam in diesem Angriff eine Wunde in das Kinn, woran er starb. Er ward am Vorgebirge daselbst begraben. Nach seinem Befehle wurden an seinem Grabe zwei Kreuze aufgerichtet, eins bei seinem Kopfe und eins bei den Füßen. Thorwald hatte dies Land sehr lieb gewonnen und gesagt, daß er daselbst wohnen wolle, was nun auch in Erfüllung ging. Den Winter über blieben die Grönländer noch auf Winland und kehrten im Frühjahre zurück. Ihr Schiff hatten sie mit Weinranken und das Boot mit Weintrauben beladen.

Der dritte Sohn Erich Rödes (des Rothen), der Bruder Leifs und Thorwalds, hieß Thorston; er reiste von Grönland mit Weib und Kind, wie auch mit allen seinen Leuten, in allem 25 Personen, und wollte nach Winland, um die Leiche seines Bruders nach Hause zu

bringen. Allein unterwegs bekam er Gegenwind, der ihn wieder zurück nach Grönland trieb. Hier war die Pest ausgebrochen, an der er, wie die meisten seiner Leute, starb. Gudrid, Thorstens Frau, blieb am Leben und verheirathete sich mit einem Isländer, der Thorfin Karlsefen hieß. Dieser Thorfin ward von seiner Frau überredet, nach Winland zu reisen. Er segelte auch dahin mit 60 Mann und seiner und fünf anderen Frauen.

Thorfin nahm auch Vieh mit sich, denn er gedachte sich in Winland bleibend niederzulassen. Glücklich erreichte er das Land. Hier fand er mit seinen Begleitern einen großen Walfisch, der an das Land getrieben war. Er war 100 (?) Ellen lang und sein Fleisch schmeckte wie Ochsenfleisch. Der Ertrag des Landes war so gut, daß der Ochs, den Thorfin mitgebracht hatte, bald fett und bösartig wurde. Um Weihnachten kamen die Skrälinger (Eskimos) in Menge mit Thierhäuten und anderen Pelzwaaren, um sie gegen Eisen umzutauschen. Allein, als sie den Ochsen sahen und ihn brüllen hörten, wurden sie so in Schrecken gesetzt, daß sie zu den Häusern eilten und hinein wollten, wobei sie auch eine Thür erbrachen. Die Grönländer verstanden ihre Sprache nicht. Thorfin gab ihnen kein Eisen und keine Gewehre, ließ ihnen aber Milch und andere Speisen vorsetzen, auf die sie so gierig waren, daß sie dafür kostbare Sachen gaben. Nach ihrer Wegreise ließ Thorfin um seine Wohnung hohes Plankwerk machen. Alles dieses begab sich im ersten Jahre seines dasigen Aufenthalts.

Im nächsten Sommer kamen die Skrälinger wieder. Einer von ihnen, der eine Axt stehlen wollte, ward erschlagen. Da zogen die übrigen mit geringem Vortheil auf ihre schönen Waaren fort. Im dritten Sommer kamen die Skrälinger kriegsbereit und ohne Waaren. Sie verloren im Kampfe viele Leute. Einer der Skrälinger hatte eine Axt der Grönländer gefunden. Sogleich wollte er versuchen, wozu die Axt tauge und hieb sie dem, der bei ihm stand, in den Kopf. Es war dies einer von seinen eigenen Leuten. Ein Häuptling eilte hinzu, betrachtete die Axt, lief mit ihr an's Ufer und warf sie in's Wasser, so weit er nur konnte. Daraus ist zu schließen, daß die Skrälinger nicht andere Waffen, denn die Pfeile, zu gebrauchen wußten.

Nach drei Jahren kehrte Thorfin mit vielen köstlichen Waaren wieder in sein Vaterland zurück, nachdem ihm ein Sohn, Namens Snorri Thorfinson, geboren worden war. Das war der erste in Amerika geborene Weiße.

Thorfin reiste von Grönland nach Norwegen, wo er wegen seiner Reise nach Winland in hohem Ansehen stand. Auch Freidis, Leifs Schwester, zog mit 30 Mann nach Winland. Weil sie aber ein böses Weib war, die eitel Unfrieden anstiftete, kamen diese Männer durch ihre Bosheit um. 1028 segelte Gudleif Gudlaugson von Grönland nach dem östlichen Winland, 1121 hat der erste grönländische Bischof, Erich Upsi, ein Isländer, eine Bekehrungsfahrt nach Winland unternommen. 1347 wird die letzte Fahrt erwähnt. Ein grönländisches Schiff fuhr dahin, um Holz zu holen, ward aber verschlagen. Um diese Zeit wüthete der schwarze Tod in Europa, der auch Grönland verheerte. Uneinigkeit in der grönländischen Colonie und Ueberfälle Seitens der Skrälinger vernichteten die Niederlassung vollständig und so ging die Verbindung der Europäer mit Amerika verloren. Darum mußte Columbus kommen und seine Amerika-Fahrten am entgegengesetzten Ende Europas antreten. Unsere Tage haben nun auch an das Licht gebracht, was die Normänner vor Zeiten gethan.

Schnellsprechübungen.

(Dreimal schnell hintereinander zu sagen.)

1. Sieben Schimmel schieben sieben Schock Schinken in die Scheune.
2. Eine Doppel-Koppel Moppel hoppelt über Stoppeln.
3. Richard Rothe reißt rothe runde Rüben.

Aus dem Thierleben.

Von Ernst Lausch.

Thiere handeln nach den Gesetzen, die ihnen die Natur vorschreibt, oder nach den Trieben, die ihrer Natur eigen sind. Den Naturtrieb der Thiere nennt man auch Instinkt;*) ihr Handeln ist ein instinktives oder naturgemäßes. Zuweilen aber sieht es doch aus, als ob sie bei ihrem Thun von einem berechnenden Verstand geleitet würden, als ob ihrem Verhalten eine gewisse Ueberlegung zu Grunde läge. Nun gibt es unstreitig verschiedene Thiere, bei denen der Verstand gleichsam zur Natur gehört oder im Instinkt liegt, während bei anderen, noch begabteren, der Instinkt oder Naturtrieb durch das Eingreifen der Menschen so unterdrückt und vernichtet worden ist, daß an seine Stelle ein gewohnheitsmäßiges, dem Instinkte oft ganz entgegengesetztes Handeln tritt. Wo dies geschehen ist, sagt man, die Thiere sind abgerichtet oder dressirt worden. Abgerichtete Thiere haben durch Gewöhnung eine gewisse Erziehung erhalten. Je entgegengesetzter das Thun der Thiere nach dieser Gewöhnung ihrem instinktiven Handeln ist, desto überraschender ist die Abrichtung. Geradezu wunderbar aber erscheint es uns, wenn die Thiere über Instinkt und Gewöhnung (Abrichtung) hinaus etwas thun, was gewissermaßen Einsicht und Verstand voraussetzt. — Ich erzähle meinen jungen Freunden zwei Geschichten aus dem Katzenleben, in denen einmal instinktives Handeln, im andern Falle aber eine höhere geistige Begabung deutlich erkennbar sind.

Vor langer Zeit hatte sich ein gefangener Verbrecher in dem Städtchen Labes in Pommern im dortigen Gefängniß mit aller List und Beharrlichkeit dicht über dem Erdboden durch die Mauer seiner tiefliegenden Zelle durchgearbeitet, um sich einen Ausweg zum Entkommen nach der Straße zu bahnen. Mühsam war die Arbeit. Endlich sind blos noch einige Steine zu beseitigen und er erwartet die Dunkelheit, um das Werk seiner Befreiung zu vollenden. Als der Abend gekommen ist, beginnt er und arbeitet die letzten Steine los. Draußen aber vor der Zelle sitzt eine Katze, welche auf Beute ausgeht. Als diese sieht, wie sich's zwischen der Mauer und der Erde regt und hebt, setzt sie sich mit lüsternen Augen zum Sprunge bereit. Endlich wird die Decke weggeschoben und ein lebendiges Ding kommt zum Vorschein. Mit einem Satz hat sie's erfaßt und die Krallen hineingeschlagen. Das Ding — das natürlich nichts anderes als die Hand des Gefangenen war — zappelt und will entfliehen, die Katze krallt sich um so fester hinein und beißt mit den Zähnen. Der Gefangene, in höchster Angst, schreit vor Schmerz laut auf, der Wächter eilt herbei und sieht, was geschehen ist. Erst durch seine Hülfe wird der Gefangene von der Katze befreit, aber mit der übrigen Befreiung war's natürlich auch vorbei. Zunächst hat er wochenlang an dem Katzenbiß krank gelegen.

In Berlin hatte ein Postbeamter, Namens Z., eine Katze und einen Kanarienvogel aufgezogen und beide so an einander gewöhnt, daß die Katze namentlich mit dem häufig frei in der Stube umherfliegenden oder umherhüpfenden Vögelchen in der gemüthlichsten Eintracht lebte. Während der Postbote eines Abends im Halbdunkel mit einem Gaste plaudernd auf dem Sopha sitzt, wird er durch ein im Augenblick unerklärliches Benehmen der Katze erschreckt. Er sieht auf einmal, so auch sein Gast, wie die Katze pfeilschnell auf das am Boden spielende

*) Anmerkung der Redaction. Die Naturforscher geben dem Instinkt eine nähere Erklärung, indem sie außer den gewöhnlichen Naturtrieben, welche direct auf Befriedigung von Bedürfnissen, Hunger, Durst u. s. w. abzielen, annehmen, daß jedes Thier die von seinen Vorfahren gemachten Erfahrungen und von ihnen angenommenen Gewohnheiten in größerm oder geringerm Maße ererbt und sie, durch eigene Erfahrungen vermehrt, in seinem Leben verwerthet.

Vögelchen zuschießt und zubeißt. Ehe die erschreckten Zuschauer zu Hülfe eilen können, steht die Katze vor ihnen auf dem Sophatisch und präsentirt ihrem Herrn das Vögelchen, das sie unversehrt im Munde hält. Ueber die Ursache der Handlungsweise der Katze nachdenkend, bemerken die beiden Personen, daß sich, von ihnen unbemerkt, eine fremde Katze durch die nur angelehnte Thür in das Zimmer geschlichen hatte. Die Katze des Postbeamten wußte also sehr gut, daß ihr kleiner Spielkamerad ein leckerer, gesuchter Bissen für den Eindringling sei und rettete denselben.

Etwas aus der „Geisterstunde".

Von **Ch. Lüdke.**

Die Wahnvorstellungen von Gespenstern und Geistererscheinungen in den Gemüthern der Kinder und sogar erwachsener Leute entstehen können, ist ersichtlich aus einem Briefe, den ein junges Mädchen aus Council Bluffs an ihre Großmutter geschrieben hat. Er lautet, wie folgt:

Council Bluffs, den 1. Januar 1877.

Liebe Großmutter!

Die hübschen Stickmuster, welche Du mir geschickt hast, habe ich erhalten. Du wirst Dich wahrscheinlich erinnern, daß eins von denselben eine mit mehreren Vergißmeinnicht umgebene Camelia darstellt; ich habe es benutzt, um meinem Vater danach ein Paar Morgenschuhe zu sticken. Er hat sich über mein Geschenk im höchsten Grade gefreut und trägt die Schuhe jeden Morgen und Abend. Es bleibt mir leider mit Ausnahme der Sonnabende und Sonntage keine Zeit übrig, an Stickereien zu denken; denn an den anderen Tagen wird meine Zeit nach der Schule mit der Anfertigung meiner Schularbeiten oder mit irgend einer belehrenden Lectüre ausgefüllt. Indem ich Dir, liebe Großmutter! hiermit meinen Dank für den Beweis Deiner Liebe abstatte, kann ich nicht umhin, Dir zu beschreiben, wie wir die letzten Stunden des Jahres verlebt haben:

Du weißt, daß unsere Tante Marie seit langer Zeit mit Herrn Wilhelm Riedel verlobt war; gestern Abend haben beide in unserm Saale ihren Polterabend gefeiert; ich glaube, daß ich wohl nicht übertreibe, wenn ich Dir sage, daß gewiß mehr als fünfzig Personen sich einfanden, um ihnen ihre Glückwünsche darzubringen und ihnen die gebräuchlichen Geschenke zu überreichen. Hausgeräthe, Schmucksachen und Zierrathe der mannigfachsten Art, besonders hübsche Blumensträuße bedeckten den dazu bestimmten Tisch.

An dem Ende des Saales der Thüre gegenüber saßen Tante Marie und Herr Riedel, und vor ihnen erschienen hintereinander die Gäste, theils in gewöhnlicher, theils in ungewöhnlicher Tracht, je nachdem sie blos ihre Glückwünsche darbringen oder außerdem noch durch die Deklamation einer zweckentsprechenden Dichtung oder durch Darstellung eines komischen Ereignisses oder durch den Gesang eines beliebten Liedes oder durch eine charakteristische Tanz-Vorstellung ihren Gefühlen Ausdruck verleihen wollten. Es fehlt mir die Zeit, Dir, liebe Großmutter! Alles zu schildern, was ich gesehen und gehört habe. Nur zwei Erlebnisse muß ich Dir beschreiben, weil sie eben so komisch wie selten waren. Während eine junge Dame die Gesellschaft mit ihrem Gesange entzückte, traten sechs ausländisch gekleidete Herren ein, und als die Dame ihren Gesang beendet hatte, trat der Führer an das Brautpaar heran, beglückwünschte dasselbe im Namen seiner Begleiter, überreichte ihnen eine prachtvolle Pendeluhr zum Geschenk und stellte seine Begleiter als die Mitglieder der japanesischen Gesandtschaft vor und sich selbst

als ihren Dollmetscher, indem er hinzufügte, daß die Japanesen kein Deutsch verständen und auf ihrer Rückreise nach Japan einen Tag in Council Bluffs zu verweilen beabsichtigten, um sich die Stadt, den Missouri und nachher Omaha anzusehen; sie hätten gehört, daß am Sylvesterabend in der Stadt Council Bluffs ein Polterabend gefeiert würde, und von der Neugierde getrieben, fremde Sitten und Gebräuche kennen zu lernen, bäten sie um die Erlaubniß, den Vergnügungen des Abends beizuwohnen. Du kannst Dir, liebe Großmutter! leicht vorstellen, mit welchen neugierigen Augen die Gesellschaft diese japanisch gekleideten Herren betrachtete, und nicht wußte, wie die Gesandtschaft nach Council Bluffs gekommen sei. Das Erstaunen verwandelte sich aber bald in eine allgemeine Heiterkeit, als der Führer einem seiner Begleiter einen Vorwurf über einen Fehler gegen die Etiquette machen wollte und dieser erwiderte: „Na, Gutester, (richtig: Bester) sei nur nicht böse!" — Die Japanesen entpuppten sich natürlich als ehrliche Deutsche.

Um 11 Uhr ungefähr trennte sich die Gesellschaft, man hatte die Lichter im Saale ausgelöscht, und für meinen Bruder Carl auf der Galerie daselbst ein Bett zurecht gemacht, weil anderswo der Platz fehlte. Carl hatte sich bald zu Bette gelegt, nachdem die Gesellschaft sich entfernt hatte, während ich, Mutter, Vater und noch drei Herren im Zimmer blieben. Es konnte wohl ungefähr 12 Uhr sein, als Carl mit ziemlich verstörter Miene in's Zimmer trat und mir zuflüsterte, ich sollte mit ihm in den Saal kommen; es gehe daselbst nicht mit rechten Dingen zu. Ich begleitete ihn zurück und ich muß gestehen, es wandelte mich ein unangenehmes Gefühl an. Alles war stockfinster, der kalte Wind brauste gegen das Fenster, und an allen Stellen im Saale knackte und knarrte es. Wenn es an dem einen Ende aufgehört hatte, fing es da an, wo wir standen; kurz, es schien, als ob eine unsichtbare Macht alle Gegenstände zerbrechen wollte. Wir kehrten in die Wohnstube zurück und erzählten, was uns beunruhigte. Mein Vater und die anderen Herren gingen mit uns in den Saal, und das Getöse, welches meinen Bruder aus dem Bette getrieben hatte, fand seine Erklärung darin, daß die von den beiden Oefen ausstrahlende Wärme die Wände und die Möbel ausgedehnt und nachher die eindringende Kälte dieselben wieder zusammengezogen hatte.

In Deinem letzten Briefe, liebe Großmutter! forderst Du mich auf, Dir zu schreiben, was für ein Geschenk ich mir zu meinem Geburtstage wünsche. Ich habe darüber nachgedacht und herausgefunden, daß es mir viel Vergnügen bereiten würde, ein Buch zu besitzen, in welchem ich Schilderungen von Naturwundern und Belehrungen über ihr Entstehen finden könnte.

Bleibe recht gesund, liebe Großmutter! und denke recht oft an

Deine Dich liebende Enkelin

Luise Lebrecht.

Scherzfragen.

(20.) Welcher Flötenspieler spielt mit den Ohren?

(21.) Zwei Maurermeister wollten ein Haus bauen. Womit fängt Jeder an?

(22.) Welche italienische Stadt läßt sich ohne Mühe in „Asien" auffinden?

(23.) Welches Faß hat keine Reifen und ist doch dicht?

(24.) Es steht einer auf dem Dach und raucht, hat aber keine Pfeife. Wer ist's?

(25.) Nennt den Namen eines Staates, in dem nur 4 Buchstaben vorkommen, zwei davon aber je viermal, einer zweimal und einer einmal.

(26.) Nennt den Namen eines Volksstammes, in dem ein Buchstabe einmal, drei andere je zweimal und einer fünfmal vorkommt.

Zu Beethovens Gedenken.

(Nach einer deutschen Jugendschrift.)

Am 26. März 1877 waren es fünfzig Jahre, daß einer der genialsten Geister verschied. Lasset uns des großen Meisters heute nochmals gedenken, denn er ist dessen mehr als so mancher Andere, den die Welt ehrt, würdig. Er ist ein König im Reiche der höchsten Ideen, er beglückte, ja er entzückte Tausende, ohne sie zu belasten, und gab ihnen den Aufschwung zum Höchsten. Wie ein unergründlicher dunkler Bergsee, leuchtend im stillen Vollmondglanze, so erscheint uns die Fülle seiner Gedanken und da ist keine Saite menschlicher Empfindung, von gewaltiger Entsagungskraft und treuer Hingabe an bis zum Jubelreigen und dem hellsten Humor, die der Meister nicht berührte. Er gab der Musik neue Lehren und bildete in dem, was er Symphonie nannte, eine ganz neue Musikgattung heraus, obgleich wir dem feinfühligen v. Elterlein nicht Unrecht geben, wenn er sagt, daß in seinen Sonaten noch Größeres niedergelegt sei, namentlich auch in den Sonaten (Duos), bei denen ein Instrument noch außer dem Pianoforte thätig ist.

Beethoven wurde den 17. (jedenfalls ist der 16. nicht richtig) December 1770 zu Bonn geboren. Die Familie stammt nach de Burbure aus den Niederlanden, aus der Gegend von Löwen, wo Bürgerkraft frühe blühte. 1683 finden wir die Familie nicht mehr auf dem Lande, sondern in Antwerpen, bis wir 1760 den Ludwig van Beethoven, den Großvater unseres großen Componisten, als Capellsänger in Bonn finden, in welche Stellung bei derselben kurfürstlichen Capelle auch später sein Sohn Johann van Beethoven trat. Man bezeichnet gewöhnlich das in der Bonngasse gelegene Graus'sche Haus (Nr. 515) als Beethovens Geburtsstätte, sowie Nr. 934 in der Rheingasse als die spätere Wohnung der Familie. Mit ganz eigenen Gefühlen haben auch wir uns auf dem ganz kleinen Terassengärtchen des letzteren Hauses gesonnt, das etwa in der Höhe des ersten Stockwerks liegt und in welchem der lockige Knabe manchmal gespielt haben soll. Die Welt musikalischer Empfindungen war schon in dem Kinde mächtig und oft bat er den Vater innig, im Musiciren fortzufahren, wenn Jener aufhören wollte. Welche Freude vollends, als der Knabe sich selbst die Tasten zu einem Musikstücke zusammensuchen konnte. Der Musiklehrer Pfeifer unterrichtete endlich den Knaben regelmäßig, und noch später setzte der treffliche Hoforganist van der Eden den Unterricht fort, sowie der edle Gottlob Neefe, der den Schüler mit den Werken Sebastian Bach's bekannt machte. Schon im elften Jahre componirte der Knabe kleine Sätze. 1785, als der junge Beethoven erst fünfzehn Jahre alt war, ward er Hilfsorganist bei der Capelle in Bonn an der Seite Neefe's, und Graf Waldstein ward sein besonderer Gönner. Dann ward Beethoven Kammermusiker, mit Franz Ries und Romberg befreundet und von J. Haydn wegen einiger seiner Compositionen warm belobt. 1792 reiste Beethoven nach Wien; sein Kurfürst wollte, daß er sich bei Haydn und Albrechtsberger noch weiter ausbilde.

Neu geht in Wien des Meisters Gestirn auf; er blieb fortan in Wien. Dort klang bald der Name Beethoven durch alle guten Kreise und die Aristokratie Oesterreichs, die Waldsteins, Lichnowskys, Graf Browu, bewährten sich als wahre Pfleger reicher Kunst. Ihnen sind auch Sonaten und Concerte in dankbarer Anerkennung geweiht.

Außerdem schrieb L. van Beethoven Oratorien (z. B. Christus am Oelberge), eine Oper (Fidelio), die neun großen Symphonieen, zahlreiche Duos und Trios; nur bemächtigte sich des Mannes voll großer Ideale eine trübe Stimmung und seine zunehmende Schwerhörigkeit beförderte dieselbe nur noch mehr. Hohe Töne hörte er bei ganz geringer Entfernung gar nicht mehr. Einsilbig, menschenscheu verlebte der große Mann, immer sinnend, schaffend, Wenigen zugänglich, seine letzten Jahre und starb am Abende des 26. März 1827 während eines entsetzlichen Gewittersturmes.

Neben seinen musikalischen Leistungen war es besonders sein unabhängiger Geist, der ihm die höchste Achtung der Mit- und Nachwelt eintrug. Er beugte sich weder vor Reichthum noch Macht, und auch aus seinen Tondichtungen weht uns dieser Geist entgegen.

Ihr aber, liebe junge Freunde, lernt ihn liebgewinnen, lernt ihn schätzen. Spielt seine trefflichen Sonaten, die zwei „leichten Sonaten" vorerst, ferner seine Bagatellen, Variationen, seine Lieder, wie die „Gellert'schen Lieder," den Maigesang, den Zeitteles-Cyclus, die Adelaide ꝛc. Freuet euch, wie wir uns an ihm gefreut haben und ihn immerdar erheben wollen, und ahmt ihm nach in Bezug auf Ehrenhaftigkeit und Charakterfestigkeit.

Eine Morgenstunde.

Von **J. J. Rhomberg.**

Im Frühlicht schimmerten Wald und Flur, und die Vögel sangen um die Wette ihre Jubelliedchen in den milden, klaren Maimorgen hinein. Dieser liebliche Weckruf allein unterbrach auch die feierliche Stille in dem sonst so geschäftsregen Städtchen, welches um diese Stunde, zufolge seiner malerischen Lage am Vater der Ströme, einen besonders schönen Anblick bot.

„Es gibt heute einen herrlichen Tag, Kinder," sagte der Vater, „ganz geeignet, einen Gang zur Belehrung und Erheiterung in die freie Natur zu machen."

Bruder Oskar und seine beiden Schwestern Lina und Mathilde waren eben aufgestanden und bereiteten sich nun, mit Beihilfe der Mutter, geschäftig auf einen der sonntäglichen Spaziergänge vor, wie sie der Vater um die schöne Jahreszeit mit den Kindern zu unternehmen pflegte, um dieselben im unmittelbaren Anschauen der Natur zu unterrichten und zu erfreuen. Noch wußten sie nicht, welchen Gegenstand der Vater heute besonders besprechen und erklären werde. Als sie dann aber alle in's blüthengeschmückte Freie traten und bald ihren Weg nach einer der höchsten Anhöhen einschlugen, rief Oskar lebhaft: „O, der Sonnenaufgang ist's, den wir heute besonders betrachten wollen!"

„Dies ist zum Theil meine Absicht," bemerkte der Vater, „ich werde euch etwas von jener Naturkraft erzählen, welche Berg und Thal wieder in den heitersten Farben prangen läßt."

„Ach, die schönen Veilchen, und dort die gelben und fleischfarbenen Primeln!" rief jetzt Mathilde und eilte auf den lichten Rand eines Hohlweges zu, in welchen die kleine Gesellschaft eben einlenkte, um von da nach dem Gipfel der Anhöhe zu gelangen.

„Aber was für Blumen sind denn dies hier?" fragte sie, auf einige geschlossene Blüthen zeigend.

„Das ist eine Gattung Sonnenthau," sagte Lina, die ältere Schwester; „die halbzollgroßen hochrothen Blüthen entfalten sich erst im Sonnenschein."

Nun pflückten die Kinder beim gemüthlichen Bergsteigen allerlei Blumen, darunter auch den gelben Frauenschuh und das reizende Sternschnüppchen, ja selbst Blüthen von Pflaumen- und Holzapfelbäumen, und ordneten dieselben zu einem geschmackvollen Strauß, den sie, auf der Höhe angelangt, dem Vater frohlockend zeigten.

Die ersten Strahlen der aufsteigenden Sonne blitzten schon über die waldgekrönten Anhöhen hin, und bald ergoß sich das volle goldene Licht auf den herrlichen Strom und seine malerischen Inseln und Ufer. Das frische Grün funkelte von Thauperlen, und vom Rade eines Floßdampfers, welcher soeben stromabwärts ziehend seine gewaltige Fracht vor sich hinschob, stäubte das Wasser in Regenbogenfarben.

„Welch' eine herrliche Morgenstunde," rief Oskar, „die ganze Gegend erscheint wie verklärt!"

„Das ist sie auch in Wirklichkeit," sagte der Vater, „denn das Sonnenlicht bewirkt eben diese Verklärung, und ich will nun versuchen, euch diese Eigenschaft des Lichts einigermaßen begreiflich zu machen."

„Ach, die liebe Sonne, die uns diese Blumen so schön gefärbt hat," sagte Lina vergnügt und betrachtete aufmerksam den bunten Blumenstrauß in der Hand ihrer Schwester.

„Wie kann denn die Sonne Alles so schön malen?" meinte Mathilde, „ihr Licht ist ja doch weiß."

„Hast du vergessen," warf Oskar ein, ehe der Vater zu Wort kommen konnte, „was ich dir neulich erklärte, als sich nach dem heftigen Gewitter der prachtvolle Regenbogen zeigte?"

„O, nun weiß ich's, das Tageslicht hat sieben Farben, ebenso wie der Regenbogen."

Der Vater lächelte über die kindliche Antwort. Statt des Bruders ergänzte nun Lina belehrend: „Du mußt aber wissen, daß die Farben des Regenbogens vom Tageslicht herrühren, indem sich dasselbe in den Regentropfen bricht; doch wie es damit zugeht, wollen wir nun vom Vater hören."

Dieser hatte sich mittlerweile auf eine aus dem spärlichen Grase hervorragende Granitplatte niedergelassen, und die Kinder setzten sich vor ihn hin auf den glatten Rasen. Zuerst richtete er, wie gewöhnlich, einige Fragen über den zu behandelnden Gegenstand an sie, um bei ihnen eine regere Theilnahme am Unterricht wachzurufen.

„Ich weiß schon von unserer Schule her," antwortete erstlich Oskar, „daß alle Körper sich in *selbstleuchtende* und *nichtleuchtende* theilen, und daß von jedem Punkte eines selbstleuchtenden Körpers die Strahlen nach allen Richtungen ausgehen. Die Geschwindigkeit des Lichts ist 190,000 Meilen in der Secunde, und es eilt daher in acht Minuten und achtzehn Secunden von der Sonne zur Erde. Dieses Verhältniß wird mit dem Beispiel verglichen, daß ein Dampfwagen bei der größten Schnelligkeit 350 Jahre brauchen würde, um diese Entfernung von ca. 95 Millionen Meilen zu durchlaufen."

„Und der Schall," fiel hier der Vater ein, „der bei windstillem Wetter und einer Temperatur des Gefrierpunktes 332 Meter, oder ungefähr 1089 Fuß in einer Secunde zurücklegt, hätte dazu 15 Jahre nöthig."

„Daraus erkläre ich mir auch den Umstand," sagte Lina, „daß man z. B. die Axt des Holzfällers den Baum treffen sieht, ehe man den Schlag vernimmt, so wie denn auch der Blitz immer dem Donner vorausgeht."

„Ich weiß auch etwas vom Licht," rief jetzt Mathilde munter dazwischen, „faules Holz leuchtet selbst, und es gibt auch Käfer, welche leuchten — die lieben Johanniswürmchen."

„Ganz recht," entgegnete der Vater, „es sind dies selbstleuchtende Körper, wie die Leucht-Infusorien des Meeres und einige Pflanzen, z. B. Sonnenblumen und namentlich die in Bergwerken vorkommende Rhizomorphe. Doch sprechen wir jetzt von der Zusammensetzung des Lichtes. Wie ihr wißt, besteht dasselbe aus den sieben einfachen Farben—"

„Roth, gelb, orange, blau, grün, indigoblau, violett!" riefen die Kinder durcheinander.

„Wenn ihr alle zugleich antwortet, entsteht Verwirrung; die Farben habt ihr genannt, jedoch nicht so, wie sie aufeinander folgen," sagte der Vater und fuhr dann fort: „Will man nun beweisen — was wir gelegentlich auch einmal thun wollen — daß diese sieben Farben wirklich nur einfache Farben sind, so läßt man mittelst eines kleinen Spiegels einen Sonnenstrahl durch die Oeffnung eines Fensterladens in ein ganz dunkles Zimmer fallen. Auf der gegenüberstehenden Wand bildet sich dann ein weißer, runder Fleck; hält man nachher ein Prisma — ihr habt ja ein solches dreiseitiges Glas — hinter die Oeffnung, so verschwindet derselbe und es entsteht, bedeutend tiefer unter dieser Stelle, ein längliches Lichtbild von den herrlichen Farben des Regenbogens, nämlich: unten *violett*, dann *indigoblau*, *blau*, *grün*, *gelb*, *orange* und endlich *roth*. Hierauf fängt man dieses Farbenbild auf einen Schirm auf, der eine kleine Oeffnung hat, so daß *ein* Farbenstrahl, z. B. der

grüne, hindurchgeht. Läßt man nun diesen Strahl durch ein zweites Prisma gehen, so wird derselbe zwar nochmals gebrochen, also nach unten hin abgelenkt, jedoch in keine anderen Farben mehr zerlegt."

„Wie kommt es aber," fragte Lina, „daß sich das weiße oder gemischte Licht in solche einfache Strahlen zerlegen läßt?"

„Das erklärt uns ebenfalls das Lichtbild an der Wand," fuhr der Vater fort, „das rothe Licht zeigt sich oben, also näher bei dem ohne Brechung entstehenden weißen Licht, das violette unten, mithin am meisten entfernt von demselben."

„Demnach wäre das rothe Licht am wenigsten, das violette dagegen am stärksten brechbar," sagte Oskar nachdenklich, „daher wird wohl die ungleiche Brechung der Lichtstrahlen ihre Zerlegung ermöglichen."

„So verhält es sich auch!" bekräftigte der Vater, sichtlich erfreut über Oskars gewonnene Einsicht. „Du weißt wohl auch aus deinem Musikunterricht, daß die Verschiedenheit der Töne auf der Ungleichheit der Tonwellen beruht. Die verschiedene Brechbarkeit der einfachen Lichtstrahlen wird ebenso durch die ungleiche Länge der Lichtwellen verursacht."

„Wodurch wird aber," fragte nun Oskar, „die verschiedene Färbung der Körper bewirkt?"

„Dies hat seinen Grund in der besondern Anordnung ihrer Theilchen. Z. B. das Weiße dieser Primel hier" — der Vater hatte den Blumenstrauß zur Hand genommen — „wirft alle Lichtstrahlen in ihrer ursprünglichen Mischung zurück, während der schwarze Samenknopf des gelben Blümchens da sie alle aufnimmt. Dagegen vernichten Roth, Blau, Grün, Gelb 2c. die farbigen Lichtstrahlen des auf sie fallenden gemischten Lichtes und werfen nur ihre besondere Farbe zurück. Durchsichtige Körper, z. B. Glas und Eis, sind in dünnen Schichten farblos, in dickeren aber sehen sie blau oder grün aus."

„Das Morgen- und Abendroth entsteht wohl dadurch," fügte Oskar hinzu, „daß der in der Luft befindliche Wasserdampf nur das rothe und gelbe Licht hindurchschimmern läßt."

„Das heißt, die Dampfform gestattet nur diesen Lichtstrahlen den Durchgang. Aber, Kinder, das heutige Morgenroth ist längst vorüber—"

„Und die Sonne, diese wunderbare Malerin," fiel Lina ein, „steht schon hoch über den jenseitigen Hügeln."

„Ja, unsere Morgenstunde ist um," sagte der Vater, und nun standen Alle munter auf, um den Heimweg anzutreten.

Der Weg führte durch ein reizendes Eichenwäldchen und dann über ein theilweise schroffes Felsengeklüft, an welchem hinabzuklimmen sich Vater und Kinder das Vergnügen machten. Am Fuße desselben, etwa auf der halben Anhöhe, bot sich ihnen wieder ein bequemes Ruheplätzchen.

„Was für eine Farbe haben denn diese Felsen," ließ sich Mathilde vernehmen, „sind sie doch weder grau, noch gelb, noch weiß."

„Diese Farbe," erwiderte der Vater, „nennt man die Mittelstufe von Weiß durch Grau in's Schwarze. Grau ist nämlich eine Farbe zwischen Weiß und Schwarz, doch hat es oft durch kleine Beimengungen anderer Farben mannigfaltige Schattirungen. Weiß und Schwarz dagegen sind eigentlich keine Farben; denn ersteres ist, wie ihr heute gehört habt, nur die Lichtwirkung eines Körpers, der alle im Sonnenlicht erhaltenen Farbenstrahlen zurückwirft, während letzteres dieselben vermöge einer gewissen Eigenschaft der Stoffe einsaugt und nicht wiedergibt. Doch finden eben diese beiden Vorgänge selten vollkommen statt, und es entstehen daher die Abstufungen."

„Wie würde die Welt nur aussehen," meinte nun Mathilde, „wenn das Sonnenlicht nur einfach weiß wäre?"

„Etwa wie photographirt," antwortete rasch Lina, „das heißt, es müßte Alles grau in grau, oder weiß und schwarz aussehen."

„So verhielte es sich in der That," bestätigte der Vater, „die Natur wäre farblos. Ihre uns jetzt umgebende Zauberpracht wäre nicht vorhanden, alle Gegenstände zeigten sich in bleifarbigem Scheine, und über uns wölbte sich statt des herrlichen blauen Himmels, der tiefdunkle Weltraum."

„Uh, das wäre schrecklich!" rief Mathilde, „da sähen auch die Menschen bleigrau aus, sie hätten ja keine rothen Wangen und Lippen mehr, und die liebliche Farbe der Augen wäre verschwunden!"

„Weil du gerade vom menschlichen Auge sprichst," sagte nun Oskar, „da fällt mir ein, daß unser englischer Lehrer uns schon oft durch Hinweis auf den künstlichen Bau desselben zu beweisen versuchte, daß die Schönheiten der Natur nur deßwegen da seien, damit der Mensch sich an ihrem Anblick erlaben könne."

„Das ist die Annahme fromm-gläubiger Menschen," betonte ernst der Vater; „es verhält sich indessen gerade umgekehrt. Ich will euch dafür nur einige Beispiele anführen. Vor mehreren Jahren versank bei Wooster, in Ohio, plötzlich eine Strecke der Eisenbahn, und die entstandene Höhlung füllte sich mit unterirdischem, schlammigem Wasser, in welchem *augenlose* Fische waren. In der Mammuth-Höhle von Kentucky kommen ebenfalls augenlose Thiere vor, und bei Tiefseeforschungen wurden z. B. Krebse vom Meeresboden heraufbefördert, die keine Augen hatten. Und weßhalb, möchte ich euch nun fragen, sind diese Thiere sozusagen augenlos?"

Mathilde glaubte das Richtige gefunden zu haben und rief: „Weil sie an ihren dunklen Orten doch nichts sehen könnten, sie haben keine Augen nöthig!"

„Es ist dies einerseits freilich so," erwiderte der Vater lächelnd, erfreut über das rasche Urtheil des Kindes, „jedoch müssen wir uns fragen, wie es komme, daß bei diesen Thieren das Sehwerkzeug nicht vorhanden sei."

„Ich stelle mir die Sache so vor," sagte nun Oskar, der ernst darüber nachgedacht hatte: „Das Sehorgan muß doch bei gänzlichem Mangel an Licht verkümmern, und so mögen die Vorfahren jener Thiere in lichterhellten Regionen Augen gehabt haben, während nun ihre Nachkommen in Folge ihrer veränderten Umgebung und Lebensweise ebenfalls verändert worden sind. Ich möchte nämlich sagen, daß, weil sie allmälig vom Licht ausgeschlossen wurden, ihre Sehwerkzeuge abstarben."

„Ich sehe wohl," sagte der Vater mit innerer Freude, „daß du die neuen naturwissenschaftlichen Werke unserer kleinen Bibliothek mit Nutzen gelesen hast. Darin finden wir ja auch, daß z. B. bei solchen Thieren noch kleine Ansätze, oder vielmehr Ueberbleibsel von früher vollständig entwickelten Organen sich vorfinden. So ist eben in der Natur Eins durch das Andere bedingt, das heißt, es entsteht und vergeht Alles nach einem ewigen Gesetz der Wechselwirkung."

„Ach, ich denke nur immer an die schönen Farben des Lichts; du mußt sie uns einmal zeigen, Vater, in der dunklen Kammer."

„Das wollen wir nächstens thun, Mathilde, — aber jetzt laßt uns aufbrechen."

Von diesem Morgenspaziergang körperlich und geistig erfrischt und gestärkt, wanderten nun Vater und Kinder heimwärts. Im letzten Wäldchen, unweit eines Bethauses, sangen die Kinder fröhlich das heitere Lied: „Der Morgen im Lenze." Auf ihrem Wege durch das Städtchen begegneten sie da und dort einem Häuflein Kirchgänger.

„Diese Leute halten nun auch ihre Morgenstunde," sagte Lina, fast etwas schalkhaft, zu ihrem Vater.

„Sie haben eben auch so ihr Vergnügen," entgegnete dieser; „schade nur, daß sie dabei vom Licht sich ausschließen. Leider," setzte er hinzu, „gibt es noch so viele Menschen, die das Dunkel des Glaubens der Tageshelle der Wissenschaft vorziehen. Gedenken wir dafür der Worte Göthe's: „Mehr Licht!"

Die Spritzarbeit.

Von Hugo Elm.

Es ist eigen, wie schnell sich mitunter eine Arbeit Bahn bricht und rasch zur „Modearbeit" emporsteigt. Manche dieser modernen Arbeiten verschwinden aber gewöhnlich auch so rasch, als sie gekommen sind, wenn ihnen der Reiz auf die Dauer abgeht. Anders verhält es sich mit der Spritzarbeit. Gekannt schon seit etwa 15 Jahren, hat sie sich aber erst seit wenigen Jahren zu bedeutender Verbreitung aufgeschwungen. Der Grund der beifälligen Aufnahme ist einzig und allein darin zu suchen, daß die Arbeit immer und immer wieder neue Reize bietet.

Es sei deßhalb auch hier gestattet, eine Anleitung darüber zu geben.

Die Werkzeuge, welche zur Ausführung erforderlich sind, haben einen ziemlich niedrigen Preis und sind leicht zu beschaffen. Nöthig ist ein Sieb, eine Bürste oder Signirpinsel, etwas schwarze Tusche oder Sepia und eine Anzahl gepreßter Blätter und Pflanzentheile. Die letzteren bietet die Natur in hinreichender Menge auf jedem Feldrain, am Bache, im Laubwald u. s. w. Ja, selbst im Winter, wenn draußen alles Pflanzenleben erstorben, vermag das Gewächshaus des Gärtners die nöthigen Formen zu liefern.

Die gepreßten Pflanzentheile müssen auf eine glattgeschliffene Holzfläche (am besten eignet sich astfreies Ahornholz dazu), welche vorher mit dünnem Mastix-Firniß oder etwas aufgelöster Gelatine leicht überstrichen worden ist, befestigt werden. Das Befestigen geschieht durch gute Insektennadeln. Hauptsache beim Befestigen ist, daß die einzelnen Blätter, oder was es sonst ist, richtig auf der Fläche aufliegen, also nicht in die Höhe sperren. Ist dies geschehen, so reibt man in einem Tuschnäpfchen chinesische Tusche, Neutraltinte oder Sepia an und taucht den Pinsel oder die Bürste in die Flüssigkeit. Haben die Borsten genügende Mengen aufgenommen, so streicht man dieselben am Rande wieder ab und entfernt die immer noch überflüssige Farbenfeuchtigkeit in den Borsten dadurch, daß man Pinsel oder Bürste nochmals auf einem Brettchen oder einem Stück Pappe abstreift. Nun nimmt man in die linke Hand das Sieb und streicht mit den Borsten über das Geflecht desselben. Sofort fällt ein feiner Farbenstaubregen durch das Sieb auf die mit Blättern besteckte Fläche und giebt den Stellen, auf denen keine Blätter oder Pflanzentheile sich befinden, einen gekörnten Schwarz- oder Braunton. Nachdem die erste Farbenlage trocken geworden, giebt man die zweite darüber, bis man den gewünschten Ton erzeugt hat.

Die Pflanzentheile werden nunmehr entfernt. Sind sie abgehoben, so weisen die Stellen, an denen sie sich befanden, die Conturen der Blätter ꝛc. ziemlich scharf auf. Es ist nunmehr blos nöthig, die Adern einzutragen, nochmals über das Ganze mit einem Spritzton zu gehen und den Gegenstand trocken werden zu lassen. Das Lackiren und Poliren desselben überläßt man am besten einem Fachmann.

Die auf diese Weise angefertigten Gegenstände sehen reizend aus und gefallen Jedermann.

Manche Kunsthandlungen führen eine große Menge von fertigen Gegenständen aus Ahornholz, wie Kästchen der verschiedensten Art, Bonbonnièren, Falzmesser, Brillenfutterale, Lineale, Serviettenringe, Aschenbecher u. s. w., auf welchen sich derartige Muster anbringen lassen.

Eine sehr hübsche Anwendung findet das Verfahren für ein

„Herbarium",

welches auf seinen beiden äußeren Holzplatten derartige Spritzbilder bringt.

Die Holzplatten selbst sind vom Tischler angefertigt oder sind gleich fertig bezogen. Dieselben sind ringsum ⅖ Zoll größer als die Papierbogen, welche das Herbarium bilden,

und haben an den beiden Längsseiten je zwei kleine Messingschrauben mit Knopf zur Aufnahme der das Ganze zusammenhaltenden Gummibänder.

Die Blattformen kann man weiß erscheinen lassen, sie dann adern und nochmals mit dem Spritzton übergehen, oder man bespritzt die Fläche erst ganz leicht mit einem aus Chromgrün angerührten Ton. Im letztern Falle erscheinen die Pflanzentheile nach ihrem Aufheben nicht weiß, sondern in ihrer grünen, natürlichen Farbe. Selbstverständlich muß die Aderung dann auch mit derselben Farbe vorgenommen werden.

Das Aquarium.

Von **Carl Mann.**

Im Jahre 1841 wurde von Dr. Lankester in England das erste Aquarium nach den jetzt allgemein bekannten wissenschaftlichen Gesetzen eingerichtet. Er hielt Stichlinge in einem Glasgefäß, in dem eine Pflanze — die bekannte Valisneria spiralis — wuchs. Im Jahre 1850 hatte ein Herr Warrington ein ähnliches Aquarium, nur daß er Goldfische mit derselben Pflanze hielt. Als nach einigen Wochen das Wasser durch die faulenden Blätter der Valisneria getrübt wurde, versuchte er durch Schnecken diesem Uebelstand zu steuern, was ihm auch mit dem besten Erfolg gelang. Im Jahre 1855 schrieb ein Herr Gosse das erste Werk über das Aquarium; zwei Jahre später erschien „Das Süßwasser-Aquarium" von dem bekannten Forscher Roßmäßler, und alsbald entwickelte sich diese Liebhaberei zu einer wahren Manie, die bald in richtige Grenzen zurückgeführt wurde. Seitdem dient das Aquarium als eine belehrende Unterhaltung und immer anziehende Zimmerzierde.

Im Jahre 1856 wurde die Liebhaberei durch Herrn P. T. Barnum und Herrn Cutting in Boston in Amerika eingeführt, und wurde dieselbe bald hier so allgemein wie in Europa.

Als Gefäß für das Aquarium würde ich unbedingt dazu rathen, eines mit vier Glaswänden, wie sie zu diesem Zwecke verfertigt werden, anzuschaffen, weil ein solches viel mehr Vergnügen gewährt, als eines aus anderm Material. Ein großes Aquarium bietet verhältnißmäßig viel mehr, als eines von mittlerer Größe. Sehr anziehend auf dem Schreibtische sind Aquarien, die aus einem Glasgefäß bestehen, wie solche zum Aufbewahren von Zuckerwerk in Conditoreien gebraucht werden. Auch sind dieselben für den Kaminsims, oder gar den Blumentisch, eine große Zierde. Anstatt des obengenannten Glasgefäßes läßt sich auch eine umgestülpte Glaskuppel verwenden.

Für größere Aquarien eignet sich irgend ein zweckmäßiges irdenes oder hölzernes Gefäß; doch rathe ich nicht zur Benutzung derselben, wenn es irgendwie möglich ist, ein besseres zu bekommen. Manchmal jedoch zwingen Umstände wenigstens zeitweilig zur Benutzung derselben. Bei einer solchen Gelegenheit lernte ich das Vermögen der Fische, sich ihrer Umgebung anzupassen, kennen. Ich hatte in einem großen irdenen Topfe, zur näheren Beobachtung, eine Anzahl einheimischer Fische einer lebhaft gefärbten Art. Die Innenwand des Topfes war bleifarbig grau glasirt, und nach einigen Wochen waren meine Fische alle von matter, grauer Farbe und hatten alle ihre Zeichnung eingebüßt. Durch Uebersiedeln in einen passenden Wohnort gewannen sie dieselbe jedoch wieder und hatten bald wieder die alte Farbenpracht.

Ich will nun annehmen, daß ihr, meine jurgen Leser, euer Aquarium bereit habt und anfangen wollt, es mit meiner Hülfe zu besetzen.

Wir schaffen uns also zuerst eine Partie kleiner, ganz reiner Steinchen an, um den

Boden ein bis zwei Zoll hoch zu bedecken. Ihr werdet fragen: „Warum nehmen wir nicht lieber Erde oder gar Sand, um die Pflanzen darin wurzeln zu lassen?" Das ist ganz einfach. Die Erde würde von den Fischen aufgewühlt werden und das Wasser trübe erhalten; außerdem würde sie das Reinigen des Aquariums zu einer sehr schwierigen Arbeit machen, und wenn auch das nicht Gründe genug sind, will ich euch sagen, daß die meisten Wasserpflanzen mit den Steinchen ganz zufrieden sind und in denselben vortrefflich wachsen.

Aber wieder zu unserm Thema. Wenn wir den Boden des Gefäßes mit Steinchen belegt haben, wird es zweckmäßig sein, und jedenfalls zur Zierde beitragen, eine Felspartie aus Tuffstein oder einem ähnlichen rauhen oder durchlöcherten Gestein in der Mitte oder in der Nähe einer Endwand des Aquariums aufzubauen. Wenn wir kein zweckmäßiges Material hierzu finden, können wir uns leicht damit helfen, daß wir als Ersatzmittel Stücke von Coke (ausgeglühter Steinkohle) aussuchen und dieselben in einen Brei von Wasser-Cement eintauchen. Wir dürfen aber bei dem Errichten des „Felsens" nicht vergessen, daß wenn zwischen dem Gestein zu viele verborgene Schlupfwinkel bleiben, leicht todte Fische oder Krebse darin liegen bleiben und das Leben der ganzen Colonie gefährden. Auch kann sich dort durch Ansammlung von Schlamm Schwefelwasserstoff bilden, ohne daß wir wissen, woher die Fäulniß des Wassers kommt. Auch muß der Felsen über das Wasser hervorragen, um Reptilien, Schlangen, Krebsen und ähnlichen Thieren Gelegenheit zu einem gelegentlichen Luftbad zu geben.

Wenn wir mit dieser Anordnung fertig sind, wollen wir das Aquarium mit Wasser füllen. Wir können hierzu irgend welches reines Wasser nehmen. Flußwasser, oder solches aus Süßwasserseen ist natürlich vorzuziehen, doch ist Brunnen- oder Quellwasser ebenso gut, wenn es einige Tage im Aquarium gestanden hat oder auf andere Weise mit atmosphärischer Luft gesättigt worden ist. Wenn die Oberfläche des Wassers ölig wird, was von dem Kitt herrühren mag, mit dem das Glas wasserdicht befestigt ist, oder wenn zu dem Felsen Wasser-Cement benützt wurde, muß nach einigen Tagen das ganze Wasser abgezogen, durch neues ersetzt und das Aquarium vor ein nach Osten liegendes Fenster gesetzt werden. Es würde auch durchaus nichts schaden, jetzt, ehe das „Meer im Kleinen" bevölkert ist, ein Südfenster zu wählen, da es unser Zweck ist, durch die Strahlen der Sonne das Wachsthum von Fucusarten und Conferven zu begünstigen.

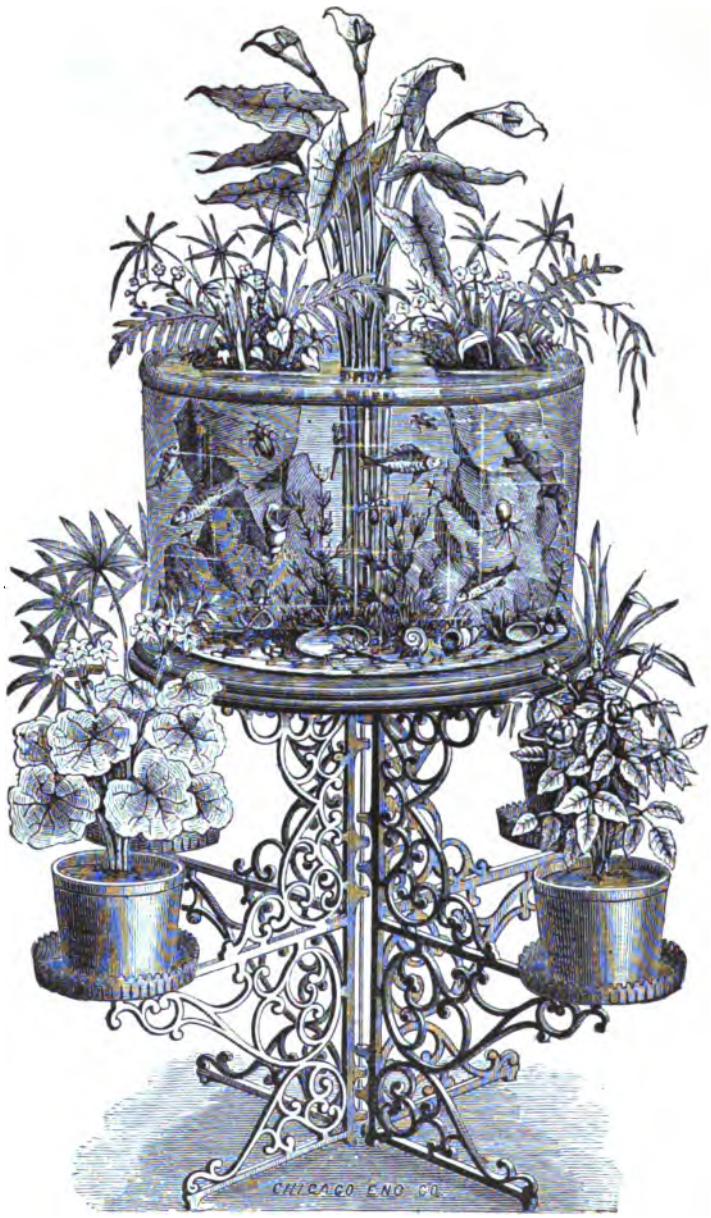
Bei dieser Gelegenheit will ich darauf aufmerksam machen, daß alle Vorrichtungen, fließende Wasser oder Springbrunnen im Aquarium zu haben, lästig werden. Im Bilde oder in der Einbildung sind dieselben anziehender, als in der Wirklichkeit.

Nach einiger Zeit fängt das pflanzliche Wachsthum wirklich an. Zuerst sehen wir, daß der Felsen und das Glas eine grünliche Färbung annehmen. Am Felsen ist uns diese erwünscht, ebenso auf den kleinen Steinen des Bodens, aber nicht am Glas, und wir binden daher einen Schwamm an das Ende eines kleinen Stockes und reinigen dasselbe.

Bald wird die Pflanzendecke auf dem Felsen zu einem prächtigen grünen Teppich, der in dem Wasser sich leicht wellenförmig schwingt. Und wenn die Sonne darauf scheint, wie prächtig wird dann diese grüne Alm. Sie schmückt sich mit kleinen Luftbläschen, die schöner sind, als die theuersten Perlen. Dieselben bestehen aus Sauerstoff, der beim Wachsthum der Pflanze ausgeathmet wird, hingegen zum Leben der Thiere nothwendig ist. Dieser Sauerstoff, der auch von der atmosphärischen Luft dem Wasser mitgetheilt wird, löst sich in dem Wasser auf, und wird durch die Bewegung des Kiemendeckels den Kiemen des Fisches mit dem Wasser zugeführt und bewirkt bei dieser Klasse der Wirbelthiere den Blutwechsel, wie beim Menschen das Einathmen des Sauerstoffes in die Lunge.

Der Fisch hinwider athmet Kohlensäure aus, welches Gas der Pflanze zum Leben nothwendig ist, und so erklärt es sich, daß wenn man das rechte Maß sowohl der Thiere wie der Pflanzen im Aquarium trifft, man dasselbe sich viele Jahre selbst überlassen kann, ohne daß es Schaden leidet. So weiß ich von Aquarien, die zehn, ja zwölf Jahre im Gang

ſind, ohne daß je das Waſſer gewechſelt wurde, oder daß je die Fiſche ſtarben. Natürlich mußte zeitweilig das Glas gereinigt und das durch Verdunſtung verlorene Waſſer erſetzt werden. Uebrigens braucht nach dem Füllen nicht gewartet werden, bis die Conferven einen



Aquarium und Blumen.

dichten Teppich bilden. Sobald ſie ſich lebhaft entwickeln, kann das Aquarium ſeine permanente Stelle im Oſtfenſter einnehmen, und können wir dann auch ſofort die Fiſche einſetzen. Auch kann dies ſchon nach einigen Tagen geſchehen, wenn einige der ſpäter zu nennenden Pflanzen eingeſetzt wurden.

Gewöhnlich wird das Aquarium nach Ablauf eines halben Jahres, ohne daß inzwischen das Wasser gewechselt wurde, einer gründlichen Reinigung bedürfen. Man zieht das Wasser mittelst eines Schlauches in flache Gefäße, wie z. B. Milchschüsseln ab und setzt die Fische in dieselben. Sodann hebt man die Felspartie vorsichtig heraus, ohne den grünen Pflanzenüberzug zu zerstören. Die Steinchen werden dann durch Reiben in den Händen, oder durch einen starken Wasserstrom gut abgespült, das Glas abgewaschen und alles wieder an die frühere Stelle zurückversetzt, selbst das alte Wasser, wenn dasselbe farb- und geruchlos ist.

Ihr wundert euch vielleicht, daß ich dem alten Wasser so zugethan bin; aber es wird euch einleuchten, daß frisches, kaltes Wasser weder den Pflanzen, noch den Fischen die besten Bedingungen zum Dasein liefert. Ihr werdet daher finden, daß wenn ihr das Wasser eines Aquariums täglich oder wöchentlich durch frisches ersetzt, das oben besprochene richtige Verhältniß zwischen thierischem und pflanzlichem Leben nicht stattfindet und dasselbe auch nicht so viel Vergnügen gewähren wird wie ein natürlicher geregeltes.

Werthvoll für unsern Wasser-Haushalt sind ferner die Schnecken, die sich von faulenden Pflanzenstoffen ernähren oder die Glaswände von dem anhaftenden Grün befreien.

Nun wollen wir zur Aufzählung der Pflanzen und Thiere schreiten, die wir in unserm Aquarium beherbergen wollen.

An Pflanzen haben wir einen großen Reichthum, da beinahe alle unsere Bach- und Teichbewohner, mit Ausnahme der herrlichen Wasserlilien (Nymphaea) und weniger anderen Arten, sich in ihr Schicksal fügen und meistens wachsen und sich vermehren wie im Freien, nur daß die größeren Arten sich dem Raume anpassen und kleiner bleiben.

Aber trotz dieses Artenreichthums sind es hauptsächlich zwei, die sich in den meisten Aquarien finden, die Anarchis canadensis und Valisneria spiralis. Sie sind beide werthvoll durch ihre reiche Sauerstoffausscheidung und sind so unverwüstlich, daß sie in jedem Aquarium, auch dem kleinsten, aushalten.

Anarchis hat ein zertheiltes Laub und pflanzt sich, am Boden geankert oder schwimmend, schnell fort. Jedes Glied ist fortpflanzungsfähig und die Vermehrung erfolgt so rasch, daß hin und wieder ein Theil entfernt werden muß. In Europa wurde die Pflanze vor nicht vielen Jahren eingeführt und vermehrt sich dort so stark, daß sie der Schifffahrt hinderlich wird und beständig in großen Bootladungen aufgefischt und beseitigt werden muß.

Valisneria spiralis ist nicht ganz so verbreitet, wie die vorhergehende, ist aber mit Hülfe eines botanischen Freundes leicht aufzuspüren. Im Aquarium ist auch sie eine dankbare Pflanze.

Ferner sind viele andere geeignete Pflanzen in jedem Wasser zu finden, nur muß man bei dem Einsammeln derselben darauf sehen, daß man alle abgestorbenen Theile, sowie beim Einsetzen in das Aquarium allen Schlamm und alle Erde von den Wurzeln entfernt.

Sehr empfehlenswerth als Zierpflanze ist eine zwergartige Binse, die von den meisten Handelsgärtnern zu beziehen ist. Es ist eine in europäischen Gewässern gemeine wildwachsende Art.

Für größere Aquarien sind viele der hier vorkommenden Schilf- und Rohrarten zulässig, doch muß bei all' diesen Pflanzen darauf gesehen werden, daß die Wurzeln mit Steinchen genügend beschwert sind.

Ferner ist zu bemerken, daß alle diese Pflanzen ohne Erde gedeihen.

Man breite nur die Wurzeln aus und bedecke sie mit kleinen Steinchen tief genug, um das Losreißen zu verhindern.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich vor dem Anbringen von Pflanzen in Blumentöpfen warnen. Sie bereiten in den meisten Fällen nur Verdruß.

An den gesammelten Pflanzen werden sich einige Schnecken finden. Wir nehmen sie mit, denn nicht nur, daß sie im Aquarium nützlich sind, sie zeigen uns da auch viele Eigenthümlichkeiten, besonders in ihrer Fortbewegungsweise, die wir sonst nicht leicht beobachten können. Auch pflanzen sie sich schnell fort, aber von den Tausenden von jungen Schnecken entgeht keine einzige den Fischen.

Wenn wir eine genügende Menge Pflanzen haben, müssen wir uns an den Fischfang machen, und auf diesem Gebiete finden wir einen ähnlichen Reichthum an Arten, der nur von den Tropenländern übertroffen wird. Und trotz der Farbenpracht des Goldfisches wird uns das, was wir selbst fangen, mehr Vergnügen gewähren, als jener. Da ist vor allen der Herr Raubritter des Aquariums, der streitsüchtige Stichling, der beinahe alle Süß- und Salzwasser der Erde bewohnt, und merkwürdiger Weise den Wechsel von einem zum andern vertragen kann. Er ist ein beweglicher, aufmerksamer Geselle, der durch seine eigenthümliche Form und Bewegungen gleich auffällt. Er ist aber so raufluſtig, daß nur höchstens zwei oder drei derselben im Aquarium geduldet werden können.

Einer der anziehendsten Fische ist der junge Barsch- oder Sonnfisch, der unter Gras oder Steinen am Rand der Bäche zu finden ist. An ähnlichen Plätzen finden sich noch verschiedene andere Arten, denen meistens deutsche Namen fehlen.

Unter den vielen, unter dem englischen Namen Minnow zusammengefaßten Arten sind zwei sehr anziehende Fische. Einer, der das ganze Jahr hindurch mit schwarzen Längsstreifen gezeichnet ist, verändert gegen die Laichzeit, Ende Winters, seine Färbung in auffallender Weise. Seine ganze Unterseite wird nämlich prächtig carminroth. Dies macht ihn während der Frühjahrsmonate, in denen diese Färbung anhält, zum schönsten Fisch im Aquarium.

Die andere Art hat einen mattziegelrothen Längsstreifen, und der Rücken ist auf grauem Grunde mehr oder minder braun und schwarz gefleckt. Dieser Fisch macht sich durch sein lustiges Spielen und Necken beliebt.

Wenn es uns gelingt, einen jungen Hecht zu erbeuten, so dürfen wir uns glücklich nennen, doch darf er nicht mehr als höchstens vier oder fünf Zoll lang sein. Wer ganz kleine Exemplare dieses Fisches nie gesehen hat, wird staunen ob der schönen schwarzen Zeichnung desselben, die ganz anders und auffälliger ist, als bei älteren Exemplaren.

In Milwaukee wird in Masse unter dem Eise des Flusses eine kleine Art Seefische gefangen, die zum Laichen in die Flüsse ziehen. Sie werden sehr billig auf dem Fischmarkte feilgeboten und werden auch zum Gewinnen von Oel verwerthet. Sie sind silberweiß mit schönen metallglänzenden grünen oder bräunlichen Längsstreifen an den Seiten. Sie sind besonders schön, wenn sie durch künstliches Licht beleuchtet werden, halten sich aber leider nur in Aquarien, die nach allen Regeln der Kunst behandelt werden. Wenn das Wasser ihnen nicht zusagt, werden sie von einem Fungus bedeckt, der sie tödtet und alle anderen Fische des Beckens gefährden kann. Wenn dieser Fungus entdeckt wird, müssen alle davon befallenen Fische sofort entfernt und muß nach der Ursache geforscht werden. Dieser Fisch soll besonders dann oft von dieser Krankheit befallen werden, wenn ihm Schuppen fehlen. Da sie leicht ausfallen, so geschieht dies oft durch Unvorsichtigkeit, öfter aber durch Angriffe seitens der Stichlinge. Dieser letztere Fisch wird oft noch außerdem dadurch schädlich, daß er den anderen Fischen die Schwanzflossen abbeißt, so daß er entfernt werden muß. In einem besondern Aquarium unter seines Gleichen ist er sehr anziehend und wird es noch mehr, wenn er zur Fortpflanzung schreiten will. Er baut sich dann ein Nest, in welchem sein Weibchen die Eier absetzt, die vom Männchen sorgfältig gehütet werden, bis die Schaar junger Stichlinge ihr Erscheinen macht. Diese werden vom Vater lange Zeit sorgsam gepflegt, während die Mutter im fernen Ende des Aquariums sorgenfrei ihre Zeit verbringt. Der Jungen sind aber so viele, daß der Vater sie im großen Aquarium nicht zusammen halten kann, und wenn er auch

oft ein zu reiselustiges Mitglied seiner Familie, ähnlich wie es Katzen machen, mit dessen Kopfe im Maul zum Nest zurückbringt, so verschwindet die kleine Schaar doch nach und nach unter den Verfolgungen der anderen Fische. Das Nest des Stichlings besteht aus allerlei Wasserpflanzen und Stengeln, ist von kugeliger Form, mit zwei sich gegenüberliegenden Oeffnungen, von denen eine nach dem Eierlegen geschlossen wird.

Einige wenige Goldfische sind schon deßhalb nothwendig, um den vielen Fragen zu entgehen, weßhalb sie fehlen. Ich rathe, solche auszusuchen, deren Flossen gut ausgebildet sind, da dieses häufig nicht der Fall ist, und würde immer den kleinen Exemplaren den Vorzug geben, nicht nur weil sie schöner aussehen, sondern auch weil ein großer Fisch so viel Sauerstoff zum Athmen braucht wie mehrere kleine.

Ferner möchte ich davor warnen, zu viele Fische im Aquarium zu haben. Wenn sie häufig an die Oberfläche kommen, um zu athmen, so zeigt dies, daß das Wasser zu arm an Sauerstoff ist, und es müssen einige Fische, wenn möglich die größten, bald entfernt werden.

Ein kleiner Krebs wäre nicht unpassend für unsere Sammlung. Er wird aber nur Abends sichtbar, wenn er seine nächtliche Wanderung durch das Aquarium beginnt. Er geht aber nicht, um im Mondschein zu schwärmen, sondern nach Nahrung spähend, und wenn er sonst nichts findet, vergreift er sich gelegentlich an unseren Fischen.

Sehr niedlich sind ferner kleine Schildkröten und junge Exemplare der gewöhnlichen Wasserschlange. Auch sollten wir einige der im Wasser lebenden Larven von Insekten, besonders Libellen, besitzen; die meisten derselben verschwinden allerdings mit der Zeit unter den Verfolgungen der Fische. Ebenso ergeht es den kleineren Kaulquappen; an den größeren aber können wir die Umwandlung zu einem mit vier Beinen und Baßstimme ausgestatteten Frosch bewundern.

Zum Füttern der Fische ist zu empfehlen, ein Stück rohes Fleisch an einem Faden einige Stunden in das Becken zu hängen. Außerdem kann man Brod, gekochten Reis oder Oblaten zur Fütterung brauchen, aber nie mehr, als sogleich verzehrt wird. Wenn etwas von dem Mahl auf dem Boden bleibt, so entfernt man es am leichtesten, indem man das obere Ende einer Glasröhre mit dem Daumen schließt, dieselbe über den Gegenstand hält und den Daumen entfernt. Durch Einströmen des Wassers in die Röhre gelangt der zu entfernende Gegenstand auch in die Röhre, die Röhre wird wieder mit dem Daumen verschlossen und der Gegenstand mit dem Wasser entfernt.

Am liebsten besorge ich das Füttern, indem ich das Futter, sei es das Weiße eines gekochten Eies, oder Fleisch, Weizenbrod oder dergleichen, in den Mund nehme und in kleinen einzelnen Stückchen in das Wasser blase. Die Fische werden begierig jedes Stückchen aufnehmen, ehe es den Boden erreicht. Dabei muß darauf geachtet werden, daß die trägen Goldfische hin und wieder auch etwas bekommen. Wenn die Fische in ihrem Eifer nachlassen, höre ich auf zu füttern. Im Sommer gebe ich ihnen auch gern etwas Insecten als Futter, doch sind Larven und Würmer vorzuziehen, da die Flügel und Beine, so wie andere Theile von Fliegen und Käfern von den Fischen unverdaut wieder abgegeben werden und sehr bald das Aquarium verunreinigen.

Zum Schlusse will ich noch angeben, wo und wie die angegebenen Naturgegenstände am besten zu finden sind.

Die kleinen Steinchen für den Boden sind fast überall zu finden. Sie sollten nicht größer sein, als Apfelkerne, weil sie in dieser Größe oder noch kleiner am schönsten aussehen.

Zum Aufbau einer Felspartie suche man womöglich Stein-Stücke, die im Wasser liegend schon mit einem grünen Ueberzug bewachsen sind. Beim Einsetzen in das Aquarium muß vorsichtig zu Werke gegangen werden, denn wenn der Bau zusammenbricht, gehen leicht die Scheiben den Weg alles Vergänglichen.

Wie sie kämpften.

(Ein historisches Charakter-Gemälde in einem Aufzuge.)

Von **Fritz Kühn.**

Personen:

Frau Mulbrie.
Robert } ihre Söhne.
Harry }
Pollworth, ein Nachbar.
Ein englischer Offizier.
General Marion.
Englische und amerikanische Soldaten.

Zeit: 1780. Ort: Süd-Carolina.

Erste Scene.

Frau Mulbrie und Robert.

(Die Scene stellt das Zimmer einer Hütte vor. Links ein Tisch, auf der Scene zerstreut einige Stühle. Eingang durch die Mitte.)

Robert (liest aus Thomas Paine's „Gesunder Menschenverstand" die Schluß-Sätze vor): „Ihr Eintrachts- und Versöhnungs-Prediger, könnt ihr die Zeiten wieder bringen, die dahin sind?" (Sprechend.) Könnt ihr dem Verbrecher das reine Gewissen wieder geben? (Lesend.) „Ebensowenig könnt ihr Amerika mit England versöhnen; das letzte Band ist zerrissen; schon reicht das englische Volk Denkschriften gegen uns ein. Es gibt Frevel, die die Natur nicht verzeihen kann; könnte sie es, so müßte sie aufhören, Natur zu sein." (Sprechend.) Kann Amerika die britischen Morde verzeihen? Kann die Mutter dem Mörder ihres Kindes verzeihen? (Lesend.) „Zu guten und weisen Zwecken hat uns der Allmächtige diese unvertilgbaren Gefühle eingepflanzt. Sie bewachen sein Ebenbild in unserm Herzen und entrücken uns aus dem Haufen der niederen Thiere. Der gesellschaftliche Vertrag müßte sich auflösen, die Gerechtigkeit von der Erde weichen, oder nur selten Fuß fassen, wenn wir gegen den Ruf der Gefühle taub würden. Räuber und Mörder würden oft der gerechten Strafe entgehen, wenn uns nicht das empörte Gemüth zur Gerechtigkeit aufstachelte.

O ihr, die ihr die Menschheit liebt! die ihr euch erdreistet, nicht nur der Tyrannei, sondern dem Tyrannen zu trotzen, tretet hervor! Jeder Winkel der alten Welt schmachtet unter dem Joche. Man hat die Freiheit um den Erdball herum gejagt. Asien und Afrika haben sie längst vertrieben. Europa betrachtet sie wie eine Fremde, und England hat sie ausgewiesen. Nehmt sie auf, die Geächtete, und bereitet bei Zeiten der Menschheit eine Zuflucht." (Pause.)

Frau Mulbrie (sich erhebend): Ja, das ist's, wofür wir kämpfen, opfernd sterben! Gesunder Menschenverstand! Wahrlich, jetzt erst seh' ich das Ziel in seinem vollen Glanze vor mir schweben. Vorwärts denn! Nur wo Freiheit ein willkommener Gast, ist's noch werth, ein Mensch zu sein. Nur in ihrem Schooß kann sich die Menschheit frei entfalten. So, des letzten Zweifels denn enthoben, jag' ich ohne Zagen jetzt dem hehren Preise nach. Will nicht ruhen, mag nicht rasten, wo Tyrannenmacht höhnisch triumphirend uns entgegen lacht. Lieber sterbend untergehen, als entsagend vor der Menschheit stehen. Laß uns handeln, Robert, durch die That beweisen, was Entschlossenheit vermag. Sag, was können wir noch auf die Wage legen?

Rob.: Nichts, Mutter, als die Kraft, die hier im Arme ruht. Und doch, was nützt der gute Wille des Einzelnen? Ja, wenn Jeder dächte, so wie du, wie wir, welche Macht würde dann im Lande wohl erstehen! Ohne Zweifel wäre der Sieg dann schon längst errungen. Doch muthlos liegt der Wille des Volks darnieder, und frech zieht der Brite durch

das Land; was der Winter dem Landmann gelassen, das hat er genommen. Und jene Tapferen, die es wagen, kämpfend seiner Uebermacht entgegen zu treten, sie haben kaum Nahrung für den nächsten Tag. Ist's ein Wunder, wenn auch der, der bisher willig gab, jetzt sein schwer erworbenes Gut zu retten sucht? Rathen doch die Besten schon vom Kampfe!

Fr. Mulb.: Verzweifle nicht, mein Sohn, wohl manches Herz ist durch diese Schrift entflammt und manche Mutter denkt, wie ich. Wenn man die Gluth jetzt wohl benützt, sie schürt, vielleicht läßt sich Erfolg erringen. Geh', nimm diese Schrift; trag sie mit flammender Begeisterung jedem Verzweifelnden vor. Geh', ziehe durch das Land, hebe mit diesen weckenden Worten den gefallenen Muth empor! — Doch nein — nein! Wenn diese Worte her zu uns in diese Wildniß dringen konnten, dann sind sie sicher schon zum Gemeingut des Volkes geworden, und du kämst zu spät. Nein! — Geh', nimm das Schwert! Ziehe hin zu —

Rob.: Zu meinen Brüdern? zu Marion? Ich soll kämpfen, sagst du, Mutter?

Fr. Mulb.: Ja, ziehe hin! Wer hier den Zweck erkannt hat und nicht willig gibt, der ist nicht werth, geliebt zu sein.

Rob.: Mutter! O, ich ahnte nicht, daß mein schönster Wunsch so rasch in Erfüllung gehen sollte. Ha, jetzt erst spüre ich die Kraft, die in mir unterdrückt ward. (Pollworth erscheint in der Thüre.)

Mächtig hebt sich in mir der entschlossene Wille, und unwiderstehlich reißt es mich fort zum Kampfe, zu Marion. Ein Blitz in seiner Hand, wenn er mich in die Reihen der Feinde entsendet. Nur an Marions Seite wird dieser freie Wille zur eisernen Entschlossenheit, zum gestählten Muth. Fort, ich kann nicht länger unthätig verweilen; fort, fort! (Er greift nach dem Gewehr an der Wand.)

Zweite Scene.

Die Vorigen. Pollworth.

Pollworth (vortretend): Und eure Mutter, Robert, wo bleibt eure Mutter? Ihr scheint eure Kindespflicht leicht zu vergessen. Mög's euch Gott verzeihen.

Rob.: Mutter, verzeih' mir; der jugendliche Uebermuth riß mich fort, und —

Fr. Mulb.: Nicht doch, mein Sohn, was du thatest, es hat mich hoch erfreut. Ich selbst, Herr Nachbar, bat ihn, fort, hin zum Kampfe zu ziehen.

Pollw.: Wie — Sie — Sie wollten ihren letzten Sohn, Ihre einzige Stütze hingeben? Das ist zu viel, das ist übermenschlich! Nein, nein, das ist frevelhaft, Madam. Welch' eine Sünde, wenn Sie diese Gottesgabe so von sich stoßen. O, öffnen Sie doch Ihre Augen; schauen Sie doch über das Land. Läßt uns hier nicht der Allmächtige deutlich erkennen, daß er in seinem weisen Rathe beschlossen hat, uns nicht den Sieg zu verleihen? O, bedenkt doch, trotz den großen, übermenschlichen Opfern, die wir brachten, dringt der Brite mit jedem Tage siegreicher vor. Ist das nicht Gottes Finger? Und ihr stemmt euch gegen seinen Willen? Die schönsten Gaben, die ihr von ihm empfangen habt, schickt ihr gegen ihn in den Kampf. Fünf Jahre wüthet jetzt dies gräßliche Ringen; Tausende von Menschen wurden schon getödtet, und wir haben auch nicht den geringsten Erfolg aufzuweisen; O, glaubt mir, wir werden ihn auch nimmer aufzuweisen haben. Ja, all' die Opfer, die noch fallen, nachdem euch Gott diese Zeichen gab, werden einst eure Seele vor den höchsten Richter rufen; und wie wollt ihr euch da vertheidigen?

Fr. Mulb.: Herr Nachbar, sollte ich je so vor meinem Gotte stehen, hört, was ich ihm sagen würde: Herr, du gabst mir einen freien Willen und ein Gewissen. Und die Menschen lehrten mich, ich müßte stets, wenn ich eine That vollbringen wollte, erst mein Gewissen fragen, ob recht, ob schön sie wäre, ob billig einem andern Wesen gegenüber; und sagte das Gewissen „ja", so sei es meine Pflicht, so und nur so zu handeln. Das war nach meinem Ermessen auch das Rechte. Was ich nun that, es geschah nicht, ohne daß ich mein

Gewissen zuerst fragte; und nur durch sein Ermessen und Erkennen ließ der freie Wille sich zur Handlung bewegen. So that ich jetzt, was mir die Pflicht gebot, ich that, was ich konnte thun; und mit diesem Gedanken, Herr Nachbar, möcht' ich einstens sterben; denn das wär' mir der schönste Tod.

Pollw.: Und wenn ihr eine edle That begeht, so ist auch Gott mit euch; doch hier hat der Allmächtige euch verlassen.

Fr. Mulb.: Er verläßt uns nicht, so lange wir uns nicht selbst verlassen. Seht, dort liegt eine Schrift; als ihr kamt, hatte Robert sie mir just vorgelesen. Und ihre Worte sagten mir, was wir erreichen wollen, wofür wir kämpfen müssen. Sie hat den Schleier, der mir das Ziel verhüllte, zerrissen. Der letzte Zweifel ist gefallen, und so bin ich denn entschlossen, das Aeußerste zu wagen.

Pollw. (geht an den Tisch, nimmt die Schrift und liest den Titel): O, wunderbar sind deine Wege, allmächtiger Gott! Ja, das ist deine Hand, die du Hilfe bringend ausstreckst, da die Noth am größten ist. O, ich will ja gerne opfern, wenn ich nur sehe, daß es dein Wille ist. Vater im Himmel, dein Name ist heilig, und zu uns komme dein Reich —

Fr. Mulb. und Rob.: Amen.

Fr. Mulb.: Ihr habt schon sonstwo von der Schrift gehört?

Pollw.: O, wunderbare Dinge kann ich euch von ihr erzählen. Zweifelt nicht, das ist Gottes Wort; (auf die Schrift deutend) ich hab's heute Morgen und jetzt hier wiederum erfahren.

Rob.: Ihr seid schon heute Morgen in der Stadt gewesen?

Pollw.: Ich komme geradewegs von dort, um, wie ich sagte, euch wunderbare Dinge zu erzählen. Fast klingt es märchenhaft; und was ich kaum möglich wähnte, hier hab ich's selber nun erfahren. Also hört: Heute Morgen, zu früher Stunde fuhr ich nach der Stadt, um dort einige Einkäufe zu machen, und, was die Hauptsache war, wie ihr wißt, recht viele Neuigkeiten vom Kriegsschauplatze zu erfahren. Ich kam kurz nach Sonnenaufgang dort an. Doch wie überrascht war ich, als ich das ganze Nest voll britischer Truppen fand.

Fr. Mulb.: So nah ist uns der Feind?

Rob.: Das war sicher eine Ueberraschung.

Pollw.: Ja wohl! Kaum hatte vom Schrecke ich mich erholt, da umstanden auch schon mehrere meinen Wagen; zwei sprangen sofort hinauf und untersuchten ihn, doch fanden sie weiter nichts, als einige leere Säcke. Als sie sahen, daß bei mir nichts zu holen war, ließen sie mich ruhig weiter ziehen. Ich eilte nun so rasch als möglich, um auf den Heimweg zu gelangen; jedoch nicht, ohne zuerst bei dem Freunde anzuhalten, um dort das Neueste zu erfahren. Der erzählte mir nun recht sonderbare Dinge: Es sei, sagte er, plötzlich eine Schrift erschienen, die Jedem unentgeltlich gegeben würde, der sie lesen wollte.

Fr. Mulb.: „Gesunder Menschenverstand."

Pollw.: Ja, so nannte er sie auch. Doch hört: man wußte weder, woher sie kam, noch wer sie geschrieben hatte; doch wer sie las, der wurde sonderbar beeinflußt. Und Jene, die muthlos schon vom Kampfe gerathen, sie faßten neuen Muth. Ein neues Leben erwache aus der zertrümmerten Hoffnung und ein Widerstand erhebe sich im ganzen Lande, mächtiger als je zuvor. So hätten gestern denn, zu früher Stunde, wohl hundert Mann, von Kampfeslust neu beseelt, die Stadt verlassen, um sich General Sumters siegreicher Fahne anzuschließen. Auch zwölf Wagen, beladen mit freiwilligen Gaben an Nahrungsmitteln, Kleidungsstücken u. s. w. folgten dem Zuge. Am Morgen hatten die Freunde die Stadt verlassen, am Abend zog der Feind herein. Er hatte von der Absicht der Unsrigen Kunde erhalten und war nun in Ellmärschen von Georgetown heraufgekommen, um das Werk zu vernichten. Und nur der gute Wille, der Drang zur That, die Entschlossenheit, die jene Schrift geschaffen, hat die Handlung mit Erfolg gekrönt. Zweifelnd an dem Gehörten, eilte ich von dannen, und hier

nun läßt mich der Allmächtige seinen Willen selber schauen: ja, solche Macht entströmt nur Gott, und dankend hebt sich meine Seele zu Ihm empor. (Er faltet die Hände wie zum Gebet.)

Fr. Mulb.: O, ich wußte wohl, daß ich nicht allein mit meinem guten Willen stehe. Der gute Kern, der zerstreut im Lande ruht, er bedurfte nur des wärmenden Strahles, um zu neuem Leben zu erwachen. Die erstarrten Massen, die jetzt das Land bedecken, sie müssen vor der Frühlings-Sonne weichen. Und hier, hier wird ein Frühling erwachen, ein Frühling, der der schmachtenden Menschheit den Pfad zum Ideal der Humanität bricht. Und dort, wo das Blut unserer Söhne die Erde nätzte, da sprieße empor die wahre Menschenliebe und werde dem ewigen Frieden eine feste Stütze. Gehe hin, mein Sohn, sei ein wackerer Streiter! O, schwer ist das Opfer, das wir bringen, und nützen wird es nur der Nachwelt; und das nur dann, wenn sie heilig hält, was wir jetzt so schwer erringen.

Rob.: Gern folgt' ich dem Drange, der mich von hinnen treibt; doch dich allein ohne Schutz und Schirm hier lassen, das vermag ich nicht. Mutter, dürfte ich wohl je vor meine Brüder treten, ohne daß ich erst dich wohl geborgen hätte?

Fr. Mulb.: Geh' ruhig hin, mein Sohn; wenn du dies Haus verlassen, werde auch ich nicht länger hier verweilen. Oben am Santee, fern vom Kampfgewühl, wohnt mein Bruder; der wird den Aufenthalt mir gern gewähren. Dorthin sendet oft mir Nachricht. Vergesset nie, daß dort der Mutter Leben nur an eurem Glücke hängt.

Rob.: Doch Eins mußt du mir noch gewähren: Daß ich dich erst hinauf begleite, damit ich dich geborgen weiß.

Fr. Mulb.: Gut denn, so eilen wir.

Pollw.: Halt! Wo man solche Opfer bringt, da kann man nicht unthätig sein. Erlaubt mir, daß ich zu dieser That euch meine Hülfe leihe.

Fr. Mulb.: Gern, Herr Nachbar. Mög's euch einst vergolten werden!

Pollw.: Meine Pferde stehen noch vor dem Wagen in meinem Hofe, ich hole sie sofort; macht euch indessen zur Reise fertig, und während ich mit euch, Madam, nach Norden ziehe, zieht ihr (zu Robert gewandt) gen Süden hin.

Rob. (aus dem Fenster sehend): Seht, dort kommt ein Reiter, quer durch's Feld auf uns zugesprengt.

Fr. Mulb. (auch hinaussehend): Ist das nicht Harry?

Rob. (am Fenster): Ja, er ist's; ich erkenne ihn jetzt. (Sie eilen beide hinaus.)

Pollw. (am Fenster): Herr, mein Gott, ist das ein Reiter! Wild stürzt er durch Sumpf und Moor, geradewegs dem Ziele zu. Heda, Holla, über Hecken, über Gräben, über Zäune: Jesus Christus, steh' ihm bei! Ha, wie er fest in seinem Sattel, frei auf seinem Rosse sitzt. Sieht man solchen kecken Burschen, spürt man, daß man alt geworden. Nochmals, hopla, bravo, bravo! Glaub' es gern, daß man solche Vögel wohl so leicht nicht fangen kann. — Herr im Himmel, gieb uns viele solche tapfere Kämpfer doch, damit bald in unserer Mitte der ersehnte Friede weile; daß die dankerfüllten Lieder steigen bald zu dir empor. Ja, wir wollen liebend preisen deine Güte ewiglich. Gieb den Sieg und auch den Frieden deinen frommen Kindern doch.

Rob. (hinter der Scene): Hurrah, Harry! hallo! bravo! (Man hört Pferdegetrampel.)

Pollw.: Herr, mein Gott, da ist er schon!

Fr. Mulb. (hinter der Scene): Brav, mein Sohn; das hast du gut gemacht.

Dritte Scene.

Harry (hinter der Scene): Gruß in Gott, mein Mütterchen! (Eintretend in der Thüre zu Robert.) Leite das Pferd ein wenig umher, damit vom schnellen Ritt es sich nicht allzurasch erkühle.

Fr. Mulb: Sag', Harry, sind deine Brüder eben so wohl und munter, wie ich dich sehe?

Harry: Noch alle mit allen Gliedern, und keinem ward ein Haar gekrümmt.

Pollw.: Das wundert mich nicht.

Harry: Ach, guten Tag, Herr Pollworth; es freut mich, daß Sie hier sind. (Sie reichen sich die Hände.)

Pollw.: Hört einmal, ihr seid ein kecker Reiter.

Harry: Was Wunder auch; wenn man so täglich zwanzig Stunden ungestört im Sattel sitzt, dann sitzt man bald wie angewachsen.

Pollw.: Glaub' es gern, denn man rühmte oftmals eure Thaten, die ihr mit des Rosses Flug vollbracht.

Harry: Könnt' euch manches Stück erzählen, wenn's an Zeit mir nicht gebräche. Denn während meine Kameraden nach langem Ritt, nicht weit von hier, sich eine kurze Rast gewähren, eilt' ich her, um unserer Mutter und dem Bruder eiligst zu berichten, daß wir guten Muths und ob dem Kriegsglück wieder froher Hoffnung sind.

Fr. Mulb.: Froher Hoffnung sagst du? Es lacht uns wieder der Erfolg?

Harry: Ja, und heiterer als je zuvor. Doch hört, mir ist die Zeit gar kurz gemessen, und ich habe so vieles zu erzählen.

Fr. Mulb. (Stühle hinstellend): Komm, setz' dich, leg' erst das Schwert ab und dann erzähle uns Alles.

Harry (indem er das Schwert ablegt und Platz nimmt): Es sind just acht Tage heute, daß ich zuletzt hier war; — ein trauriger Tag, den ich nie vergessen werde. — Ich war ausgesandt worden, um Nahrungsmittel aufzutreiben; nicht etwa für unsere kleine Schaar, nein, wir sind mit Wenigem zufrieden; aber wir hatten einhundert und vierzig Gefangene, für die wir sorgen mußten. Wir können, wenn wir nichts Besseres haben, mit einigen in der Asche gebratenen Kartoffeln auskommen; doch unseren Gefangenen mußten wir, wollten wir menschlich handeln, mehr bieten. So war ich denn von Haus zu Haus gezogen; doch überall zeigte man mir die leeren Speicher. Ueberall zweifelt der Landmann an dem Erfolge unseres Strebens. Ja, man forderte von uns, wir sollten vom Kampfe lassen und dem Lande den ersehnten Frieden geben. „Was nützt es," gab man mir zur Antwort; „Während ihr euch nicht aus euren Sumpflöchern heraus wagen dürft, zieht der Brite durch das Land, brandschatzt und raubt, wo immer die Gelegenheit es ihm gestattet; wir sollen nun Freund und Feind ernähren, ohne auch nur die geringste Hoffnung auf die Zukunft hegen zu dürfen." Mit solchen und ähnlichen Reden überall abgewiesen, kam ich zu meinen Kameraden zurück. War der Muth schon vorher gesunken, so war jetzt die Verzweiflung eine allgemeine, und nur der Entschlossenheit unseres Führers und seinen feurigen Worten ist es zu verdanken, daß sich unsere Schaar nicht sofort auflöste. Er hatte kaum seine Rede beendet, da führte man einen englischen Offizier in unsere Mitte, der mit Marion zu sprechen wünschte. Derselbe bot uns für die 140 Gefangenen, die in unserer Macht, die Fahne des Postens, der zu Georgetown steht, zum Tausche an. Obgleich wir ob solchen Anerbietens auf das Höchste erstaunt waren, so besannen wir uns doch nicht lange, sondern willigten sofort ein; denn wollten wir diese Menschen nicht verhungern lassen, so mußten wir ihnen die Freiheit geben, und wir wären zum Gespött der Welt geworden; so retteten unsere Feinde uns vor einem höchst traurigen Schicksal. Am nächsten Tage schlossen wir den Tausch ab und am Abend desselben Tages erhielt Marion eine Botschaft zugleich mit einem Befehl von General Gates. Die Botschaft war an das Volk von Süd-Carolina gerichtet; er forderte es darin auf, seine Armee, mit der er von Virginien durch Nord-Carolina in den Staat eingezogen sei, um einen Feldzug gegen den Feind zu eröffnen, so viel als möglich zu unterstützen. Die Ordre war an General Marion gerichtet und lautete: er solle sich mit seiner ganzen Armee so rasch als möglich bei Camden, im Haupt-

quartier des General Gates stellen. Ha, Mutter, da hättet ihr sehen sollen, wie sich die ganze Armee erhob. Da hättet ihr sehen können, wie neues Leben erwachte. Die ganze Armee, 41 Mann stark, war in wenigen Minuten zum Marsch bereit. Unsere Pferde sowohl, wie wir hatten vollauf der Ruhe gepflegt und konnten jetzt mit neuer Kraft Ordre pariren, und wenige Minuten nach Empfang des Befehls sprengten wir auf dem Wege nach Camden einher. Das war ein Ritt, Mutter! Nicht Wald, nicht Sumpf, nicht Flüsse hemmten unsern Flug; oftmals diesen Weg gezogen, kannten wir ja jeden Steg, der durch den Wald sich zieht, jeden sichern Pfad, der über den Sumpf hin geht, jede Fährte, die die Ufer uns verbindet. So ging es vorwärts, rastlos weiter, und als die Sonne zum zweiten Mal dem Osten entstieg, da flogen wir mit ihrem ersten Strahl an der Wache vorüber in's Lager bei Camden hinein.

Fr. Mulb.: In sechsunddreißig Stunden vom Pedee-Fluß bis nach Camden?

Pollw.: Mein Gott, das war ein Ritt!

Harry: Man beachtete die frechen Eindringlinge kaum, doch als man erfahren, daß Marion unter uns sei, da führte man uns sofort zu einer Hütte und bat uns hier zu warten, bis man dem Generalmajor, der über Nacht selbst erst angekommen sei und noch Ruhe pflege, unsere Ankunft gemeldet habe. Lange warteten wir nicht, denn schon nach wenigen Minuten erschien er in der Thür; doch blieb er hier wie versteinert stehen, seinen Blick starr auf uns gerichtet. Erwartungsvoll standen wir, ohne uns zu rühren. Nach einigen Secunden rief er: „Wo ist Marion?!" Marion trat aus unserer Mitte mit den Worten auf ihn zu: „Hier ist Marion und dort seine Armee." Lange blickte der General ernst und stumm erst uns, dann Marion an. Lautlose Stille herrschte; keiner wagte, sich zu rühren. Jetzt sah ich eine Thräne in seinem Auge, und stürmisch brach er in die Worte aus: „Wie, die Schaar nennt man eine Armee?! Diese Männer haben Thaten vollbracht, Thaten, die man nur von einer Armee erwartet? Ja, das ist Ueberzeugungstreue, wahre Vaterlandsliebe." Und nun reichte er jedem Einzelnen die Hand und dankte uns für die Tapferkeit, im Namen eines jeden guten Bürgers der vereinigten Colonien. O, Mutter, es war ein schöner Augenblick; er belohnte mich doppelt für all' die Mühen und Gefahren, die ich bis dahin überstanden hatte. (Pause.) Die nächsten zwei Tage blieben wir im Lager; dann wurde uns der Befehl ertheilt, wieder dort hin zu eilen, woher wir gekommen waren, und unsere bisherige Kampfweise fortzuführen. „Denn," sagte der Generalissimus, „dort kommt eure Kraft mehr zur Geltung, als hier in den enggeschlossenen Reihen." Der Abschied war ein herzlicher. Wir zogen von dannen, nein, wir flogen von dannen; denn im Lager war die Nachricht eingetroffen, daß der Feind mit seiner ganzen Streitmacht von Georgetown herauf komme, um den Amerikanern bei Camden eine Schlacht anzubieten. Mit demselben Eifer, mit dem Marion dem General Gates entgegengeeilt war, um ihm den ersten Gruß in unserem Staate zu bieten, obgleich er der entfernteste sämmtlicher Generäle war, mit demselben Eifer flog er jetzt dem Briten entgegen, um ihm ebenfalls den ersten Gruß auf seinem Vorwärtsdringen entgegenzubringen. Vorwärts denn; wir dürsteten nach neuen Thaten. Und wie wir so dahinzogen, da schien uns die Welt wie umgewandelt. Die Sonne lachte uns schöner, als je zuvor. Hatte der Wind uns erst rauh und kalt umweht: jetzt war's, als trieb' er die Gluth, die uns durchdrang, zur lodernden Flamme empor. Selbst die Menschen waren, zu unserm größten Erstaunen, ganz anders geworden. Früher waren sie uns scheu ausgewichen; gemieden hatten sie uns, wo immer sie konnten; jetzt jauchzten sie uns zu, wenn wir vorüberzogen; wo wir rasteten, kam man uns auf das Freundlichste entgegen; wo man uns bewirthete, war man freigebiger, als vordem. Und als wir um Aufklärung über diese Wandlung baten, da erstaunten wir ob der sonderbaren Antwort. Eine Schrift sei erschienen, sagte —

Fr. Mulb: „Gesunder Menschenverstand!"

Harry: Ja, so hat man sie genannt; und du kennst sie schon?

Fr. Mulb.: Robert hat sie mir soeben vorgelesen.

Harry: Und sie ist wirklich —

Fr. Mulb.: Von unberechenbarem Werthe. Sie hat mich bestimmt, auch Robert zu euch zu senden.

Harry: Aber Mutter, du wolltest allein hier —

Fr. Mulb.: Beruhige dich, Harry; für mich ist schon gesorgt.

Pollw.: Jawohl; ich habe es übernommen und werde es mit Gottes Willen auch vollbringen. Ich eile jetzt, die Pferde zu holen.

Vierte Scene.

Die Vorigen. Robert.

Rob. (an der Thüre): Harry, von unten kommen einige Reiter; ich glaube, es sind Briten.

Harry (durch die Thüre sehend): Jawohl, ohne Zweifel.

Fr. Mulb.: Flieh', Harry, noch kannst du entkommen.

Harry: Ho, ho, Mutter. Die fangen mich nimmer. Doch Robert ist in Gefahr; denn die lassen keinen Brauchbaren unbelästigt. Bob, du mußt fort; eile; noch kannst du den Wald erreichen; dort durchschreitest du auf vertrautem Pfade den Sumpf. Hier wagt's kein Fremder, dir zu folgen. Den Weg zum Lager kennst du; dort sehen wir uns wieder.

Rob.: Mein Gewehr! (Frau Mulbrie nimmt es von der Wand.)

Pollw.: O, betet erst, damit euch Gott geleite!

Harry: Nein, nein; flieh' erst, dann bete!

Rob. (nimmt das Gewehr und umarmt die Mutter): Leb' wohl, Mutter!

Fr. Mulb. (ihn küssend): Leb' wohl, mein Sohn!

Harry: Fort, fort! (Er drängt Robert zur Thüre hinaus, ergreift sein Schwert, und indem er hinaus eilt, ruft er zurück:) Auf Wiedersehen, Mutter, und das bald! (Geht ab.)

Fünfte Scene.

Frau Mulbrie und Pollworth.

Pollw. (die Hände gefaltet): So will ich denn für euch beten.

Fr. Mulb.: O, seht ihnen nach, ob sie entkommen.

Pollw.: Beruhigt euch. Gott ist mit ihnen. (Er geht an's Fenster und sieht hinaus.) Es scheint, als hätten sie nur den Harry gesehen; denn sie kommen im gestreckten Galopp herangeritten. Doch jetzt — ja, jetzt hat man auch Robert bemerkt — da, der Offizier zeigt nach ihm — zwei — ja, zwei gehen ihm nach — er hat sie bemerkt — ha, wie er läuft — (Frau Mulbrie tritt an's Fenster) den holen —

Fr. Mulb.: Doch, — weh mir, er — ist verloren!

Pollw.: Nein! Nein, noch nicht; er hat noch einen Vorsprung. — Er entkommt — da — fort — fort, er ist fort.

Fr. Mulb.: Gerettet! (Sie sinkt erschöpft auf einen Stuhl.)

Pollw.: So, da folgt ihr ihm nicht; und doch, sie wagen es? Nun, sie werden sich bald die Köpfe eingerannt haben. (Man hört Pferdegetrappel.) Da, da sind die Andern schon. Jetzt heißt's, auf Gott vertrauen; doch sie werden es nicht wagen, an diese grauen Häupter eine Hand zu legen.

Fr. Mulb.: Ich werde ihnen auf das Aeußerste gefaßt entgegentreten. (Es wird geklopft.) Herein!

Sechste Scene.

Die Vorigen. Englischer Offizier und Soldaten.

Offizier (sich umschauend): Wer waren jene Fliehenden?

Fr. Mulb.: Meine Söhne.

Off.: Warum flohen sie?

Fr. Mulb.: Weil sie glaubten, ihr Ziel nicht erreichen zu können, wenn sie in Ihre Macht geriethen.

Off.: Wo ist ihr Ziel?

Fr. Mulb.: Bei Marion.

Off.: Teufel! Aber man wird den, der in den Wald geflohen, einholen.

Fr. Mulb.: Das glaube ich nicht.

Off.: Und warum nicht?

Fr. Mulb.: Weil er jetzt auf Wegen geht, auf denen kein Fremder folgen darf.

Off.: Also auch so ein verdammter Sumpf-Fuchs. Sie haben noch mehr Söhne, die bei Marion dienen?

Fr. Mulb.: Die mit Marion fechten; jawohl, noch vier.

Off.: Sie werden dieselben sofort zurückrufen!

Fr. Mulb.: Das werde ich nicht!

Off.: Madam! wenn Ihnen diese Hütte, wenn Ihnen dies Heim lieb ist, wenn Sie all' dies nicht verlieren wollen —

Fr. Mulb.: Mein Herr! ich habe nichts zu verlieren, als dies Leben, und selbst das hat keinen Werth für mich, wenn nicht der Kampf, dem ich fünf Söhne gab, mit dem Sieg der Sache endet.

Off.: Fast scheint's mir, Madam, als thät' ich unrecht; doch was ich thue, das thue ich auf Befehl des Königs von England, (zu seinen Soldaten) und in dessen Namen befehle ich euch: nehmt diese beiden Personen gefangen; dann schafft alle für uns brauchbaren Gegenstände fort, und dann legt Feuer — —

Ein Soldat (herein kommend): Lieutenant, soeben kommt eine Schaar Reiter vom nächsten Walde dahergesprengt; es müssen Feinde sein.

Off. (an die Thüre eilend): Das ist Marion! Das ist Marion! Jetzt heißt's kämpfen, oder wir sind verloren. (Sie gehen alle hinaus.)

Pollw. und Fr. Mulb.: Marion? Wir sind gerettet.

Pollw.: O beten Sie, Madam, beten Sie. (Er kniet nieder.)

Fr. Mulb.: Nein, nein, Nachbar; jetzt heißt's handeln; kommen Sie; hier aus dem Fenster — rasch fort! (Sie öffnet das Fenster rechts und er steigt hinaus.) Halt! noch eins. (Sie hebt ein Brett aus dem Fußboden und holt einen Köcher mit Pfeilen und einen Bogen aus der Oeffnung, und geht damit durch das Fenster ab.)

Off. (hinter der Scene): Gebt Feuer auf sie, sobald sie in Schußlinie kommen; dann rasch zurück in's Haus; dort verbarricadiren wir uns, bis unsere Kameraden kommen; denn die könnten nicht mehr weit zurück sein. (Kurze Pause; — dann fallen draußen Schüsse und gleich darauf kommen sämmtliche englische Soldaten auf die Scene.)

Siebente Scene.

Offizier und Soldaten.

Off.: Verschließt die Thür und Fenster gut; dann ladet die Gewehre. (Er sieht durch eine Oeffnung.) Zum Teufel, die Alten sind uns entflohen.

Soldat (durch eine andere Oeffnung sehend): Lieutenant, seht einmal den närrischen Kerl: da schießt einer mit Pfeil und Bogen auf die Hütte. (Ein Pfeil fliegt durch ein Fenster; wo er einschlägt, züngelt eine Flamme empor.)

Off.: Höll' und Verdammniß! Wir sind verloren. Das sind afrikanische Pfeile. Ha, die ganze Hütte brennt schon. (Von allen Seiten dringt Rauch ein.) Oeffnet die Thüre; gebt ein Zeichen. (Ein Soldat öffnet und hält ein weißes Tuch, am Bajonette befestigt,

hinaus. Bald darauf erscheint Marion mit seinen Männern, gleich danach Frau Mulbrie und Pollworth.)

Achte Scene.

Alle bis auf Robert.

Marion (hinter der Scene): Löscht das Feuer! (Tritt auf und nimmt dem Offizier den Degen ab, dann zu Frau Mulbrie, die jetzt eintritt und der er den Degen reicht.) Nehmen Sie, Madam; der Tag gehört Ihnen. Wohl ward auf diesem Erdenrund heut keine schönere That vollbracht.

Fr. Mulb.: Nicht mir allein; ich theil' ihn gern mit dem, der jene Schrift verfaßt.

Alle Amerikaner: Die Schrift?!

Fr. Mulb. (nach derselben suchend): Ja, ich ließ sie hier auf dem Tische liegen, und jetzt ist sie fort.

Pollw.: O, die habe ich vorhin eingesteckt. (Holt sie aus der Tasche.) Hier ist sie.

Marion: Wer ist der Verfasser? Hat es denn noch keiner erfahren?

Off. (nach einer kurzen Pause): Ich kann's euch sagen.

Marion.: Es war?

Off.: Thomas Paine.

Amerikaner: Paine!?

Pollw.: Der Infidel?! (Er läßt die Schrift erschrocken fallen. Frau Mulbrie hebt sie rasch auf und hält sie hoch empor.)

Fr. Mulb.: Ein Vater dieser Republik!!

Räthsel.

Professor Aufgeber, der wahrscheinlich über irgend ein wissenschaftliches Problem nachdenkt, geht langsamen Schrittes und gesenkten Hauptes auf einem Wiesenpfad dem nahen Walde zu. Er ist so sehr mit seinen Gedanken beschäftigt, daß er, obwohl er ein begeisterter Naturfreund ist, heute gar keinen Sinn für die Schönheiten des sonnigen Herbsttages zu haben scheint und auch Ernst Löser nicht bemerkt, der schon geraume Zeit neben ihm hergeht, aber seinen väterlichen Freund einestheils nicht stören mag, anderntheils es als einen köstlichen Scherz ansieht, dem würdigen Mann so lange wie ein Schatten zu folgen, ohne von ihm gesehen zu werden.

Endlich wird unserm Ernst doch die Zeit lang; er weckt den Professor mit einem fröhlichen Gruß aus seinen Träumen und sagt (das Necken konnte er nicht gut lassen): Herr Professor, wenn das Räthsel, über das Sie nachdachten, so leicht zu lösen ist, wie die, welche Sie mir das letzte Mal aufgaben, so wenden Sie sich nur an mich; ich heiße Ernst Löser, und wollen Sie Beweise haben, daß ich meinen Namen verdiene, so sehen Sie gefälligst nur in mein Heft; es enthält sämmtliche Kerne aus den Knacknüssen. Das erste Räthsel von Onkel Lucke habe ich lange nicht lösen gekonnt, und zwar deßhalb, weil ich weder von den christlichen, noch von irgend welchen Heiligen viel weiß. Zuletzt gelang es mir aber doch.

Professor: Gut gemacht. Aber das Räthsel, das mich beschäftigte, wirst du nicht lösen; die besten und größten Menschen haben sich seit Jahrtausenden an dieser Nuß versucht und doch den Kern erst zum kleinsten Theil herausgeschält. Es ist die Frage, wie es anzufangen

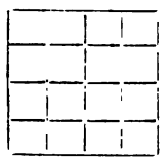
sei, die Menschheit von Aberglauben und Vorurtheilen zu befreien, sie dadurch weiser, besser und glücklicher zu machen. Dank der Wissenschaft nähern wir uns zwar diesem Ziele, aber dem Ungeduldigen viel zu langsam. — Doch komm, lassen wir diese Grübeleien jetzt bei Seite und freuen wir uns auf dem Heimweg des schönen Sonnenscheins, der heute noch einmal die Herbst-Nebel besiegt hat, diese Vorboten des nahenden Winters.

Ernst: Und dabei können wir noch einige späte Blumen für das Herbarium mitnehmen.

Professor: Des Nußknackens bist du nun wohl müde geworden?

Ernst: Durchaus nicht! Geben Sie mir doch ja wieder eine Düte voll mit für die langen Abende.

Professor: Gern, lieber Ernst. Hier hast du eine:



(27.) In nebenstehendes Quadrat sollen 3 A, 2 B, 2 E, 2 O, 2 L und 5 R so gesetzt werden, daß die erste, von Links nach Rechts laufende Reihe eine Insel des Mittelmeeres, die zweite eine Provinz Spaniens, die dritte eine Stadt am Rhein, die vierte einen Mädchennamen geben. Die entsprechenden von Oben nach Unten laufenden Reihen ergeben dann dasselbe.

(28.) Naturgesetzen folgt mein Lauf
Bei Nacht und Tag in ew'ger Runde;
Und manchem Wand'rer zeigt' ich schon
Mit mildem Licht die späte Stunde.

Im eignen Spiegel strahl' ich auch
In Nordlands kalter, öder Zone;
Auf meinen Wellen singet oft
Des Wilden Weib im Klagetone.

Auf Sohlen geh' ich leis einher,
Eß Bienenkost trotz meiner Größe;
Umarm' ich schnell den Jägersmann,
So ißt er niemals wieder Klöße.

(29.) Zwei Römerkinder danken ihr das Leben,
Die später eine mächt'ge Stadt erbaut
Und ihren eigenen Namen ihr gegeben.
Wenn aber ich am Wege sie erschaut,
Dann war's ein kleines, blasses, gift'ges Kraut.

(30.) Mit T ein Mädchen zart und mild,
Bekannt aus Schillers großer Dichtung.
Das T hinweg, ein Krater wild,
Der Flammen speiet und Vernichtung.

(31.) Oft von Fleisch und Blut,
Oder hölzern Gut;
Oft aus Elfenbein,
Selbst Papier kann's sein.
Jeder wirft ihn nicht,
Wenn umringt er dicht.
Wer viel Muße hat,
Setzt ihn gerne matt.
Vor ihm auf dem Knie
Wichte; Männer nie!

(32.) Alt wie die Berge ist's, doch neu gefunden;
Die Bänke sind nicht weit davon.
Den Namen gibt man treuen Hunden:
Wie heißt die Insel? Weißt du's schon?

(33.) In des Urgebirges felsenfestem Bau
Bin ich tiefer Grund und hohe Mauer,
Von des Thales Grün bis zu des Himmels Blau.

In mir zugesellten Steines Silberflimmer
Ist's mit a statt i ein liebliches Gebilde,
Purpurn glüh'nd und blitzend in der Sonne Schimmer.

(34.) Wie heißt das Wörtchen? Sage mir's geschwind,
„Nimmt man ein Siebtel, bleibt ein Achtel", Kind!

(35.) Nenne mir irgend eine dreistellige Zahl!

Ernst: 427!

Professor: Nun setze dieselben drei Ziffern noch einmal hinten an.

Ernst: 427427!

Professor: Jetzt theile diese Zahl mit 7 oder 11 oder 13, und es wird kein Rest bleiben. Jetzt verfahre ebenso mit irgend einer andern dreistelligen Zahl, und sage mir das nächste Mal, ob die Theilung immer ohne Rest vorgenommen werden konnte, und wie das zu erklären ist.

Ernſt: Danke ſchön. Haben Sie noch mehr Nüſſe in der Botaniſirbüchſe?

Profeſſor: Räthſel meinſt Du? Hier ſind noch einige:

(36.) Wie heißt die Göttin der Römer, deren Name du durch Umſtellung der Buchſtaben erhalten kannſt, aus denen die beiden Wörter „an Ida" beſtehen?

(37.) Wenn du dem Namen eines griechiſchen Helden, welcher ſich bei der Belagerung von Troja ganz beſonders auszeichnete, einen andern Anfangs- und einen andern End-Buchſtaben gibſt, ſo erhältſt du den Namen eines deutſchen Dichters. Wie heißt der griechiſche Held und wie der deutſche Dichter?

(38.) Es iſt ein „Gebiet" in Amerika. Verſetzeſt du ſeine Zeichen ſo, daß das erſte zum vierten und das vierte zum zweiten wird, ſo haſt du, was gefroren den Finger ſchmückt und den Branntwein hält.

(39.) Aber nun noch eine harte Mandel; wollen einmal ſehen, wie weit du mi deiner Algebra gekommen biſt.

Sage mir das nächſte Mal, wie die Zahl heißt, deren Quadrat um 55 größer iſt, als ihr Sechsfaches?

Ernſt: Herr Profeſſor, halten Sie ein mit Ihrem Segen! Das werden wohl genug ſein. Aber mein Räthſel haben Sie gewiß nicht löſen können?

Profeſſor: Da haſt du dich aber zu früh gefreut. Die Auflöſung heißt Solanum tuberosum, auf Deutſch: — Kartoffel, Erdapfel, Grundbirne.

Ernſt: Das war aber auch zu leicht für Sie. Das nächſte Mal ſollen Sie ein ſchwereres haben. Guten Morgen!

Ein Griesgram.

Von **Ludwig Stiebritz.**

Schauder —, Schauder —, Schauderhaft!

Schauder, Schauder, Schauder, Schauder überläuft Einen, wenn man ſieht, wie ſchlecht jetzt die Welt iſt! Wenn man jetzt auch noch ſo früh aufſteht, ſo geht doch ſchon der Aerger an, und ſo geht's fort, bis man ſich Abends zur Ruhe legt! Schauder-ſchauder-ſchauder-ſchauderhaft! — So poltert der Alte in Einem weg vor ſich hin und trabt die Scheunen und Ställe des Hofes entlang, herauf und hinunter, hinunter und herauf, zur Abwechslung wohl auch einmal querüber. Dabei ſpreizt er die Schwanzfedern in hellem Zorn zu einem Fächer weit auseinander, läßt die Flügel hängen, die violetten Fleiſchquaſten an ſeinem Halſe werden immer röther, und der den Schnabel überdeckende Fleiſchzapfen verlängert und verdunkelt ſich immer mehr und mehr! Und nachdem der Ingrimm ſelbſt die Federn der Bruſt ihm emporgeſträubt, grollt und kollert es in ſeinem Innern, wie fernes Donnerrollen, oder wie wenn Erbſen in einem Siebe geſchüttelt werden. Was iſt denn aber nur, was den alten Griesgram ſo in Harniſch gebracht, daß er ſelbſt an ſeinen, zu wiederholten Malen ihn anrufenden Hennen achtlos vorübertrottet und ſich ganz und gar nicht beſänftigen laſſen will? — Iſt ihm das Hühnervolk etwa über ſein Futter gerathen, oder hat ihn der Spitz mit ſeinem Gekläffe erſchreckt? Aber die Hühner haben doch viel zu großen Reſpekt vor ihm, als daß ſie ſich auch nur in ſeine Nähe wagten, und der Spitz liegt ja

ganz gemüthlich in der Sonne, um von den Strapazen der Nachtwache auszuruhen! — Oder hat er etwa sein Frühstück noch nicht bekommen und ereifert sich darum über solche Vernachlässigung seiner hohen Persönlichkeit? Aber er speist ja stets mit seinen Hennen, und diese scheinen doch des Hungers Qual zur Zeit gar nicht zu fühlen! — Aha! Jetzt läuft er auf die quer über den Hof gezogene Waschleine zu und zankt entsetzlich nach ihr empor! — Ja, es scheint, als wollte er gar einen Luftsprung nach ihr wagen, wenn er nur gar nicht zu plump wäre! — Was ihm aber die unschuldige Leine gethan hat? — Nun, sie nichts, aber auf ihr ist ein Etwas mit zwei Klammern festgesteckt, das risse er gar gern in Fetzen, wenn er's nur erreichen könnte! — Und das ist — ein rothes Kinderschürzchen, das zum Trocknen dahängt! Ist das aber nicht zum Auswachsen? Schauder-schauder-schauderhaft! Das hat die Hausfrau nur ihm zum Possen da hergesteckt, das ist ihm so klar, wie nur Etwas! — Schauder-schauder-schauderhaft! —

Ausziehen mußten sie doch!

Eine naturwissenschaftliche Humoreske von **Adolf Werner.**

Es war Ende April, und der Winter war vorüber. Die Zugvögel, die uns im Herbste verließen, kamen wieder, auch die Schwalben; alle waren noch nicht da, denn die meisten befanden sich auf der Reise. So auch ein Paar Hausschwalben. Es waren übrigens allerliebste Thierchen.

Das schöne Pärchen saß auf einem Dachfirste und ruhte von der Reise aus. „Die Reise von Egypten hierher nach Thüringen ist doch recht anstrengend!" sagte das Weibchen; „meine Flügel sind wie gelähmt, und ich bin recht, recht müde!"

„Verzage nicht!" tröstete das Männchen; „wir sind bald daheim; es können höchstens noch fünfzehn bis zwanzig Meilen bis dahin sein, und wenn wir gut fliegen, so sind wir in ein bis zwei Stunden dort!"

„Ob unser Nest, das wir voriges Jahr erbauten, noch brauchbar ist?" fragte das Weibchen, „oder ob es gelitten hat von der Kälte und Nässe des Winters, oder ob es zerstört wurde von bösen Menschen?"

„Es wird wohl noch da sein!" antwortete das Männchen; „wir haben es gut und dauerhaft gebaut, und die Menschen sind uns nicht feindlich. Komm!" sagte es, „wir wollen machen, daß wir hinkommen!"

Damit erhoben sie sich von ihrem Sitze, schwangen sich hoch hinauf in die Luft und steuerten mit neuen Kräften der Heimath zu. Etwas über eine Stunde waren sie geflogen und hatten ihre Schwingen tüchtig gerührt, da sagte die Eine zur Andern:

„Siehst du dort in weiter Ferne die blauen Berge? dort, nahe dabei liegt unser Dörfchen. Da kommt schon seine hohe Thurmspitze mit dem goldenen Knopf und der Wetterfahne zum Vorschein. Jetzt erblicke ich das rothe Kirchendach und nun den hohen Giebel der großen Gutsscheune. Dort, mitten im Dorfe erhebt sich die neue Schule, und die große Linde auf dem Dorfplatze steht auch noch!" „Ja!" sagte die Angeredete gerührt, „ja, wir sind daheim!"

Müde setzten sie sich auf das Dach des Wohnhauses neben die Feuereisse und schauten sich um. Mitten im Hofe, auf sonnenbeschienenem Pflaster, lag Caro, der Hofhund, und streckte behaglich seine Glieder. Auf dem niederen Fensterstmse kauerte Hinz, der Hauskater, blinzte mit den Augen und schnurrte stillvergnügt vor sich hin. Auf der alten Holzbank vor dem Hause saß der Großvater und sah seinem jüngsten Enkelchen zu, das vor seinen Füßen im

Sande spielte. Eben kam Karl, der Dienstknecht, mit dem Rappengespanne vom Felde heim, und Hanne, die Dienstmagd, trug ein großes Heubündel zum Kuhstalle, um zu füttern. — Es war noch Alles, wie im vorigen Jahre.

„Nun schnell zu unserm Neste!" sagten fast einstimmig die Schwalben.

Das klebte noch wohlbehalten am Dachkasten des Hauses, und freudetrunken eilten sie nach demselben hin. Das Männchen war zuerst dort und wollte eben durch die kleine runde Thür hineinkriechen, als es erschrocken zurückfuhr. Drinnen im Neste hatte sich etwas geregt. In demselben Augenblicke sah der graue dicke Kopf eines Sperlinghahnes heraus. Mit seinen schwarzen Augen sah er die Ankömmlinge frech an und sagte ärgerlich:

„Was soll das sein? Ich sitze hier und lerne eine Rede, die ich in der nächsten Sperlingsversammlung zu halten habe, und nun werde ich so unangenehm in meiner Arbeit gestört!"

„Herr Nachbar!" sagte gutmüthig das Schwalbenmännchen, „wahrscheinlich hast du dich in Gedanken in der Thür versehen und bist so in ein fremdes Haus gerathen; das deinige ist, meines Wissens, da drüben unter der Dachrinne!"

„Was da, versehen! ich versehe mich nie!" rief der Sperling mit heiserer Stimme, „macht, daß ihr fort kommt, ihr Zigeunervolk! und stört mich nicht in meinem Studium!"

Bei diesen Worten verschwand der Dickkopf in der Thür. Die Schwalben sahen sich verblüfft an, und das Weibchen fragte:

„Was ist da zu thun?"

„Wir versuchen es noch einmal mit Güte!" entgegnete das Männchen, setzte sich ganz nahe an das Nest und rief zur Thür hinein:

„Herr Nachbar! ich bitte dich höflich, unser Haus zu räumen!"

„Fällt mir nicht im Traume ein!" schallt es aus dem Neste heraus.

„Mit Güte ist hier nichts auszurichten!" sagte das Schwalbenmännchen; „nun, so müssen wir leider Gewalt anwenden!"

Es setzte sich auf den Rand des Nestes, reichte mit seinem Schnabel hinein, packte den Sperling an der Brust und suchte ihn herauszuziehen. Der Angegriffene schrie wüthend:

„Greif mich nicht an, es ist dein Unglück, ich hacke dir die Augen aus!" Mit aller Kraft stemmte er sich von innen gegen das Nest und schlug mit beiden Flügeln um sich. Das Schwalbenweibchen aber ergriff mit ihrem Schnabel seinen linken Flügel und zog aus allen Kräften daran.

„Ihr Landstreicher!" schrie der Sperling, „ihr Räuber, ihr Mörder, wollt ihr mich wohl loslassen?" Aber die Schwalben ließen nicht los, sondern zogen so viel sie konnten, an dem Schreier. Schon hatten sie ihn auf dem Nestrande und wollten ihn eben hinabstürzen, da fühlte das Schwalbenmännchen, daß etwas gewaltsam an seiner rechten Schwanzspitze zerrte. Vor Schmerz ließ es den Sperling fahren, und dieser benutzte den günstigen Augenblick, um in das Nest zurückzurutschen. Die Frau des Sperlings war ihrem Manne zu Hülfe gekommen. Sie war nämlich auf dem Düngerhaufen gewesen und hatte sich auf demselben mit anderen Spatzenfrauen ziemlich laut unterhalten. Sie war sehr schwatzhaft und that äußerst selten den Schnabel zu. Ihr Mann hatte sie deßhalb fortgeschickt, weil er behauptete: zum Auswendiglernen seiner Rede müsse er die größte Ruhe haben. Auf die Rufe: „Räuber" und „Mörder" aber war sie ihrem geliebten Gatten zu Hülfe geeilt und hatte ihn muthig aus der Gefahr befreit.

Die Schwalben, die sich in ihrem Rechte wußten, griffen die Sperlinge von Neuem an. Es war ein erbitterter Kampf, und es setzte manchen Flügelschlag, manchen Schnabelhieb und manchen Krallenriß. Bei dem wilden Gebalge war das Nest einigemal in Gefahr, herabgerissen zu werden, und deßhalb ließen die Schwalben von dem Kampfe ab. Der Spatz saß mit seiner Frau im Neste und sagte liebkosend zu ihr: „Alte! (so nannte er sie, wenn er

gut gelaunt war) es war die höchste Zeit, daß du kamst; die niederträchtige Bande (damit meinte er die Schwalben) hätte mich beinahe aus dem Neste geworfen! Alte!" fuhr er, sie zärtlich küssend, fort, „du hast deine Sache gut gemacht!"

Die Schwalben aber suchten ihr gutes Recht weiter. Sie flogen zum Kreisgerichtspräsidenten, dem Freiherrn v. Bussard, und verklagten die Sperlinge wegen Hausfriedensbruch. Nachdem sie ihre Klage angebracht hatten, flogen sie wieder in ihr Dorf zurück und übernachteten, da sie keine Wohnung hatten, auf dem Querbalken des Kuhstalles. Am zweiten Tag danach erhielten sie und die Sperlinge eine Ladung, vor dem Kreisgerichte zu erscheinen. Auch die Haustaube, die Gans und das Rothschwänzchen wurden vorgeladen, da sie als Zeugen auftreten sollten.

Zur festgesetzten Zeit erschienen alle vor dem Gerichte: die Kläger, die Angeklagten und die Zeugen. Die Verhandlung war öffentlich und wurde auf einer alten, großen Linde, die mitten im Felde stand, abgehalten. Auf einem dicken Aste derselben saß der Gerichtspräsident v. Bussard, eine stattliche, etwas nach vorn gebeugte Erscheinung. Die gelben Füße, bis zur Hälfte befiedert, zeigten kräftige Krallen. Der gekrümmte Schnabel verrieth Stärke und das bewegliche Auge Feuer und Geist. Böse Zungen erzählten leise, er habe einen unverwüstlichen Appetit und habe schon öfters Gerichtsverhandlungen über das Knie gebrochen, um die Essenszeit nicht zu versäumen.

Den Klägern und Verklagten hatte man einen Platz, gerade vor ihm, angewiesen. Die Schwalben trugen glatte Sammetanzüge, die im Sonnenschein schön glänzten. Der Sperling aber hatte einen ganz gewöhnlichen grauen Drillichanzug an, und sein schwarzseidenes Vorhemdchen war schmutzig und verknillt. Der baumwollene Rock seiner Frau war staubig und lange nicht gereinigt.

Als Staatsanwalt war der Kauz anwesend. Er kauerte hinter dem Stamme der Linde und sah sich mit seinen großen, nach vorn gerichteten Augen in der Versammlung um. Er hatte sich absichtlich einen dunkeln Sitz gewählt, denn er konnte das Sonnenlicht nicht gut vertragen. Er litt an einem unheilbaren Augenübel, das er sich durch vieles nächtliches Studiren zugezogen hatte. War es doch nichts Seltenes, daß er ganze Nächte hindurch wach blieb, um über interessante Rechtsfälle nachzugrübeln und in dicken Gesetzsammlungen nachzuschlagen. Durch den ausschließlichen Umgang mit Büchern hatte sein ganzes Benehmen etwas Unbehülfliches angenommen, und seine Bewegungen waren manchmal geradezu drollig. Aber gelehrt war er, sehr gelehrt. Er galt als einer der tüchtigsten Juristen seiner Zeit und wurde als solcher geachtet und gefürchtet.

Nicht weit von ihm hatte der Wendehals Platz genommen, ein äußerst gewandter Vogel, der Hals und Kopf nach allen Seiten drehen konnte. Oben war er aschgrau, Brust und Bauch waren weißlich und braun gefleckt und Flügel und Schwanz hell und dunkel schattirt. Er war auch Jurist und genoß als Vertheidiger einen guten, wohlbegründeten Ruf. Er hatte für seine Clienten schon manchen verwickelten Proceß gewonnen, und mancher Taugenichts war durch ihn freigesprochen worden. Deßhalb hatten ihn die Sperlinge zu ihrem Advokaten erkoren.

Etwas zur Seite bemerkte man den Kreuzschnabel. Sein karminrothes Gewand blitzte durch die Blätter. Er war als Protokollführer beim Gericht angestellt und versah sein schweres Amt mit Geschick und Umsicht. Durch den täglichen Umgang mit Richtern und Gesetzesparagraphen hatte er sich ein ziemlich gutes Urtheil über das Gerichtswesen angeeignet, aber — studirt hatte er nicht. Bei Voruntersuchungen und Vernehmungen kam es nun wohl hin und wieder einmal vor, daß sich der Präsident und der Staatsanwalt in den Gesetzesparagraphen irrten. Dies hatte der Unterbeamte nicht vertragen können und hatte seine Vorgesetzten unterthänigst darauf aufmerksam gemacht. Das wurde aber von den hohen Herren höchst ungnädig aufgenommen, und man bedeutete ihn, er möge nur sein Protokoll richtig führen und seinen

Schnabel nicht in Sachen stecken, die er nicht verstünde. Nach jedem solchen Verweise preßte er seine Kinnladen so fest auf einander, daß ihnen auch nicht ein einziges Wörtchen entschlüpfen konnte. Durch dieses krampfhafte Verschließen der Sprechwerkzeuge legten sich aber nach und nach die Spitzen der Kinnladen so, daß sie sich kreuzten. Diese unselige Schnabelverkrümmung hat der Kreuzschnabel bis auf den heutigen Tag behalten, und sie wird voraussichtlich niemals geheilt werden können.

Hinter dem Präsidenten v. Bussard stand der Gerichtsdiener, der große Würger, auch Neuntödter genannt. Seine Uniform war oben aschgrau und unten schmutzig weiß. Die schwarzen Flügel waren weiß gefleckt und der schwarze Schwanz weiß eingefaßt. Der kräftige, hakiggebogene Oberkiefer und ein schwarzer Strich von der Nase nach den Augen zu gaben seinem Ansehen etwas Militärisches und Barsches.

Abgesondert von den übrigen saßen die Zeugen: Gans, Taube und Rothschwänzchen. Die Gans war noch nie vor Gericht gewesen und war überhaupt noch wenig in der Welt herumgekommen. Ihre Erziehung war eine sehr einseitige, und deßhalb war ihre Bildung höchst lückenhaft. Sie kannte die meisten Vogelpersönlichkeiten nicht und bat deßhalb die Taube um Belehrung. Diese, eine schnellflügelige Feldtaube, nannte ihr leise die Namen der Anwesenden.

Das Rothschwänzchen sah still vor sich hin und schüttelte seiner Gewohnheit gemäß das rostrothe Schwänzchen.

Der übrige Raum des Gerichtssaales war für die Zuhörer bestimmt. Dort saß auf einem dünnen Zweige die Kohlmeise. Sie war sehr unruhig, hüpfte bald nach rechts, bald nach links, und klammerte sich sogar mit ihren starken Nägeln an ein Aestchen, daß Kopf und Rücken nach unten hingen.

Auch der Wiedehopf war da und hatte sich auffällig herausgeputzt. Auf dem langgeschnäbelten Kopfe trug er einen prächtigen Federbusch, den er öfters nach hinten niederlegte und eben so oft wieder emporschlug. Um die Augen aller Vögel auf sich zu ziehen, machte er von Zeit zu Zeit mit dem Kopfe graciöse Verbeugungen. Trotz seiner Schönheit wurde er von den übrigen Zuhörern gemieden, da er nicht im besten Geruche stand.

Der Staar wollte gern den Ausgang des Processes erfahren. Er selbst kannte die Spatzen als händelsüchtige Gesellen; hatte er sie doch vor zwei Jahren aus seiner Villa vertreiben müssen, die sie während seiner längern Abwesenheit bezogen hatten. Sein Urtheil stand fest: die Sperlinge sind im Unrechte!

Auch Rabe und Elster waren als Zuhörer gegenwärtig.

Nachdem sich der Präsident durch einen Blick von der Anwesenheit aller Geladenen überzeugt hatte, begann die Verhandlung.

Der Staatsanwalt Dr. Kauz verlas die Anklage. Als er geendet hatte, sagte Herr v. Bussard:

„Nun! ihr Sperlinge, was sagt ihr zu der Anklage?"

„Sie ist falsch!" rief der Sperling und „sie ist erlogen!" seine Frau.

„Ist's wahr," fragte der Präsident, „daß ihr in dem Hause Nummer 15 wohnt?"

„Ja!" antwortete das Spatzenpaar. „Das Haus gehört uns!" fuhr der Sperling fort, „ich und meine Frau haben es gebaut!"

„Das bestreiten die Schwalben!" hielt ihm der Bussard entgegen, „diese behaupten, sie seien die Eigenthümer des Hauses Nr. 15. Sie haben Vögel aufgerufen, welche bezeugen, daß *sie* das bewußte Gebäude errichtet haben. Gans! tritt vor!"

Die Aufgerufene stellte sich vor den Gerichtspräsidenten.

„Was weißt du von der Sache?" fragte er sie.

„J — ich," antwortete diese, „ha — habe gesehen, wie die Schwa — Schwalben das Haus Nr. 15 gebaut ha — haben. Es war i — im Frühja — jahr vor z — zwei Jahren. Weiter ka — ka — ka —kann ich nichts sa — sagen. Gak — gak — gak!"

Die Gans hatte eine fleischige, dicke Zunge, und deßhalb fiel ihr das Sprechen so schwer, daß sie ganz merklich stotterte.

„Ich erkenne diesen Zeugen nicht an!" rief der Sperling, „er ist zu beschränkt und dumm dazu!"

Der Wendehals erbat sich das Wort, machte eine Verbeugung gegen den Präsidenten und sprach:

„Ich mache einen hohen Gerichtshof auf die Lebensweise des Zeugen Gans aufmerksam. Derselbe trinkt viel und oft, und es ist daher sehr möglich, daß er im trunkenen Zustande die Sperlinge für die Schwalben angesehen hat. Die Aussage eines Trunkenboldes kann keine Giltigkeit haben!"

Die Taube wurde aufgerufen. Sie erzählte:

„Ich habe gesehen, wie die Schwalben das Haus Nr. 15 erbauten. Sie trugen Erdklümpchen zusammen und leimten diese mit ihrem Speichel aneinander, bis es fertig war!"

Dem Wendehals wurde das erbetene Wort ertheilt. Indem er seine Kopffedern sträubte, sagte er:

„Die Taube führt ein sehr unregelmäßiges Leben. Sie ist wenig zu Hause, sondern treibt sich vielmehr auf Feldern und Aeckern umher. Man hat sie im Verdachte des Felddiebstahls. Ich beantrage, einen so schlecht beleumdeten Vogel als Zeugen nicht zuzulassen!"

Das Rothschwänzchen erzählte den Hausbau, wie Gans und Taube. Der Sperling rief:

„Ich kann mir nicht denken, wie das Rothschwänzchen dazu kommt, solche Verleumdungen nachzureden. Es ist mir unbegreiflich, rein unbegreiflich!"

So war die Zeugenvernehmung zu Ende, und es entstand eine Pause. Der Bussard winkte den Würger zu sich und flüsterte ihm leise zu:

„Fliege einmal schnell zu meiner Frau und frage sie, was es heute zum Frühstück gibt!"

Der Gerichtsdiener verschwand blitzschnell aus dem Gerichtssaale, war aber nach kurzer Zeit wieder neben dem Präsidenten und sagte heimlich, daß es Niemand anders hören konnte, zu ihm:

„Es gibt Mäusebraten, geschmorte Blindschleichen und zum Nachtische geräucherte Kreuzotter!"

„Soeben," sprach der Präsident, „erhalte ich eine höchst wichtige Nachricht. Ich bin unbedingt nöthig, um eine verwickelte, unaufschiebliche Sache zu erledigen, und fühle mich deßhalb veranlaßt, die jetzige Verhandlung abzubrechen. Nach zwei Stunden soll sie wieder aufgenommen werden."

Alle Anwesenden zerstreuten sich.

Zur festgesetzten Zeit wurde die Verhandlung wieder aufgenommen. Der Sperling sprach zuerst:

„Ich erbiete mich, meine Aussagen eidlich zu erhärten; ich kann sie alle mit gutem Gewissen beschwören!"

Bei diesen Worten knackte der Staatsanwalt zornig mit dem Schnabel und sagte:

„Das geht nicht! der Angeklagte ist schon zweimal vom Gerichte bestraft worden, einmal wegen Straßenscandal und einmal wegen Schlägerei. So bestrafte Leute werden gesetzlich nicht zum Eide zugelassen."

Der Sperling sah den Sprecher frech an und sprach:

„Alle Welt glaubt, der Kopf des Herrn Dr. Kauz stecke voll von Gelehrsamkeit, und doch ist es nur Wind, was seinen Hirnkasten ausfüllt!"

Der beleidigte Staatsanwalt kollerte seine Augen wild im Kopfe herum, doch konnte er gegen die Sperlingsworte nichts sagen, denn es war wirklich wahr, er hatte viele Luftzellen in seinem dicken, leichten Schädel. Der Präsident verwies dem Sperling mit strengen Worten sein freches Benehmen. Aber dieser, einmal im Zuge, schrie:

„Was? wenn man einmal die Wahrheit sagt, wird einem gleich der Schnabel verboten; o, ich könnte noch ganz andere Geschichten aufdecken. Mancher hochangesehene und hochgestellte Vogel verschmäht es nicht, seinen krummen Schnabel mit dem Blute neugeborener Häschen zu besudeln!"

Damit meinte er den Bussard, und dieser sagte in scharfem Tone zum Gerichtsdiener: „Neuntödter! geh und bringe den Sprecher zur Ruhe!"

Im Nu war dieser bei dem Schreier, packte ihn mit seinem Schnabel an dem schwarzen Vorhemdchen und zerrte ihn hin und her.

„Du ganz gemeiner Kerl!" schrie der Sperling, „du unterstehst dich, ehrliche Leute anzugreifen? Solche Sorte, wie dich, macht man zu Dienern der Gerechtigkeit, solche Vögel, die junge Vogelkinder aus den Nestern stehlen und auffressen und frisch ausgeflogene fangen und verzehren? O, du miserab — —."

Das ganze Wort brachte der Sperling nicht über den Schnabel, denn der Würger hatte ihn an der Kehle gefaßt und drückte sie zusammen. Er schüttelte ihn eine Zeitlang unbarmherzig und ließ ihn erst auf Befehl des Präsidenten los. Jetzt schwieg er, denn es fehlte ihm an Luft, um weiter zu schimpfen.

Als so die Ruhe wieder hergestellt war, nahm der Kauz das Wort:

„Ich erlaube mir, einen Antrag einzubringen! Man gebe den Sperlingen auf, gerade ein solches Haus zu bauen, wie Nr. 15. Gelingt ihnen der Bau, so nimmt man an, daß sie Nr. 15 auch errichtet haben, und sie haben den Proceß gewonnen. Sind sie nicht im Stande, ein solches Nest zu fertigen, so sind sie im Unrechte und müssen die Gerichtskosten bezahlen. Als Sachverständige schlage ich die Amsel, die Rohrdrossel und den Finken vor!"

Während der Redner so sprach, drehte er seine äußere Zehe fortwährend nach vorn und seitwärts; das war so seine Gewohnheit. Der Wendehals protestirte zwar gegen diesen unsinnigen Antrag, wie er sich ausdrückte, aber der Präsident entschied: „Wie der Staatsanwalt Herr Dr. Kauz vorgeschlagen, so soll's sein!"

Am andern Morgen, ganz früh, waren beide Sperlinge schon auf dem Bauplatze.

„So," sagte das Männchen zu seiner Frau, „so habe ich mir den Verlauf unsers Prozesses freilich nicht gedacht; ich hoffte, mit einem Schwure würde die Sache abgethan sein! Wir müssen unsere ganze Kunst im Bauen zusammennehmen; vielleicht bringen wir doch ein Nest fertig, wie das Schwalbennest. Ich will bauen, und du versiehst die Stelle eines Handlangers!"

Mit vielem Eifer gingen sie an's Werk. In einer kleinen Schmutzpfütze machten sie das Baumaterial zurecht, indem sie mit den Füßen darin herum wateten. Dann nahmen sie die Schnäbel voll Schmutz und flogen zum Dachkasten, an dem das Nest angebracht werden sollte. Sie warfen den Koth an das Holz und versuchten so eine Mauer aufzuführen. Da aber die Erdklümpchen viel zu naß waren, so hielten sie nicht fest, sondern fielen hinunter auf das Pflaster.

„So wird's nichts!" sagte ärgerlich das Sperlingmännchen zu seiner Gehilfin. „Suche Gras- und Strohhälmchen, kleine Federchen und Härchen und Läppchen zusammen!"

Diese gesammelten Dinge wurden nun in den weichen Lehm eingetreten, und es entstand auf diese Weise eine Art Strohlehm, der auch wirklich an dem Dachkasten festhielt. Der bauende Spatz war während des ganzen Baues in sehr gereizter Stimmung, und mehr als einmal schalt er seine handlangende Frau einen albernen Gimpel oder eine dumme Gans. Sie sahen erschrecklich unreinlich aus. Schnäbel und Füße waren von Schmutz überdeckt, und die Federn klebten von ihm zusammen.

Nach zwei Tagen war der Bau fertig, und der Sperling bat bei Gericht um Besichtigung und Begutachtung desselben.

Die Sachverständigen erschienen an Ort und Stelle, um ihr Urtheil abzugeben. Als sie den Bau erblickten, lachten sie hell auf.

„Du meine Güte," sagte die Amsel und schlug die Flügel über dem Kopfe zusammen, „ist das eine Bauerei! so was Liederliches habe ich noch nicht gesehen!"

„Seht nur," fiel ihr die Rohrdrossel in's Wort, „wie unpraktisch die Thür angebracht ist, und inwendig ist der Bau so niedrig, daß man sich den Kopf einstoßen kann!"

„Es ist ein Scandal," hub der Fink an, „wie unaccurat Alles aussieht. Nichts ist nach Loth und Winkel gemacht, und auf dem Bauplatze herrscht eine Unreinlichkeit, daß man kaum treten kann!"

Nach kurzer Berathung gaben die drei Sachverständigen ihr Gutachten dahin ab: „Der Probebau der Sperlinge ist einem Schwalbennester in Nichts ähnlich; er ist ohne Plan und Riß errichtet und so unpraktisch, daß er nicht bezogen werden kann. Außerdem wäre ein Bewohnen bewußten Baues sehr gefährlich, da es ihm an Dauerhaftigkeit fehlt. Die Schwalben bauen anders, als die Sperlinge, viel solider und stylvoller!"

Auf diesen Ausspruch hin wurden die Sperlinge zur Räumung des Schwalbennestes, zum Tragen der Gerichtskosten und zum Bezahlen von Schadenersatz verurtheilt. Sie drohten zwar, an eine höhere Instanz zu appelliren, aber ihr kluger Advokat rieth wohlmeinend von diesem Schritte ab.

So war nun die langwierige Streitsache zu Gunsten der Schwalben entschieden. Sie hatte volle elf Tage und fünf Stunden gedauert und hatte Klägern und Verklagten Aerger, Verdrießlichkeiten, viele Fliegerei und großen Schaden verursacht und dem Gerichtspersonal viel Arbeit und Kopfzerbrechen dazu. —

Also mußten die Spatzen Auszug halten. Die Schwalben nahmen ihr rechtmäßiges Eigenthum wieder in Besitz, sie räumten wacker auf, denn es sah federnsträubend darin aus von der elenden Spatzenwirthschaft; sie tapezirten es neu, dann legte das Weibchen vier weiße Eier mit braunen Punkten und brütete ein paar Wochen darüber. Endlich kamen ebensoviele Junge zum Vorschein, welche neugierig ihre Köpfchen zum Fenster hinausstreckten. Die Eltern aber flogen unablässig ab und zu mit Mücken und Fliegen, welche sie den lieben Kleinen in die fleißig aufgesperrten Schnäbel stopften.

Pantomimen-Räthsel.

Sitzt ein lustiges Völkchen beisammen und ist der lärmenden Spiele müde geworden, so bilden die Pantomimen-Räthsel eine angenehme Abwechslung. Der sie aufgibt, ergreift z. B. ein Buch und geht nachher mit einem Spazierstock hin und her; das bedeutet „Buchstab"; wer die Lösung findet, darf das nächste Räthsel aufgeben. Beispiele: Der Arm auf einen Stuhl gelegt, bedeutet „Armstuhl". — Hin- und Herbewegen der Weste: „Westwind". — Eine Uhr, auf Baumblätter gelegt: „Urlaub".

Der Thau.

Nach Wehnert.

Wenn Alles Feierabend macht,
Da kommt der Thau um Mitternacht
Ganz still mit segensvoller Hand
Zu uns auf's durst'ge, dürre Land

Und macht die Blumen wieder frisch,
Gießt Balsamtropfen auf's Gebüsch,
Erquickt die Wiese, Au und Flur
Und stärkt die schlafende Natur.

Das thut der Thau in stiller Nacht,
Wenn Alles schläft und nichts mehr wacht,
Der Tugend gleich, die mild und gut
Auch nur im Stillen Gutes thut.

In der Sommernacht.

Von J. J. Rhomberg.

Vetter Moritz hatte seine erste jährliche Prüfung an einer der höheren Schulen einer westlichen Großstadt als guter Schüler bestanden und war nun einer Einladung seines, in einem reizend gelegenen Landstädtchen seßhaften Onkels Lebrecht gefolgt, um in Gesellschaft der Kinder desselben, der beiden Vettern Karl und Hermann und der Cousine Louise, die Sommerferien auf angenehme und zugleich nützliche Weise zu verbringen.

Die kurze Studienzeit hatte ihm namentlich durch den Unterricht in der Naturwissenschaft so vielfache Anregung zu eigenem Denken und Forschen gegeben, daß ihn jetzt bei seinen täglichen Kreuz- und Querzügen durch Wald und Feld allerlei Gegenstände fesselten, an denen er früher fast immer gleichgültig vorübergegangen war.

Sein erwachter Beobachtungstrieb wurde nun noch besser gefördert durch Vetter Karl, welcher von jeher eine innige Freude an der Natur empfand und jetzt im Umgang mit dem angehenden Studenten die geeignetsten Pläne zu „Entdeckungsreisen" oder Wanderungen in's Freie zu entwerfen und durchzuführen wußte.

An einem großen Strome gelegen und von einem Mühlbach in mannigfachen Krümmungen durchzogen, bot das Städtchen den drei jugendlichen Naturfreunden auch Gelegenheit „unter Segel zu gehen," um kühne Forschungsreisen zu Wasser zu unternehmen. Hierzu besaß Karl ein großes, starkes Boot mit vier Rudern und einem Mast, das er unter einiger Anleitung seines Vaters selbst gezimmert hatte, und er bestimmte denn auch als „Admiral" die gelegentlichen Wasserfahrten. Das Boot trug den Namen „Heureka", d. i. „Ich hab's gefunden!" und Karl fand umsomehr Gefallen an dieser Bezeichnung, als er gelesen hatte, daß der griechische Mathematiker Archimedes diesen Ausruf that bei der Lösung eines Problems, nach welchem sich nunmehr genau feststellen läßt, wie viel Zusatz eines minderwerthigen Metalles bei der Verschmelzung mit einem mehrwerthigen betrügerischer Weise hinzugefügt worden ist.

Eine solche Fahrt wurde nun nach einem heißen Julitage wieder in's Werk gesetzt, doch sollte kein Segel dazu benutzt werden, indem es diesmal galt, den reizend gewundenen und stellenweise mit Buschwerk und Baumkronen überhängten Mühlbach hinaufzuschiffen, um nächtlicher Weile den Fischfang bei Fackellicht zu betreiben. Auf dem Strome kreuzten bereits Schifflein in allen Richtungen; das jüngere Volk des Städtchens machte in der Abendkühle seine Lustfahrten auf dem blinkenden Wasserspiegel. Einige gewandte Schiffer steuerten unerschrocken auf den hochaufbrausenden Wellen hinter einem Dampfboote einher, welches soeben mit einer großen Ladung Getreide von der Landung gestoßen war.

Allmälig wurde es aber stiller auf dem Wasser; um die kurz zuvor noch vom Abendgold umsäumten Hügelkuppen webte sich ein grauer Duft, die Nacht sank gemächlich nieder, Boot um Boot lenkte heimwärts zum traulichen Ufer, und nur da und dort schoß noch eine Uferschwalbe, die zu lange dem Vergnügen nachgehangen, im Zickzack über den Strom, um einige Mücklein zum Nachtmahle zu erhaschen.

Jetzt aber war die rechte Stunde für die Wasserfahrt unserer jungen Freunde gekommen. Unter dem Befehle von Kapitän Karl stieß das Boot „Heureka" mit zwei Matrosen und zwei Passagieren vom Ufer und gleitete nun sachte den Strom hinunter nach der Mündung des „Silver Creek". Diesen Namen führte der Mühlbach, obschon er in seinem untern Laufe mit Sumpfwasser durchsetzt war und daher auch Reptilien und Amphibien zum Aufenthalte diente.

Es war bereits ziemlich dunkel geworden, doch funkelten bald einzelne Sterne durch den Schleier der Nacht, und ein röthlichgelber Schimmer im Osten kündete den noch hinter den Höhenzügen aufsteigenden Vollmond an. Während nun Moritz und Hermann seelenvergnügt den „Silberbach" hinaufruderten, sangen die Schwester Louise und deren Freundin Lippie das herzige Liedchen:

„Schon glänzt der Abendstern;
Gut Nacht, ihr Lieben, nah und fern;
Schlaft ein in süßem Frieden.
Die Blume schließt die Aeuglein zu;
Der kleine Vogel geht zur Ruh.
Bald schlummern alle Müden."

Inzwischen hielt Karl vom Hinterdeck aus ein wachsames Auge auf den Lauf des Schiffes. Dasselbe lief nun um eine Krümmung herum nach einer Stelle, wo der Bach sich einerseits zu einem seichten Weiher ausdehnte.

„Links, links halten!" rief Karl, „sonst fahren wir uns fest in Schilf und Wasserlilien."

Plötzlich erscholl ganz nahe ein gräuliches Gebrüll, so daß die Mädchen erschreckt aufschrieen und sich ängstlich anfaßten. Die Jungen aber lachten, denn sie freuten sich, daß sie die laute Stimme eines Ochsenfrosches in der Nähe hören konnten. Hermann zündete eiligst die Pechfackel an, und Moritz griff nach der kleinen Harpune, um den merkwürdigen Frosch zu erlegen und ihn somit einer genauen Betrachtung unterziehen zu können.

„Dort, dort, auf jener Binsenscholle sitzt er!" rief Hermann; doch der Frosch wartete nicht auf den Speerwurf, sondern plumpte in's Wasser und verschwand. Bald stimmten aber auf anderen Stellen des Teiches mehrere Ochsenfrösche ihren rauhstimmigen Chor an, und nun ruderte Karl allein und vorsichtig nach dem Röhricht, von woher die gewaltigen Kehllaute drangen.

Indessen ging der Mond auf und übergoß mit seinem Silberglanz das herrliche Stromthal. Auf dem offenen Bache bedurften die Schiffer der Fackel nicht mehr, denn es war beinahe so hell wie am Tage. Da und dort saß ein riesiger Frosch am sumpfigen Rande und lauerte auf Wasserschlangen und Insecten. Es dauerte auch nicht lange, so plumpte wieder Etwas in's Wasser. Moritz hatte den Wurfspieß geschleudert und einen Frosch so geschickt getroffen, daß ihm derselbe, obgleich er durch Untertauchen sich zu retten suchte, dennoch zur leichten Beute fiel.

„Das wäre also ein Exemplar der Rana pipiens," sagte Moritz, als er den erlegten Riesenfrosch im Boote genau betrachtete. „Seine Farben lassen sich jetzt nicht richtig unterscheiden, man sieht deutlich nur die unregelmäßigen Flecken auf dem Rücken und die schwarzen Querstreifen auf den Gliedern."

„Ich weiß, wie er aussieht," rief Lippie, „er ist vorn grün und hinten dunkel olivenfarbig, unten ist er gelblich weiß, mit dunkleren Stellen."

„So wird diese größere Species beschrieben, es gibt aber noch eine kleinere, die Rana Horiconensis im höheren Norden, welche oben oliven-, unten silber- und fleischfarbig ist," bemerkte Moritz, indem er das Amphibium ausstreckte, damit Karl, der stets ein Maßstäbchen bei sich führte, eine Messung vornehmen konnte.

„Nahezu 21 Zoll in der ganzen Länge und 5 Zoll quer über den dicken Leib," notirte dieser, und erwähnte dann Einiges über die Entwickelung der Frösche, indem er anführte, daß dieselben unentwickelt, in einem fischähnlichen Zustande, mit äußerlich anhängenden Kiemen, aus dem Ei kommen und ihre vollendete Gestalt erst in Folge einer etwa sechsmaligen Verwandlung oder Häutung erhalten.

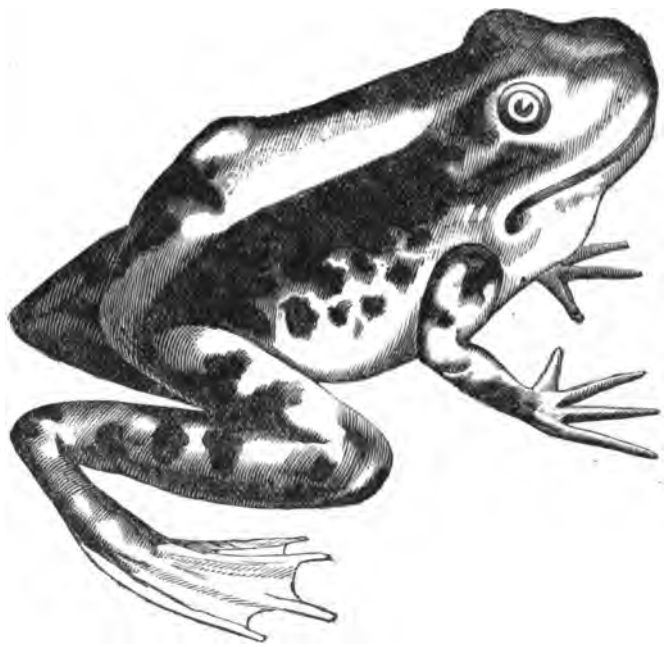
„Der Ochsenfrosch ist auch sehr gefräßig," ergänzte Hermann, „denn er verschlingt junge Enten, Schlangen, Mäuse, Würmer, Schnecken und die eigenen Kaulquappen."

„Daß er das Letztere thut, wird wohl auch seine geringere Vermehrung zur Folge haben,"

meinte Louise; „denn von der andern Froschart erscheint zuweilen nach einem Sommerregen eine solche Menge auf Weg und Steg, daß die Leute glauben, sie seien herabgeregnet worden."

„Das Eine wie das Andere beruht auf Irrthum," erklärte Karl; der Ochsenfrosch frißt Frösche, auch Kaulquappen der anderen Frösche, und das plötzliche Erscheinen einer unzähligen Menge von Fröschen rührt von einer besonders begünstigten Entwickelung her. Größere Thiere pflanzen sich eben in der Regel weniger zahlreich fort."

Moritz machte sich daran, den Frosch auszuweiden; derselbe war zwar vom Wurfspieß etwas beschädigt, doch wollte ihn Moritz dem geschickten Taxidermisten in dem Städtchen übergeben, damit dieser ihn für das Museum regelrecht ausstopfe. Inzwischen ruderten Karl und Hermann rüstig weiter; nebenbei ergötzten sie und die beiden Mädchen sich an dem zierlichen Anblick der umherschwärmenden Leuchtkäfer, und Alle lauschten zuweilen behaglich dem Gezirpe der Grillen und dem hell durch die zauberisch-schöne Nacht hinklingenden Ruf des Whippuhrwill. Ein lauer Nachtwind strich spielend durch das Geäste der Ulmen, Weiden



Der nächtliche Sänger am Silberbach.

und Haselstauden und flüsterte in dem Laubwerk, als wollte er die Geheimnisse der Natur ausplaudern. Durch das Gezweige fiel das Mondlicht und ließ auf dem nunmehr kristallhellen Bache allerlei Schattenbilder entstehen. Dann und wann spiegelte sich in demselben auch ein einzelner Stern oder eine am Himmel hinschießende Sternschnuppe, während von den Rudern das Wasser in Silbertröpfchen niederträufelte.

Ueber diesen Naturschönheiten vergaßen die jungen Leute fast gänzlich ihr Vorhaben, denn sie waren eigentlich auf den nächtlichen Fischfang ausgezogen, obgleich es ihnen weniger darauf angekommen war, Fische zu fangen, als vielmehr den Reiz einer schönen Sommernacht zu kosten. Dem wißbegierigen Schüler Moritz war es überhaupt mehr darum zu thun, sogenannte Entdeckungen zu machen, und da er bereits von Karl gehört hatte, daß dieser im obern Thälchen, am „Silver Creek" ein Whippuhrwillnest mit Eiern entdeckt habe, so wollte er gar zu gern selbst noch den Horst des „Nachtraben" ausfindig machen und beredete daher die Gesellschaft, vom eigentlichen Fischfang abzustehen. Als aber die „Heureka" unter dem

dichtverschränkten Laubdach wieder beim Scheine der Fackel dahinzog und in Folge des grellen Lichtes ab und zu ein prächtiger Fisch auf das Boot zugeschwommen kam, da wünschten namentlich die Knaben, daß wenigstens ein Exemplar erlegt würde. Hermann setzte sich mit einem Speer im Bugspriet auf die Lauer, und nach einigen vergeblichen Versuchen bei kleineren Fischen durchbohrte er endlich einen großen wilden Hecht, der gewaltig zappelte und mit dem Schwanze um sich schlug, als ihn Hermann im Schiffe vom Widerhaken befreite.

„Das arme Thier, wie es leidet," rief Louise, während Karl und Moritz den Fisch mit den Rudern niederhielten, bis er verendete. Lippie mochte gar nicht hinsehen.

„Ihr bösen Jungen," rief sie fast ärgerlich, „wißt ihr auch, daß der Fischfang bei Fackellicht sowohl, wie der mit dem Köder, eine recht garstige Heimtückerei ist! Man bietet dabei das Gute an, um desto sicherer das Böse ausüben zu können — wie schändlich!"

„Du hast ganz Recht, Lippie," sagte Karl beschwichtigend, „aber sieh, das hier ist ein schlimmer Raubfisch, der vielleicht in dieser schönen Nacht noch manches fröhliche Fischlein getödtet hätte."

„Es ist der gemeine Hecht, Esox lucius," bemerkte Moritz; „da schaut her," sagte er, mit dem Speer den Rachen des Fisches aufsperrend, „wie sein Unterkiefer mit großen, spitzen Fangzähnen bewaffnet ist; und auch am Oberkiefer, am Gaumen und selbst auf der Zunge hat er viele kleinere Zähne. Dieses gefräßige Raubthier erreicht ein großes Alter; dabei wird es über 3 Fuß lang und wiegt alsdann gegen 30 Pfund."

„Was für einen breiten, niedergedrückten Kopf er hat, und wie seine Flossen so schön schwarz getüpfelt sind," sagte Hermann, indem er den Hecht aufhob, um ihn im Fischbehälter unterzubringen. Karl legte indeß noch den Maßstab an und notirte: „Hecht 24½ Zoll lang."

Mit dem Fischen war's nun zu Ende, dagegen ging's vorwärts bei Fackelschein und mit so kräftigem Ruderschlage, daß das Boot einmal nahe daran war, an einem Brückenpfosten zu scheitern; nur der Vorsicht Karls war es zu verdanken, daß das Unglück abgewendet wurde.

„Whippuhrwill! whippuhrwill!" rief es jetzt bald da, bald dort in der Nähe. Die „Heureka" war im Revier des „Nachtraben" angelangt und landete nun am rechten Ufer, von wo aus sich ein schmales, mit Farn- und Haidekraut bewachsenes Thal nach einer bewaldeten Anhöhe hinzog.

„Dort, nicht weit von jener weißen Birke, in einer kleinen Vertiefung unter Haidekraut habe ich vor einigen Wochen die Eier gefunden," sagte Karl und stieg mit Moritz aus dem Boote, hoffend, demselben jetzt vielleicht junge Whippuhrwille zeigen zu können.

„Ich wette darauf," rief Hermann den Suchenden nach, „daß ihr weder Eier noch Junge findet! Dieser Vogel brütet im Mai, und seine Jungen werden im Juni flügge."

„Hast du die Eier berührt?" sagte Moritz, als Karl ihm nun an Ort und Stelle die leere natürliche Vertiefung zeigte.

„Ja," antwortete dieser, „es lagen ihrer zwei auf der bloßen Erde, und ich nahm sie beide in die Hände und betrachtete sie genau; sie waren weißlich und braungefleckt."

„Dann hat sie der Vogel jedenfalls hernach auch anderswohin gebracht," bemerkte Moritz; „denn Audubon, der amerikanische Ornithologe, erzählt, daß der Whippuhrwill seine ungeheure Schnabelöffnung dazu verwendet, seine Eier fortzutragen, wenn er findet, daß dieselben gestört worden sind."

„Jenun," sagte Karl, „du siehst jetzt doch das Plätzchen, das dieser nächtliche Zugvogel sich zum Brüten ausgewählt; seine Eier sind um diese Zeit allerdings nicht mehr zu finden."

Mittlerweile hatte Hermann zum Scherz eine neue tüchtige Fackel angebrannt, damit die beiden Naturforscher ihren etwaigen Fund doch ja recht in Augenschein nehmen könnten. Es leuchtete aber das denselben so aufgesteckte Licht doch nicht vergebens. Denn durch seinen grellen Schein in dem Waldesdunkel beunruhigt, kamen einige Whippuhrwille herangeflogen und flatterten bald so irre in der Nähe des Bootes herum, daß Hermann mehrmals versucht wurde, einen oder den andern mit dem Ruder zu treffen. Die Mädchen riethen aber davon ab, und als Moritz und Karl zurückkehrten, ergriff der letztere eine lockere Erdscholle und

warf damit behende einen „Nachtraben" nieder, so daß ihn Moritz alsbald erhaschen konnte. Der Vogel war nur geblendet und etwas betäubt, schlug bald wieder kräftig mit den Flügeln und öffnete mehrmals den mit langen Borsten umsäumten häßlichen Rachen, als wollte er dadurch seine Verfolger wegschrecken.

„Pfui, wie häßlich der Vogel aussieht," rief Louise, „er hat ein Maul, wie eine Kröte; laß ihn fliegen, Moritz!"

„Diesen hübschen Fang für das Museum!" meinte dieser, „es ist ja nur eine große Nachtschwalbe mit einem platten Schnäbelchen — das sich wohl ein wenig weit aufthut — und kein Nachtrabe, sondern vielmehr ein Vetter des Caprimulgus europaeus, d. i. des europäischen Ziegenmelkers, welcher seinen Namen von der Fabel erhalten hat, daß er sich Nachts in die Ställe schleiche und Ziegen und Kühe ausmelke."

„Laß sehen, was die Länge dieses Whippuhrwills ist," sagte Karl zu Moritz, welcher nun den Vogel an den Füßen hielt, während Hermann denselben bei den Flügeln faßte, um das ungestüme Flattern zu verhindern.

„Zehn Zoll, ein prächtiges Exemplar!" rief Karl; doch plötzlich that dasselbe einen Ruck und — flog auf und davon. Hermann hatte bei der plötzlichen Bewegung des Vogels gezuckt, ihn dadurch Moritzens Händen entzogen und gleichzeitig selbst entschlüpfen lassen.

„Whippuhrwill! whippuhrwill!" rief es nun wie zum Spott aus allen Winkeln des Waldes, während keiner der Rufer mehr zu sehen war. Die Mädchen lachten herzlich darüber, doch Hermann rief, seinem Unmuth über die Ungeschicklichkeit Luft machend: „Bei dem Vogel geht's wahrlich nicht mit natürlichen Dingen zu! Wüßte ich nicht, daß er sein weites borstiges Maul zum Insectenfang gebrauchte; ich wollte darauf schwören, daß er eine verzauberte Creatur, so eine Art indianisches Gespenst wäre!"

Nun lachte auch Moritz, der sich selbst für den Ungeschickten gehalten und jetzt an Hermanns lautem Aerger erkannte, daß dieser sich allein alle Schuld beimaß.

„Es rückt auf zehn," rief Karl, auf seine Taschenuhr sehend, „die Stunde schlägt zur Rückfahrt, und es ruft dahinten fortwährend: "Whip your will!" — gerade als wollte es sagen: bändigt euren Willen, ergebt euch!"

Auf diese Rede des Kapitäns und Führers begab man sich unter Scherz und Neckereien wieder an „Bord". Als Moritz und Hermann das Boot flott machten, gewahrten sie plötzlich einen in zerlumptes Gewand gehüllten Indianer am Ufer, und wenn nun Hermann wirklich abergläubisch gewesen wäre, so hätte ihn die düstere Gestalt nicht wenig erschreckt.

„Dort steht dein indianisches Gespenst," flüsterte Louise ihrem Bruder zu, „der Whippuhrwill ist entzaubert und wandelt nun als Indianer trauernd durch die verödeten Jagdgründe seiner Väter."

Bald jedoch kamen noch mehrere Indianer, darunter Weiber und Kinder, zum Vorschein; es war ein Häuflein von dem einst mächtigen Stamme der Winnebagoes, und sie wanderten nun nach den außerhalb des Städtchens gelegenen Schlachthäusern, um sich die Abfälle von der Schlachtbank zu holen.

„Die bedauernswerthen Geschöpfe," sagte Karl mitleidig; „von ihrem natürlichen Dasein losgetrennt, treiben sie nun halt- und ziellos ihrem sichern Untergang entgegen."

„Unter ihrem Häuptling Pontiac sahen sie die letzten schönen Tage, nun müssen sie der Kultur weichen," sprach Moritz; „so oft ich einen Indianer sehe, denke ich an die Lehre Darwins vom Kampf um's Dasein; wer weiß, welche Rasse oder Nation zuletzt obsiegen wird."

„Verführe man gerechter und humaner gegen diese Naturkinder," entgegnete Lippie, „so könnte jedenfalls der größere Theil derselben noch für die Civilisation gewonnen werden; die Weißen betrügen sie aber zuerst, um sie nachher bekämpfen und ausrotten zu können."

„Das ist eben die Natur der Dinge," erwiderte Moritz, „die Weißen sind selbst noch nicht wirklich human, und es weisen daher edle Volkslehrer immer auf die Nothwendigkeit

solcher Schulen hin, in welchen, wie in der unsrigen, außer nützlichen Kenntnissen auch Humanität gelehrt wird."

So philosophirten und unterhielten sich die jungen Freunde noch lange in anregender Weise, während sie in ihrem guten Fahrzeuge langsam den Silberbach hinuntertrieben. Als sie vor den letzten, mit dichtverschränktem Geäste überdachten Engpaß kamen, hörten sie plötzlich ein Knacken und Rasseln durch das Gebüsch im Walde, und bald darauf kletterte ein Waschbär hurtig an einer Ulme hinauf und verschwand dann im Laubwerk auf der andern Seite des Baches. Es war aber hohe Zeit für ihn, denn es lief nun ein Hund auf den Baum zu und schnupperte winselnd an demselben hinauf, und alsbald trat auch ein Mann mit einer Flinte in der Hand aus dem Walde heraus; es war der am „Silver Creek" wohnende Jäger Fritz, welcher einer Wildkatze, die ihm Nachts zuvor sein Geflügel heimgesucht, auf der Spur war.

„Ihr Erzjungen und ihr Blitzmädel," rief der Jäger, „ihr habt mir die Wildkatze verscheucht!"

„'s schadet nichts," rief Moritz zurück, „sie hatte einen spitzigen Kopf, wie ein Waschbär!"

„Macht, daß ihr nach Hause kommt," rief der Jäger wieder, „es gibt heute Nacht noch ein gehöriges Unwetter!"

„In der That," sagte Karl, „seht einmal dort nach Westen, wie schwarz es heraufsteigt. Greift zu den Rudern und holt tüchtig aus, sonst ereilt uns das Gewitter."

Wohl brüllten noch die Ochsenfrösche, zirpten noch die Grillen und ließ sich das "whip your will!" hören, doch Moritz und Hermann horchten kaum mehr darauf, sondern ruderten jetzt mit aller Kraft und Gewandheit. Die „Heureka" schoß förmlich dahin, lief daher aber auch in dem Sumpfweiher, trotz des wachsamen Kapitäns, plötzlich so heftig auf eine Schlammbank hinauf, daß Hermann in den Sumpf steigen mußte, um das Boot los zu machen. Dabei kratzte oder biß ihn etwas an den Beinen, so daß er erschreckt aufschrie und glaubte, es habe ihn ein giftiges Reptil gebissen. Als er aber ein Bein aus dem Wasser hob, hingen zwei Egel an demselben, und er war mithin von seiner Angst befreit. Schnell streifte er das Gewürm ab und stieg unter dem Gelächter der Andern in's flottgewordene Boot, um dann ohne fernern Aufenthalt heimwärts zu rudern.

Als das Schifflein aus der Mündung auf den Strom hinauslief, vernahm man das erste dumpfe Rollen des fernen Donners, und ein schwacher Windstoß kräuselte als Vorbote des heranziehenden Sturmes die trügerisch schimmernde Wasserfläche. Rings um den Horizont lief ein Wetterleuchten von Wolke zu Wolke, und oft schien es, als loderten riesige Flammen durch himmelhohe Thürme und Burgruinen. Im Westen zuckte der Blitz durch übereinander gethürmte Wolkenberge und leuchtete in deren gigantische Höhlen und Klüfte hinein, daß der Beschauer sich geblendet und zuweilen fast erschreckt abwendete.

„Das ist Mutter Natur in ihrer Kraft und Herrlichkeit!" rief Karl. „Die sieht wahrlich nicht aus wie eine Sklavin, die dem Willen eines Höherstehenden gehorcht."

„Ja, Mutter Natur ist sich selbst genug," sprach Lippie, „und wie sie die einzige Lehrmeisterin der Menschheit ist, so ist sie auch deren einzige Schöpferin und Erhalterin."

„So wird auch an unserer Schule gelehrt," sagte Moritz und hielt einen Augenblick inne mit Rudern, während er sich den Schweiß von der Stirn wischte; „alle kirchlichen Fabeln sind aus den Büchern verbannt, und man lernt aus ihnen die Natur und die Geschichte der Menschheit ihrem wirklichen Wesen nach verstehen."

„Wir sind heute auch bei der Natur in die Schule gegangen," bemerkte jetzt Hermann, als das flinke Boot „Ich hab's gefunden!" in seinen Hafen einlief; „wir haben es mit Würmern, Insecten, Fischen, Amphibien, Vögeln, Säugethieren, kurz, mit fast sämmtlichen Thierklassen mehr oder weniger zu thun gehabt."

„Kommt, kommt, laßt uns eilen!" mahnte Louise, als die kleine Gesellschaft an's Land stieg, „die Eltern werden sich bei dem Anzuge des Gewitters um uns bekümmern, und es soll uns durch keine Selbstverschuldung das Schöne dieser abendlichen Wasserfahrt getrübt werden."

474073

Onkel Lebrecht hatte bereits eine geraume Weile am Strande nach den Kindern ausgeschaut und kam nun froh heran, um dieselben zu empfangen.

„Ihr habt euch verspätet, Kinder," sagte er ernst, doch milde; „es ist gut, daß sich das heraufsteigende Gewitter zertheilt, ihr hättet gefährlich überrascht werden können."

„Ja, die vielen Abenteuer," scherzte nun Moritz, wir konnten nicht loskommen, dagegen ließen wir d e n los, der uns behext hatte."

„Und der wäre?" fragte lachend der Onkel.

„Der Whippuhrwill," sagte Hermann kleinlaut, da Moritz schwieg.

„Nun, kommt nur," sagte der wackere Lebrecht, „ich sehe schon, ihr habt euch wieder gütlich gethan in der freien Natur."

Karl hatte inzwischen sein Schiff angekettet und den etwas Wasser enthaltenden Kasten, in welchem der Ochsenfrosch lag, geschlossen, damit Moritz das Amphibium am nächsten Tage zum Ausstopfen abliefern könne; Hermann nahm noch triumphirend den großen Hecht aus dem Behälter, und indem nun Alle miteinander nach Hause eilten, fielen die ersten schweren Regentropfen auf die durstige Erde nieder, und auf den Anhöhen rauschte der Sturm durch die schwankenden Wipfel der Eichen.

„Lieber Onkel," sagte Moritz noch, „eine solche herrliche Sommernacht kann man in keiner Stadt erleben; die auf unsere Sommergärten verwendete Kunst ist bloße Stümperei gegen die Werke der reichen Allmutter Natur."

Schneeglöckchen.

Von Ed. Mörike.

Das weiße Kleid des Winters deckte
Noch allenthalben Berg und Hain;
Kein milder Strahl der Sonne weckte
Die starre Welt zum Blumenreih'n.

Da wurde mir die Zeit zu lang,
Zu Haus den Frühling abzuwarten;
Ich nahm den Hut geschwind und sprang
Hinab in meinen Garten.

Dort sah ich nah der Mauer,
Dicht an des Thürchens Gittern,
Im Luftzug mit geheimem Schauer
Schneeglöcklein zittern.

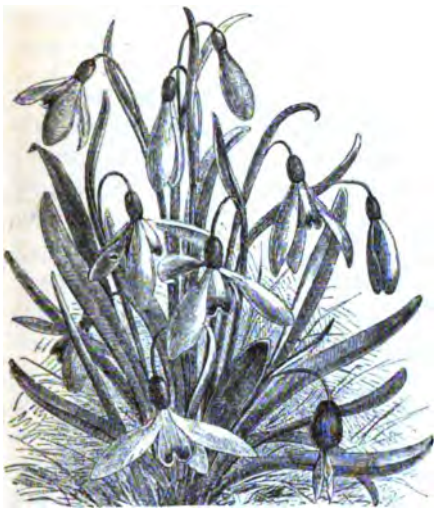
Sah, wie es immer nickte,
Bald wieder zur Erde blickte,
Und bald wie ein muthwillig fröhliches Kind
Sich schaukelt' und wiegte im Morgenwind.

„Du wunderlich Ding, all' deine Schwestern,
Sie ruhen noch und deine Brüder,
Und schlummernd traf ich sie gestern,
Schlaftrunken heute wieder.
Ist dir nicht bang, so ganz allein,
So einsam in der Welt zu sein?"
Das gute Blümlein nickte
Und blickte
Mit schelmischem Lächeln zu mir empor,
Und wispert', und bispert' mir in das Ohr:

„Du wunderst dich, Junge, daß ich am Tag
So früh schon wachen und schaffen mag?
Hab' viel zu thun,
Derweil sie noch ruh'n
Geborgen in der Erde Schooß;
Die Keime in Garten, Wald und Moor
Verlangen alle zum Licht empor.
So wisse, Knabe, daß mein Loos
Das schönste unter allen ist,
Und mich die junge Welt —
Wenn's mir gefällt,
Die Kindlein aufzuwecken,
Die Kissen aufzudecken —
Als kleines, liebes Mütterchen begrüßt.
Hörst du es nicht,
Wie meine Stimme spricht
Hin in der Erde ruhiges Gebäude?
Hörst du die Glockentöne nicht,
Wie ich die Schwestern und die Brüder
Durch meine kleinen Morgenlieder
Aus ihrem langen Schlummer läute?
Siehst du die fleckigen
Köpfe, die scheckigen,
Wie sie sich dehnen und regen und weben?
Lauter Aurikeln und Primeln wird's geben;
Und warte, warte noch ein Weilchen!
‚Brüderchen fromm,
Blaumäntelchen, komm!'
Sieh, Junge, da steht ein Veilchen!" —

Das Schneeglöckchen.

(Galanthus nivalis.)



Schneeglöckchen läutet zuerst den Lenz ein, erst nach ihm erwachen die anderen Glocken der Flur und wecken die Langschläfer auf, bis die Erde geschmückt wie eine Braut dasteht. Daher gibt es kaum eine andere Blume, der ein größerer Zauber innewohnt, als diesem Erstling der Natur, der sich nicht scheut, trotz Schnee und Eis sein liebliches Köpfchen in's kalte Leben hinaus zu strecken, wenn alle anderen Blüthenkeime noch schlafen. Freilich hat der Volksmund es dafür in manchen Gegenden Deutschlands mit dem Namen: „Vorwitzchen" belehnt, denn nicht selten geschieht es, daß der kleine Vorläufer wieder einschneit und seinen Vorwitz büßt.

Die Kinder in Holland rufen neckend, wenn sie die kleinen zappelnden und frierenden Blumen unter dem Schnee erblicken: „Juffertjes int Hemd" (Jungfer im Hemd), auch wohl kurzweg: „naakte Wiffes" (nackte Weibchen). Diese Spöttereien haben sie sich durch ihr frühes Erscheinen zugezogen, ob sie gleich ganz unschuldig daran sind, da sie ja nur dem Auferstehungsrufe der Erde gehorchten.

Die liebliche Blume hat sich, wie das schlichte Gänseblümchen, eine Fülle von zärtlichen Namen anhängen lassen; so heißt es auch Schneetröpfchen, Schneeflocke, Schneegalle, Schnee-Veilchen, und um Linz herum: Schneekaterl. In der Schweiz heißt es: Märzglöckli und Amselblümli, weil es im März blüht, wenn die Amsel, wie man die Schwarzdrossel (Turdus merula) gewöhnlich nennt, auch im März ihren lieblichen Gesang ertönen läßt.

Den alten Namen: „Hornungsblume" hört man selten, denn selten erscheint es schon im Februar, in Süddeutschland kommt es aber auch schon im Hornungsmond vor, wie der Februar genannt wird.

In uralter Deutung der Blumen heißt es von ihm:

„Wer ime selber ausserwelet eine liebe, und don nit groß Freude hait, und balde abeleit, der sol Hornungsblümel tragen."

Das soll heißen: „Wer sich etwas erwählt hat, und dann keine Freude daran hat, sondern es kalt bei Seite legt, der soll als Zeichen seines kalten Herzens nur die Schneeblumen tragen."

Die Engländer sind viel galanter, als die Holländer, sie nennen es: "Fair maid of February" (schönes Mädchen des Februar). Sehr charakteristisch nennen die Franzosen es: "perce neige." Die kleine Blume bricht durch den Schnee, sie macht sich frei, wenn der Sonnenstrahl sie lockt und ihr ein wenig zu Hilfe kommt.

Das Schneeglöckchen gehört zum Amaryllideen-Geschlecht in die VI. Klasse I. Ordnung.

Der Schlüssel.

Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die Andern es treiben.
Willst du die Andern verstehn, blick in dein eigenes Herz!

Züge aus dem Leben einiger Falken.

Von **Adolf Müller.**

Welch' ein Geschrei umtönt den Kirchenthurm? Wie die Dohlen denselben umflattern und sich wie toll gebährden! Auch die Rauchschwalben sammeln sich schaarenweise in der Luft und fliegen mit Dohlen einem Vorsprunge des alten gothischen Thurmes zu. Selbst bis hinunter auf die Dächer der Häuser der Stadt ist die Sprache der Vögel entfesselt. Denn dort regen sich die Bachstelzen auf den Dächern und erheben sich in kleinen Flügen mit ihrem hellklingenden „Sizi". Das muß ein besonderes Ereigniß sein, was die friedlichen Bewohner der Lüfte in solche Aufregung versetzt. Und diesmal haben sie Ursache dazu. Ganz besonders die zwar stets geschwätzigen und lärmenden Dohlen betrifft es, welche an der alterthümlichen Kirche ihre Ansiedelung haben. An einer vorspringenden Verzierung des Gebäudes ist die befiederte Welt in Bewegung. Hier sitzt ein Raubvogel aus der Familie der Falken und der Sippe der Rüttel- oder Röthelweihen, ein Thurmfalk. Beständig in Vertheidigung muß sich der Räuber halten, denn die verbrüderten Dohlen setzen ihm von allen Seiten stoßend, kratzend und schreiend zu. Aber sie haben auch Veranlassung hierzu. Hat doch der sonst gar nicht so feindlich gesinnte Thurmfalke heute einen wahrhaften Mordanfall auf eine geheiligte Familienstätte der Dohlen-Ansiedelung verübt. Da sitzt der von dem wachsamen Elternpaare zuerst ertappte Räuber, eines der theuren Jungen aus dem nahen Neste in der Mauerspalte zwischen den Fängen (Klauen). Das empört gewaltig das Elternherz der schwarzen Schaar. Denn auch in der Dohlenbrust wohnt Elternliebe, recht warme, aufopfernde Liebe zu den Kindern! Verzweiflung und Zorn sind in der friedlichen Colonie der schwarzen Vogelgemeinde in recht auffälliger Weise erwacht.

„Zu Hülfe!" haben die Dohleneltern beim Plündern ihres Nestes gerufen, und die ganze Dohlengemeinde eilt auf den wohlverständlichen Hülferuf herbei.

„Seht den ertappten Räuber!" schrieen die Alten verzweifelt in der Dohlensprache. „Er heuchelte Friedlichkeit die Zeit her, und nun zerfleischt er uns schmählich eines unserer geliebten Kinder! Helft uns rächen!"

„Rache! Rache!" lärmt darauf der ganze Schwarm. Und nun geht's drauf und dran von allen Seiten her. Dem Thurmfalken wird's nicht geheuer, denn über ihm und um ihn in den Lüften flattert's und hackt's, lärmt's und schimpft's bis unten hinab in die Stadthöfe und Gärten, wo der Sperling auf dem niedern Dach oder dem Holzstoße sein „Brrrrr — döll — döll" und der kleine Zaunkönig aus der Gartenhecke sein „Zrrrrr" wettert. Der ringsum bedrängte und ausgeschimpfte Nestdieb sieht sich vor aller Welt bloßgestellt und flieht den geräuschvollen Auftritt, den Raub im Stich lassend. Er flüchtet, von den Dohlen eine Strecke verfolgt, entweder auf ein benachbartes altes Gemäuer oder noch weiter in die Ferne.

Selten haben sich die Dohlen und andere Vögel über Unthaten des Thurmfalken zu beklagen. Ist er doch häufig ihr Nachbar auf den alten Burgen und Thürmen in den Städten und Dörfern oder auf dem Felsgestein in den Wäldern, und hält daselbst Frieden mit den Ansiedelungen der Rabenvögel. Den ganzen Vorsommer über fing auch der eben ertappte Mörder an seinem Horste (Neste) auf dem nahen Burggemäuer des Schlosses Schmetterlinge und Käfer aus der Luft, oder er rüttelte stundenlang (mit zitternden Flügelschlägen an einer Stelle) über den Fluren hin und her, Mäusen, Eidechsen und Fröschen nachstellend. Aber als einmal die Jungen in dem Horste droben im Gemäuer lagen, größer wurden und immer mehr Nahrung verlangten, da spähten auch die alten Thurmfalken auf größern Raub aus. Ihre sonst friedliche Natur wandelte sich beim Anblick der benachbarten Dohlenbrut in lüsternen

Raubsinn um. Gelegenheit macht Diebe und besonders bei Raubthieren. Die Ansiedler in der Nähe wurden durch die seitherige Friedfertigkeit des Falkenpaares arglos, und hatten sorglos ihre Reisernester in die Fugen und Löcher der Schießscharten und Verzierungen an dem Gemäuer und den Thürmen der alten Burg gebaut. Emsig zogen sie ihre Brut heran. Schon waren die Nestlinge am Flüggewerden und schauten jackend aus den Thurmlöchern heraus. Das war zu verlockend für die Raubseele des Falken, und es verfiel der friedlich geglaubte Nachbar ungeahnt auf solche Frevelthat. Aber nun verdoppelt die Dohlengemeinde, gewitzigt und mißtrauisch, ihre Wachsamkeit, und der Thurmfalke mag sich nur von Ferne sehen lassen, so trompeten es die Wachtposten und die alten Brutdohlen der Ansiedelung aus, also daß gleich von allen Seiten die Hülfstruppen herbeieilen. Doch das Thurmfalkenpaar ist seit dem mißlungenen Nestraube vorsichtiger oder vielmehr friedfertiger geworden. Ihm behagt, wie allen Raubvögeln, das Aufsehen erweckende Schreien und Aufflattern nicht. Es will unbeachtet und unbehelligt seine Ausflüge in die nahen Fluren und Huten der Wälder unternehmen und läßt die wachsame, mißtrauische Dohlengemeinde fürder in Ruhe.

Dieser erwächst ein viel gefährlicherer Feind in dem Wanderfalken (Falco peregrinus). Er bildet mit seinen nordischen Vettern, unter welchen besonders der isländische oder Jagdfalke (F. islandicus s. candicans) zu nennen, u. a. m. die Familie der Edelfalken (Falcones). Wie der Jagdfalk, so wurde auch der Wanderfalk früher zur Jagd auf Geflügel, d. i. zur Baize abgerichtet. Der Wanderfalk ist ein Ueberall und Nirgends; vom Norden bis zum äußersten Süden Europa's, in Nordafrika und in Asien treibt er sich unstät herum und wandert allwinterlich aus Europa bis in's Innere von Afrika. Er verdient also seinen Namen vollständig.

An einsamen, unzugänglichen Felswänden oder auf himmelhohen Waldbäumen erbaut dieser stolzeste, gewandteste und raubgierigste Jäger der Klein- und Mittelvögel seinen Horst. Manchmal ist dieser ein altes verlassenes oder den Besitzern abgenommenes Rabennest. In dem Horste liegen im Vorsommer 3—4 runde Eier, die auf gelblichem oder blaßröthlichem Grunde braun gefleckt sind. Die anfangs beflaumten Jungen wachsen schnell unter der unermüdlichen Pflege der Alten heran. Ist dieser Falk das ganze Jahr hindurch der Schrecken der gefiederten Welt, so wird er es zur Zeit der Jungenpflege in einem noch viel höhern Grade. Seine Züge vom Horste aus bezeichnen ein unaufhörliches Rauben und Morden. Wie der Sturm kommt und geht der furchtbare Vogel. Er schießt wie ein jähes Ungefähr mit Rauschen aus der Luft auf die Beute, die selten dem blitzähnlichen Ueberfalle entgeht.

Jetzt geht des Falken Flug meist gedeckt niedrig an der Erde her durch das Wachsthum der Fluren und Gärten. Mit einem Male erscheint er unter einem Flug Ammern, Finken, Sperlingen, Lerchen und anderm Kleingeflügel. Wehe, wenn sie auseinanderstieben und sich erheben. Erschreckend sicher auf die Unglücklichen in der Luft ist des Räubers Stoß. Glücklich aber die erfahrenen Vögel, die sich auf der Erde oder auf Bäumen und Sträuchern niederdrücken. Denen kann der Falk nichts anhaben, so wenig wie einem auf dem Wasser schwimmenden Vogel. Aber, o Elend! da hat sich eine Lerche, ganz in ihren Freudengesang vertieft, in die Luft erhoben, ohne den schrecklichen Feind zu bemerken. Dieser kreuzt ungestüm ihren melodischen Himmelszug. Dem zum Tod erschrockenen Thierchen stockt das Lied in der Kehle, und es wirft sich verzweifelt wie ein Pfeil in das schützende Getreidemeer unter sich, ehe noch der Falke darüber gerathen ist. Heil dir, liebliche Sängerin der Flur! Du hast dich diesmal vor deinem schlimmsten Feinde gerettet, und uns soll fürder dein sonnenhelles Lied erfreuen. Dem Falken aber schwören wir Verderben!

Eben plötzlich breitet dieser seinen Schwanz fächerförmig aus, um im nächsten Augenblick in die Höhe zu steigen, immer höher und höher. Richtig! er hat einen Flug Tauben erspäht. Diese erheben sich bei seinem Anblick, schließen sich dann in entsetzlicher Eile eng aneinander. Aber der Falke ist sturmschnell über sie gekommen und stößt nun mit rasender

Gewalt auf den fliehenden Trupp, so daß das Auge kaum folgen kann. Eine unglückliche Taube trennt das Dazwischenfahren des Räubers von der dichten schützenden Gemeinschaft. Das ist ihr Verderben, denn im nächsten Augenblicke schlägt ihr der starke und flinke Feind mit einem abermaligen Stoß von oben herab die mörderischen Fänge in den Leib. Aber von Ferne haben ein träger Bussard und ein feiger Milan der Jagd des gewandten Jägers zugesehen. Auf beiden Seiten sieht sich der Falke mit seinem Raube von den zudringlichen Bettelgästen angefallen. Der stolzgesinnte, hochlaunige Räuber überläßt den unedleren Genossen ohne die geringste Gegenwehr seinen Raub. Es entfällt die Taube seinen Fängen, rauschend zur Tiefe stürzend, und mit lauttönendem „Kja—Kjack" erhebt sich der Wanderfalk stolz kreisend in die Lüfte, hoch über das Gerause des niedern Raub- und Bettelgesindels um den Raub am Boden.

Wir folgen mit den Augen aufmerksam dem hastigen Fluge des Falken. Dieser strebt emsiger als zuvor nach preisgegebener Beute zu neuem Raub, immer wieder von Flur zu Flur von der trägen Sippschaft der Milane und Bussarde bedrängt.

Sieh! dort kreist er auf einmal erregter, und jetzt schießt er plötzlich in einer geraden Richtung fort. Ferne über einer Teichfläche ist er wie das Wetter hinter ein Volk (Trupp) Wildenten gerathen. Einige haben sich noch zur rechten Zeit in das schützende Schilf der Gewässer gestürzt, ein kleines Häufchen aber ist in die wilde Todesjagd gerathen. Jetzt trennt sich auch noch eine einzelne Ente von dem Zug ab, und diese verfolgt der Falke nun mit unermüdlichem Eifer. Die Ente wendet alle ihre Flugkraft an, um dem Dränger hinter ihr zu entkommen. Dieser rückt ihr immer näher und näher; immer kleiner wird der Zwischenraum zwischen der Verfolgten und dem Verfolger. Eben sind uns die Beiden gegenüber. Es trennt sie nur ein Meter Zwischenraum. Schon ist's, als wollte der Falke seine furchtbaren Fänge dem nahen Opfer in den Rücken schlagen: — doch mit einem Male senkt sich der lange Hals der Ente nach unten, und wie ein Schatten stürzt sie in den rettenden Bach hinein. Der Falk saust wie ein Pfeil vorüber und erhebt sich, sogleich von seiner Fehljagd ablassend, in's Weite.

Immer rastlos, durch nichts gestört oder gehemmt, drängt der unbändige Raubsinn den Falken vorwärts. Kaum, daß er sich, wie eben, auf einen einzelstehenden Baum niederläßt, um von dieser freien Warte aus nach Raub auszuspähen. Da sitzt er tief in sich gekauert, als ob der starke Kopf ihm auf dem Rücken säße. Schon von Weitem machen ihn die zwei schwarzen Wangenstreifen (bezeichnend der Bart genannt) und die weiße Kehle kenntlich. Beobachten wir ihn durch ein Fernglas, so bemerken wir seine großen, lebhaften Augen in beständiger Thätigkeit. Er wendet fast unmerklich den Kopf hin und her, um seine beiden natürlichen Ferngläser, die Augen, mit durchdringender Sehkraft die Umgegend prüfen zu lassen.

Dort bemerkt er das Schwärmen der Dohlen um die Thürme der nahen Stadt. Ein neuer Raubgedanke entsteht in dem Falkenkopf. Wieder eilt der erregte Vogel davon. Hinunter vom Baume wirft er sich, eine Strecke über der Erde einem Raine entlang zu eilen. Ungeschoren läßt er den Feldspatzenflug dort auf der Dornhecke des Raines und saust vorüber. Nicht wie sonst greift er sich einen der Zirpenden spielend heraus, um ihn sogleich im Weiterschweben mit Federn, Haut und Knochen zu köpfen (hinunterwürgen). Eben gilt's ihm um einen andern Braten. Denn plötzlich das Steuer fächernd, steigt er in die Höhe, immer reger Kreise ziehend und dabei sich den Thürmen der Stadt nähernd.

Offenbar hat er's auf die friedliche Schaar der Dohlen abgesehen, die in gewohnter Weise die Thürme schwatzend umschwärmen. Ja, die schwatzhafte Geschäftigkeit läßt oft die Vorsicht bei Seite! Und so auch vergessen dort die sonst so wachsamen schwarzen Schwestern der Dohlengemeinde im behaglichen Gefühl ihrer Sicherheit die Umschau nach dem Feinde. Sie haben den eigenthümlich tiefen Angstruf der Rauchschwalben überhört, die das Nahen des entsetzlichen Falken anzeigen; sie vernehmen selbst nicht den Warnruf der Bachstelzen, die sich

jetzt in großen Bögen von den Dächern in die Luft erheben. Da rauscht es urplötzlich über die Zinnen des Thurmes wie eine unsichtbare Riesen-Rakete, daß den armen erschrockenen Dohlen das Geschwätz in den Kehlen erstickt. Beglückt, wer sich von der dunklen Gesellschaft in den Nestern oder fußend auf den Zinnen befindet! Wehe aber den Flatternden in der Luft! Kaum gedacht, ist schon eine von diesen von dem jähen Unhold gestoßen und im nächsten Augenblick hoch in die Luft entführt.

Was hilft euch schwarzen Schreihälsen nun alles „Jak" und „Jäk"! Eure arme Schwester ist zum Nimmerwiedersehen in den Krallen des Todes fortgetragen.

Doch du bist gerächt, harmlose, friedliche Vogelschaar der heimischen Thürme und Trifteichen! Eben seh' ich den Blitz und vernehme den Knall der Flinte meines Freundes aus der Schießscharte des alten Thurmes dort drüben. Er hat das tödtliche Blei dem mit dem Raube dorthin fliehenden Falken zugesendet. Jählings getroffen, ist er mit ausgebreiteten Flügeln aus der Höhe in den Garten gestürzt. — Im Triumph wird er aufgefunden. Noch hat er im Tode die gestoßene Dohle in den gewaltigen, zweigliedslangen Fängen. Welch', ein mächtiger, bedeutender Vogel! Wir empfinden ein eigenthümliches Gefühl bei seinem Anblick, ein Gefühl der Bewunderung, das wir dem hochbegabten Räuber nicht versagen können. Noch glänzt das große, kühne, von Goldringen der Wachshaut umgebene Feuerauge. Der große, stark übergehakte Schnabel mit seinem tief geschweiften Zahne im Oberkiefer ist halb geöffnet und läßt die Schärfe seiner Kanten sehen, die gelb an der Wurzel schimmern. Wie ein starker Schnurrbart ziehen sich seine beiden Bartstreifen von den Mundwinkeln auf die weiße Kehle herunter. Die Oberbrust legt sich wie eine Hemdenkrause leicht braun gefleckt über die Unterseite, die auf lichtröthlichem Grunde quergestreift oder gesperbert ist. Ueber der hellschiefergrauen dunkelgefleckten Oberseite ist ein frischer reifgrauer Anhauch verbreitet. Als gewaltige Waffen leuchten die gelben Ständer (Beine) mit den vollen Hosen (befiederte Schenkel) und den großen Fängen entgegen, von welchen die mittlere Zehe fast so lang ist als das Bein bis zur Ferse. Auch die Länge seines Schwanzes, 7 Zoll, und die langen, spitzen, sichelförmigen Schwingen, welche bis zum Ende des Schwanzes reichen, fallen auf. Der Falke ist ein Weibchen, das sehen wir an seiner bedeutendern Größe und seiner frischern Färbung, welche beide Merkmale den weiblichen vom männlichen Wanderfalken, wie überhaupt die beiden Geschlechter aller Raubvögel unterscheiden. Vom Schnabel bis zur Schwanzspitze mißt der Vogel 20 Zoll, seine Flugbreite, d. i. der Abstand von einer ausgebreiteten Flügelspitze zur andern, beträgt 45 Zoll. Freudig tragen wir den erlegten Räuber nach Haus; doppelt freudig, weil der gefährlichste, unermüdlichste Feind der nützlichen und angenehmen Vögel unschädlich gemacht worden ist, und weil der ausgestopfte Wanderfalke eine Zierde unserer Stube werden soll.

Die Apfelbäume.

Von Julius Sturm.

Im Sand am Wege stand ein mächt'ger Apfelbaum,
Sein grüner Wipfel trug die Last der Früchte kaum.
Nicht fern dem reichen Baum ein armes Bäumchen stand,
An dem nur wenig Laub und keine Frucht sich fand;
Das seufzte: „Wer hat dich genährt mit Ueberfluß,
Da ich dicht neben dir im Sand verschmachten muß?"
„Kind," sprach der reiche Baum, „als ich so alt wie du,
Ließ mir ein innrer Drang bei Tag und Nacht nicht Ruh,
Ich trieb die Wurzeln tief mit Mühe durch den Sand,
So lang', bis ich zuletzt fruchtbaren Boden fand."

Räthſel.

„Herr Profeſſor, Herr Profeſſor!“ ruft Ernſt Löſer ſeinem väterlichen Freund Aufgeber zu, den er eben im raſchem Lauf eingeholt hat.

„Sehen Sie doch dieſe Blume an; eine ſolche haben Sie uns noch nie beſtimmt. Klaſſe? Ordnung? Familie? Gattung? Species?“

Profeſſor: „Laß mal ſehen, Ernſt!

Ei, du kleiner Schlaukopf! Du dachteſt gewiß, ich hätte meine Brille vergeſſen und wollteſt mir einen Bären aufbinden? Die Blume haſt du ja ſelbſt gemacht. Reinſtes Bienenwachs!“

Ernſt hüpft vor Vergnügen, weil er den gelehrten Profeſſor — wenigſtens auf einen Augenblick — auf's Eis geführt hat; und dieſer lacht recht herzlich über den tollen Einfall.

Profeſſor: Zur Strafe für deinen Uebermuth ſollſt du mir jetzt aber ſogleich die chemiſche Formel des Wachſes nennen.

Ernſt: $C_6\ H_5\ O_3$.

Profeſſor: Siehſt du, nun habe ich dich gefangen. Das iſt ja die Formel des Glycerins. Aber wie heißt deine Formel, aus dem Chemiſchen in's Deutſche übertragen?

Ernſt: 6 Verhältnißgewichte Kohlenſtoff, 5 Waſſerſtoff und 3 Sauerſtoff.

Profeſſor: Gut. Wie ſteht es denn mit deinen Räthſeln? Stecken geblieben?

Ernſt: Oho! Ich habe ſie alle gelöſt.

Profeſſor: Und die Auflöſungen?

Ernſt: Die ſtehen alle hier in meinem Heft. Nun möchte ich aber wieder einen Sack voll Knacknüſſe mit nach Hauſe nehmen.

Profeſſor: Sollſt du haben. Paß auf!

(40.) Paß auf, du lieber Junge,
Du haſt es an der Zunge!
Paß auf, du kleiner Knabe,
Du haſt es an dem Stabe!
Paß auf, du liebes Mädchen,
Du haſt es an dem Rädchen!
Paßt auf, ihr kleinen Buben,
Ihr habt es in den Stuben!
Paßt alle auf, ihr Kinder,
Ihr habt es in dem Winter!

(41.) Zur kalten Winterzeit —
Da bin ich glühend heiß;
Zur heißen Sommerzeit —
Da bin ich kalt wie Eis.
Zur ſtrengen Winterzeit —
Da iſt es kalt in mir;
Zur heißen Sommerzeit —
O, da verſeng' ich ſchier.
Zu meinen Füßen rauſcht
So ſtolz die kühle Fluth;
In meinem Bauche tobt
Des wilden Feuers Gluth.
Ich biete Wohnung dar
Viel Menſchen klein und groß,
Und nicht ein einz'ger Mann
Hat Raum in meinem Schooß.
Ob du mich je geſehen?
Mein Kind, ich zweifle d'ran;
Und dennoch ſiehſt du mich
Wohl alle Tage an.
Zu finden bin ich nur
Im fernen Ungarland;
Und dennoch ſtehe ich
An deines Zimmers Wand.

(42.) Noch einen Fluß ſollſt du mir ſagen,
Auf deutſch, auf italieniſch nicht —;
Zu ſchadenfrohem Wohlbehagen
Mißbrauche meinen Namen nicht.
Räthſt du ihn aber nicht im Nu,
Ruf ich ihn lachend ſelbſt dir zu.

Der Mohn.

Von M. Strantz.

Der Mohn, den ihr, meine lieben Leser, alle kennt, der im hochrothen Kleide oft neben seinen Gefährtinnen, der Kornblume und Kornrahde, das weite wogende Kornfeld durchleuchtet, gehört, wie der Garten- oder angebaute Mohn, zu den klassischen Pflanzen der Vorzeit.

Schon zu Homers Zeiten soll er in Kleinasien gezogen worden sein, er war den Griechen und Römern bekannt, sie nannten ihn "Papaver somniferum."

Die Schönheit seiner Blumen und die betäubenden Kräfte, die der Pflanze inne wohnen, verwebten sie zur Mythe. Nach ihr ist er aus den Thränen der Venus, die sie um den von einem Eber zerrissenen Adonis weinte, entsprossen und war dem Gott des Schlafes und der Träume geweiht. Die Griechen nannten diesen Gott Hypnos, die Römer Somnus und Morpheus. Er sollte ein Sohn der Nacht und ein Zwillingsbruder des Todes sein. Nach Ovid befand sich seine Wohnung in einer Berghöhle bei den nächtlichen Kimmeriern, den Anwohnern des Okeanos im äußersten Westen, da, wo immer Dunkel herrschte, die kimmerische Finsterniß, in welcher Helios, der Sonnengott, niemals seine lichtspendenden Strahlen leuchten ließ. Kein lebendes Wesen zeigte sich dort, Nebel deckte die Flur, wo am Eingange der Höhle nur Mohnstauden in riesiger Größe standen. Hier ruhte auf einem Lager von Ebenholz der in Jünglingsgestalt mit Flügeln abgebildete Gott des Schlafes, umgeben von den zahllosen Traumgöttern, die er zu den Menschen sandte, namentlich zu den Unglücklichen, damit sie ihr Leben erheiterten, oder zu den bösen und schlechten Menschen, um sie zu quälen und zur Erkenntniß ihrer Unthaten zu bringen. Seiner Alles bezwingenden Macht erlagen Götter und Menschen. Sein Haupt war von einem Kranze von Mohnblüthen umgeben, und die einschläfernden Schlummersäfte ergoß er aus einem Füllhorn über die Menschheit.

Wie nun aber die Alten alle Arten von Naturerscheinungen durch die Pflanzen personificirt sahen, so sollte der Mohn auch den Kreislauf der Natur und die Fruchtbarkeit derselben darstellen, da seine Samenkerne sich stets in reicher Fülle vorfanden; deßhalb war er auch der Ceres, der Allernährerin, der Venus, wie den Laren des Hauses und der Juno geweiht.

Der Tempel der letztern und ihr Bild wurden mit Mohnblüthen bekränzt, bei den Festen zu Samos, die man ihr zu Ehren abhielt, wurden bei den feierlichen Umgängen dem Bildnisse der Göttin Kränze und Gewinde von Mohnblumen vorgetragen. Auch die Bildsäule der Venus in ihrem Tempel Sikion in Achaja hielt in ihrer rechten Hand einen Mohnstengel, in der linken einen Apfel, auf dem Haupte die Himmelskugel. Man zog den Mohn im Alterthum nicht wie bei uns auf den Feldern, denn er diente nicht als Oelpflanze, da die Olive dieses Bedürfniß befriedigte; was der Garten lieferte, war ausreichend für den Bedarf an Samen, den man auf das Brot zu streuen pflegte; auch wurde er, mit Honig gemischt, zum Nachtisch als Leckerei aufgetragen, nachdem man ihn vorher geröstet hatte. Wie jetzt bei uns den Mohnkuchen, der zu Weihnachten und Ostern häufig unter dem Namen: „Mohnstriezel" gebacken wird, so hatte man auch damals schon ein besonderes Backwerk, das man mit Eiweiß bestrich und dick mit Mohn bestreute; man bediente sich hierzu nur der Varietät mit weißem Samen, Papaver officinale. Auch andere Speisen wußte man noch davon zu machen, so wie in Schlesien heute noch zu Ostern die Mohnklöße, auch „Mohnpielen" genannt, ein volksthümliches Oster-Festessen sind.

Ueber die Kultur des Mohns erfahren wir weiter, daß er zu Virgils Zeiten auch in Italien angebaut wurde. Plinius erzählt, daß es Sitte gewesen sei, den Wein mit dem

Safte der unreifen Samenkapseln des Mohns zu vermischen und daraus einen Schlaftrunk zu machen, da seine einschläfernden Eigenschaften bekannt waren.

Auch Hippokrates, der berühmteste Arzt des Alterthums, empfahl ihn, wie seine Nachfolger, als Heilmittel in Krankheiten. Die Alten unterschieden wilden und angebauten, weißen und schwarzen Mohn. Wenn indessen seine schmerzstillende und schlafbringende Eigenschaft im Alterthum auch bekannt war, und man es durch seinen Namen: "Papaver" im Lateinischen, "Poppy" im Englischen, beweisen will, daß er ihn deßhalb erhielt, weil man ihn unter den Brei (Papp) der kleinen Kinder mischte, um ihnen Ruhe und Schlaf zu verschaffen, so war man von der Kenntniß der eigentlichen Wirkungen, die dem Safte der Mohnköpfe inne wohnten, doch weit entfernt; die Mohnkultur und Benutzung der Pflanze als Erregungsmittel ist in jenen frühesten Zeiten ohne den zerstörenden Einfluß, den sie jetzt auf die asiatischen Völker ausübt, betrieben worden. Erst im 16. Jahrhundert nahm sie jenen theils gefährlichen, theils als Medicament segenbringenden Aufschwung.

Botanisch, frei von aller Fabel betrachtet, gehört der Mohn (Magsamen), Papaver, in die XIII. Klasse des Linné'schen Systems, zur Familie der Papaveraceen. Sie enthält vielmännige Pflanzen, d. h. solche, welche viele, dem Blüthenboden eingefügte Staubgefäße enthalten, wie z. B. die Linde, die Kamellie, die Ranunkeln oder Butter- und Dotterblumen und andere, die dazu gehören. Wir kennen vier verschiedene Arten von Mohn, unter denen der schon genannte „Schlafmohn, Papaver somniferum," der wichtigste ist. Die Blätter umfassen den Stengel, die Blüthe ist weißlich violett, er blüht im Juli und August. Die kuglige oder einförmige Samenkapsel enthält eine große Menge Körner.

In unserm gemäßigten Klima baut man den Mohn hauptsächlich der Samenkörner wegen, die man, wie schon erwähnt, zu Kuchen und anderen Speisen verwendet, noch häufiger wird aus dem Samen Oel gepreßt, und da dasselbe ganz vortrefflich ist, so wird der Mohn auch im Großen angebaut. Man verwendet dasselbe, wie das Olivenöl, zu Salat und anderen Speisen, und das letztere wird oft mit diesem Oel verfälscht. Von den Malern wird das Mohnöl als Firnis benutzt. Den Vögeln bietet die Pflanze ein reiches Futter und erweist sich somit nach vielen Seiten nützlich; als gefüllter Mohn dient sie zur Zierde der Gärten, ohne jedoch weitern Nutzen zu gewähren.

Ganz anders verhält es sich aber mit dieser Pflanze im Orient. Die Angaben, daß sie dort eine Höhe von 40 Fuß erreiche, sind völlig übertrieben, der Stengel wird höchstens 6—8 Fuß hoch, wie uns Orientreisende berichtet haben. Dieser "Papaver orientale" ist in seiner betäubenden Wirkung auch ein ganz anderer als unser heimatlicher Mohn, der nur ein schwaches Abbild des orientalischen ist. Im Morgenlande macht man in die noch unreifen Samenkapseln Einschnitte, aus welchen ein Milchsaft herausquillt, der sich zu einer zähen Masse an der Luft verhärtet. Dies ist das Opium, eins der stärksten Gifte, womit die Morgenländer sich gern berauschen, das aber, wie schon gesagt, auch von den Alten, so wie bei uns, als wirksames Arzneimittel bei Ruhr, Cholera und in anderen Krankheiten angewandt wird.

Der Gewinnung des Opiums wegen wird die Pflanze in Aegypten, Persien, Kleinasien und Ostindien in Masse angebaut; nach des bekannten Reisenden Boyle's Angaben wird der schwarze Mohn am Himalayagebirge, der weiße in den Ebenen Indiens gebaut.

Man sagt, daß das Verbot des Weintrinkens bei den Mohamedanern sehr dazu beigetragen habe, daß sie sich der unglücklichen Leidenschaft des Opiumgenusses hingegeben haben; jedenfalls übt das Opium einen sehr nachtheiligen Einfluß auf jene Völker aus.

Man hat gefunden, daß die kaukasischen Tartaren, die auch Mohamedaner sind, trotzdem aber öffentlich Wein trinken, sich dennoch auch dieses Mittels bedienen, um ihren Wein noch wirksamer zu machen. Zu diesem Zweck hängen sie während der Gährung unreife, aufgeritzte Mohnköpfe in das Faß.

In den Kaffeehäusern persischer Städte wird auch ein Mohnabsud unter dem Namen „Kokemaar" verkauft und siedend heiß getrunken, dessen Wirkungen den Zuschauer in Staunen versetzen. Sobald die Trinker davon warm werden, gerathen sie in Zank und beschimpfen einander, ohne jedoch handgemein zu werden. Wenn die Wirkung sich steigert, machen sie wieder Frieden. Der Eine ergeht sich dann in überschwenglichen Complimenten, ein Anderer erzählt Geschichten, Alle aber benehmen sich in Worten und Geberden höchst lächerlich. — Dem denkenden Menschen erscheinen sie sehr bemitleidenswerth; denn allen diesen Wahnbildern und dem Glückstaumel, den sie in dem Zustande empfinden, folgt ein entsetzliches Erwachen. Furchtbare Kopfschmerzen, zitternde Glieder, daß sie sich nicht aufrecht erhalten können, sind die Folgen des stets wiederholten Genusses; denn um sich momentan zu retten, greift der einmal diesem Laster verfallene Mensch immer wieder nach dem berauschenden Gifte, bis er endlich nach verhältnißmäßig kurzer Zeit eines ganz elendiglichen Todes stirbt.

Die zweite Art Mohn ist der die Saatfelder durchleuchtende Klatschmohn oder die Klatschrose (P. Rhœas). Er zeichnet sich durch seine tief fiedertheiligen Blätter, den abstehendborstigen Stengel und die kurze, verkehrteiförmige Kapsel aus. Er ist dem Wald und Feld durchstreifenden Spaziergänger neben der Kornblume eine Augenweide, der Landmann aber nennt ihn ein lästiges Unkraut im Getreide und in den Kleefeldern.

Der Name „Klatschrose" stammt wahrscheinlich daher, daß die Kinder aus den Kronenblättchen Beutelchen bilden, welche sie durch Aufschlagen auf der obern Handfläche zerplatzen lassen. Auch niedliche Püppchen kann man aus diesen Blüthen machen. Man klappt zwei sich gegenüberstehende Blättchen herab und bindet sie mit einem Fädchen unten an dem grünen Stengel zusammen, so daß ein bauschiges Röckchen entsteht, aus dem das grüne, von schwarzen Staubfädchen umgebene Köpfchen wie in einer Perrücke steckt und hervorschaut; vorn berupft man es ein wenig, so daß die Härchen nur hinten voll herumstehen. Dann rollt man die anderen, sich gegenüber stehenden Blättchen an beiden Seiten fester zusammen und bindet sie unterhalb zu; damit hat man dem kleinen rothen Kobold zwei Aermchen gegeben, die den Eindruck des Blumenkindes bedeutend erhöhen, wenn es auf schlankem Stengel sich hin und her wiegt.

Der in den Gärten mit gefüllten, vielfarbigen Blumen prangende, wird unter dem Namen Ranunkelmohn cultivirt. Drittens der Sandmohn (P. Argemone), die Kapsel verlängert, keulenförmig, die Blume sechsblättrig, meist dunkelroth, auch in Saatfeldern zu finden.

Die vierte Art ist der Alpenmohn. (P. Alpinum). Man findet ihn auf den Alpen der südlicheren Gegenden Deutschlands und der Schweiz, der nur einblüthige Stengel trägt weiße oder citronengelbe Blumen.

Schließlich sei noch erwähnt, daß, wie der Mohn im Alterthum das bedeutungsvolle Attribut des Schlafes, des Bruders des Todes war, auch noch gegenwärtig die Mohnpflanze in einigen Gegenden Deutschlands zu den Trauer bezeichnenden Blumen gehört, mit welchen man die Gräber schmückt.

Scherzfragen.

(43.) Welche Biere, sag' es mir,
Essen Wurst und trinken Bier?

(44.) In welcher Brust — es ist kein Scherz —
Hat nie geschlagen, Kind, ein Herz?

(45.) Wann thun dem Hasen und dem Reh
Die Zähne ganz empfindlich weh?

(46.) Liebes Kind, jetzt thu' mir kund,
Wer auf diesem Erdenrund
Hat gethan den größten Fund!

Die Sage vom Edlen.

Von J. J. Rhomberg.

Zum Schlummer legt sich die Natur,
Es decken stille Hain und Flur
Des Winters weiche Flocken;
Im warmen, trauten Kämmerlein
Umfließt des Abends Dämmerschein
Großvaters Silberlocken.

Zufrieden lächelnd sitzt der Greis
In seiner lieben Enkel Kreis
Und lauscht der Kinder Sagen;
Ein Liedchen jetzt voll Innigkeit
Erklingt von Glück und Jugendzeit,
Von wonnereichen Tagen.

Vom süßen Liede sanft bewegt,
Auf Kindeshaupt die Hand er legt
Mit väterlichem Kosen;
Und als der letzte Ton verweht,
Ein Bild in seinem Geist entsteht,
Umkränzt von frischen Rosen.

Der Sage Bild vom Wunderbau
Inmitten Edens blüh'nder Au
Schwebt klar ihm vor der Seele.
Er ruft erfreut die Enkel all',
Daß er den Kindern allzumal
Das Mährchen schön erzähle.

„Ihr habt gehört," hub er nun an,
„Vom fabelhaften Schöpfungsplan,
Wonach die Menschenkinder
Ein Gott erschuf im Paradies
Und dann mit einmal sie verstieß
Als bare, arme Sünder.

Als einst das Licht durchdrang die Nacht,
Erglänzte hehr in Zauberpracht
Ein früchtereicher Garten;
In Silberbächlein sich ergoß
Wol Quell an Quell aus Felsenschooß,
Der Blumen selbst zu warten.

Und immer milde lachte nur
Herab auf die bekränzte Flur
Die funkelneue Sonne.
Das war ein Leben sonder Plag',
Den Menschen schwand dahin der Tag
In Herrlichkeit und Wonne.

Denn von des Gottes Zauberhand
Im Garten aufgeführt auch stand
Ein Bau von Edelsteinen;
Smaragd, Rubin und Demant gar
Gewahrte man hier wunderbar
Zum Strahlenkranz sich einen.

Von Amethyst sich schwang empor
Des Tempels kühngewölbtes Chor,
Gestützt auf Saphirsäulen.
Die Menschen eilten spät und früh,
In Liebe und in Harmonie
Darinnen froh zu weilen.

Und so mit Allem wohl bestellt,
Genoß der Mensch in dieser Welt
Das Glück in vollen Zügen.
Doch mälig schwand die Lust dahin,
Von Wonne war berauscht der Sinn,
Nichts wollte mehr genügen.

Das Uebermaß ertrug er nicht.
Er wandte sich vom gold'nen Licht,
Nach Bösem dreist zu werben.
Ein Herrscher dann empor sich schwang,
Zu nähren noch den bösen Hang,
Zu locken das Verderben.

Wild tobte schon der Krieger Reih' —
Da stürzte ein das Prachtgebäu,
Im Kreise blitzend flogen
Die Perlen all' auf's Erdenrund
Und ruhten bald im tiefen Grund,
Dem Aug' der Welt entzogen.

Entschwunden war das Zauberreich,
Der Mensch durchwühlte, matt und bleich,
Nach Schätzen seine Erde.
Doch heut' mit frohbewußter Kraft,
Durch redlich Thun er Wege schafft,
Daß ihm das Edle werde."

Hier schweigt der Greis; um ihn herum
Die ros'gen Enkel sitzen stumm,
Als wie im Traum verloren.
Doch tief sich regt's in ihrer Brust:
Ein Jeder hat mit neuer Lust
Das Edle sich erkoren.

Wilhelm Norton, der Schlosser.

(Eine Erzählung nach dem Englischen.)

Von L. R. Klemm.

Wilhelm, oder wie sein Vater ihn gewöhnlich nannte, Will Norton, war der einzige Sohn eines armen, ehrlichen Schlossers, der unweit London wohnte, Zeit seines Lebens hatte schwer arbeiten und sich einschränken müssen, um dem kleinen Will eine ordentliche Erziehung zu geben, ehe er ihn in seiner eigenen Werkstatt an die Arbeit setzte. Will war ein vielversprechender Bursche und, was uns an ihm am besten gefällt, hing an seinem Vater mit herzlicher Liebe. Dies war übrigens auch natürlich, denn der alte Norton war dem Knaben beides, Vater und Mutter gewesen. Kaum war nämlich Will geboren, da schloß seine Mutter die Augen auf immer, und der schmerzgebeugte Vater nahm den Säugling und that ihn zu Verwandten auf dem Lande in's Haus, wo Will drei Jahre lang blieb und Aussicht hatte, ein gesunder Bursche zu werden. Dann holte der Vater ihn wieder heim und pflegte ihn, und beide wurden einander unentbehrlich. Der alte Norton sandte ihn in die beste Schule seines kleinen Ortes und sparte sich die Kosten am Munde ab; aber weggeworfenes Geld war es auch nicht, was er an den Knaben wandte, denn seine Lehrer erklärten ihn bald für den besten Schüler, und Jeder, selbst wenn er nur ein halbes Auge gehabt hätte, hätte zugeben müssen, daß Will's Handschrift schön sei. Ja, als Will das Alter von zwölf Jahren erreicht hatte, setzte er seinen Onkel in Berkshire durch seine bewunderungswürdige Geschicklichkeit, Kopfrechen-Aufgaben zu lösen, so in Erstaunen, daß dieser, der höchstens alle Jahre einmal zum Besuch kam, ihn als den natürlichen und vorbestimmten Nachfolger des Dorfschulmeisters in Berkshire ansah; diesen hielt der alte, ehrliche Bauer nämlich für den größten Gelehrten, den die Welt je gesehen hatte.

Will Norton mochte etwa 16 Jahre alt sein, als eines Morgens, da er gerade mit dem Ausfeilen eines Schlüsselbartes in seines Vaters Werkstatt beschäftigt war, ein Mann mit einem großen Buche unter dem Arme eintrat, sogleich zu dem alten Norton hintrat, und indem er ihm einen Zettel reichte, das eine Wort „Steuern" brummte.

„Ich wünsche," sagte Norton, „Sie sprächen nächste Woche wieder vor."

„Unmöglich!" rief der Steuereinnehmer. „Ich kann nicht so oft um die lumpige Summe von fünf Schillingen kommen."

„Es ist dies das erste Mal, daß ich mit meinen Steuern im Rückstande bin," bat der Schlosser mit qualvoller Stimme, „und es würde auch diesmal nicht vorgekommen sein, hätte ich nicht Unglück mit meiner Hand gehabt. Ich konnte sie einen Monat lang nicht benutzen und also nichts verdienen. Doch jetzt kann ich sie wieder brauchen. Nur eine Woche!"

„Na denn," brummte der Einnehmer, den Steuerzettel wieder an sich nehmend, „so bezahlt auf dem Bureau, ich gebe euch drei Tage Zeit, aber keine Stunde länger!"

Als der rohe Mensch die Werkstatt verlassen hatte, blieb der alte Norton noch mehrere Minuten gedankenvoll stehen; es schien, als ob Erwägungen sehr peinlicher Art ihn beschäftigten. Dann nahm er, nachdem er einen Blick auf die alte holländische Uhr geworfen, den Rock vom Nagel, setzte seinen Hut auf und eilte hinweg, indem er seinem Sohne noch zurief: „Ich muß hinunter nach Camberwell, Will."

„Armer Vater!" dachte dieser. „Die Schuld ist nicht groß, aber es ist das erste Mal in seinem Leben, daß er um Geld gemahnt wird. Ich wollte, ich könnte fünf Schillinge verdienen, ohne daß er etwas davon erfährt. Dann würde ich hingehen, die Steuern bezahlen

und die Quittung in seine Rocktasche stecken, oder in seine Pantoffeln legen, oder um eine Feile wickeln! Wahrhaftig, das wäre der beste Spaß, den ich mir machen könnte. Und ich würde es ihm gewiß nicht sagen, woher das Geld käme, oh, erst müßte er mich lange bitten."

So tief versunken war Will in seinen Zukunftsgedanken, daß er den Fremden, der mittlerweile eingetreten war und gefragt hatte, ob Jacob Norton zu Hause sei, erst hörte, als derselbe zum zweiten Male fragte. Jetzt erst sah Will auf und merkte, daß er nicht allein sei.

Der Neuangekommene schien in jeder Beziehung ein nobler Herr zu sein. Seine Kleider besaßen noch jenen Glanz, den Kleider nur in der ersten und zweiten Woche, nachdem sie die Hände des Schneiders verlassen, besitzen. Seine schwarze Atlasbinde schien sogar noch neuern Datums zu sein, sein Hut hatte sicher eben erst den Preßblock verlassen, seine fest anschließenden Glaçehandschuhe waren untadelhaft und sein eleganter Spazierstock war die Vollkommenheit selbst.

„Mein Vater ist nicht zu Hause," sagte Will und legte sein Handwerkzeug nieder, „kann ich etwas für Sie thun?"

„D u?!" erwiderte der Herr mit verächtlichem Tone, „nein, ich bedarf eines Schlossers."

„So darf ich Ihnen wohl sagen, mein Herr," sagte Will erröthend, „daß ich, obgleich noch jung, es doch mit jedem guten Schlosser in London aufnehme. Mein Vater sagt's, und der weiß das zu beurtheilen."

„Damit willst du doch nicht sagen, du könntest einen Schlüssel nach einem Wachseindruck herstellen?"

„Ich meine doch, daß ich das könnte," antwortete Will.

„Laß sehen," sagte der Herr sarkastisch, indem er etwas aus der Tasche nahm. „Ich möchte einen zweiten Schlüssel für meine Hausthüre haben, hier ist ein Wachseindruck. Was wird der Schlüssel kosten?"

Will prüfte den Eindruck genau und erwiderte ruhig: „Ich glaube, eine halbe Krone."

„Gut," sagte der Fremde, „wenn du ihn machen willst, gebe ich dir das Doppelte. Aber nein!" setzte er schnell hinzu, als ob ihm plötzlich ein Gedanke gekommen wäre, „wie dumm von mir; du wirst die Arbeit deinem Vater überlassen, und der Schlüssel wird dann aus seiner geschickten Hand kommen, und nicht von dir."

Der Knabe hatte eine unwillige Antwort auf der Zunge, doch beherrschte er sich und versicherte den Kunden, er vermesse sich ganz wohl, den Schlüssel zu seiner Zufriedenheit vollständig correct herzustellen. „Uebrigens," setzte er hinzu, „will ich Ihnen ein Geheimniß anvertrauen. Ich wünschte soeben, ich könnte auf irgend eine Weise fünf Schillinge verdienen zu einem ganz besondern Zweck, ohne daß mein Vater etwas davon erfährt. Er ist nach Camberwell gegangen, wo er bis morgen Abend sein wird, da er dort Schlösser in einem neuen Hause einzusetzen und Glocken anzuhängen hat. Deßhalb werde ich den Schlüssel ohne sein Wissen anfertigen können und morgen früh können Sie ihn holen."

Mit diesem Arrangement schien der Fremde sehr zufrieden zu sein, und nachdem er dem Knaben zu wiederholten Malen eingeschärft, auf keinen Fall die Sache seinem Vater zu verrathen, verließ er mit einem artigen „Adieu" und mit herablassender Miene die Werkstatt.

Der Schlüssel wurde gemacht und pünktlich eingehändigt, hübsch eingepackt in das Blatt eines alten Schreibheftes Wilhelms. Der Fremde lobte das Erzeugniß von Wilhelms Fleiß, zahlte die fünf Schillinge, wie er's versprochen, und war im Begriff, den Schlüssel wieder in das Papier zu wickeln, als sein Blick auf die schöne Handschrift gelenkt wurde.

„Was ist das?" fragte er, und las: „‚Böse Gesellschaft verdirbt gute Sitten. Wilhelm Norton, London.' Wahrhaftig, das ist hübsch. Ist das deine Handschrift? Natürlich, was brauche ich erst da zu fragen, gewiß ist's die deinige. Du bist ein gescheidter Bursche, Wilhelm. Adieu; ich muß gehen."

Am nächstfolgenden Tage saß der alte Jacob Norton an seiner Werkbank, nippte von seinem Glase Bier, das er sich morgens vor Tisch erlaubte, und schaute durch die Spalten eines Morgenblattes, das der freundliche Hauswirth ihm auf eine halbe Stunde geliehen. Sein Sohn war damit beschäftigt, ein altes Schloß auszubessern, das er denselben Nachmittag noch einer Familie bringen sollte, die zufällig in dem Hause des Steuercollectors wohnte. Dadurch hoffte Wilhelm Gelegenheit zu haben, im Bureau des Letztern die Steuern zu bezahlen, ohne daß sein Vater es merkte. Er würde dadurch keinen Zeitverlust haben, und wenn er ihm dann später die Quittung überreichen konnte, würde er sich an der Freude des alten Mannes königlich ergötzen. Plötzlich wurde der fleißige Knabe durch einen Ausruf aufgeschreckt, der aus dem Munde seines Vaters kam.

„Es ist eine schamlose Lüge!" schrie nämlich der Alte. „Horch, Will. Ich lese da eben von einem Einbruch, der in Cheapside verübt worden. Ein Juwelenladen ist geplündert worden, vollständig geleert worden!"

„Aber Vater, das könnte doch wahr sein," warf Will ein, der den unvorhergesehenen Ausruf nicht verstehen konnte.

„Das sage ich ja auch nicht!" erwiderte der Vater. „Das wäre ja auch nichts Neues in London, aber was ich nicht glauben kann, ist dies; hör zu: ‚Man hat guten Grund anzunehmen, daß der Laden durch die Vorderthüre betreten wurde, und zwar vermittelst eines nachgemachten Schlüssels, der nur von einem Meister im Schlosserhandwerke angefertigt worden sein konnte. Es wird uns gesagt, daß die Polizei bereits seine Spur verfolge, die entweder bis zu den Verübern des Verbrechens selbst oder doch zu deren Helfershelfern führen dürfte.' Nun frage ich dich, Will, hat man je seit Anbeginn der Welt davon gehört, daß ein ordentlicher Schlossermeister ein Dieb oder ein Diebeshelfer gewesen sei? Siehst du, das ist's, was ich eine schamlose Lüge nenne. Die Leute, die so was schreiben, verdienen, über die Bank gelegt zu werden und — —; na, ich will mich nicht ereifern; aber eine Lüge bleibt's doch!"

Während der alte Jacob so seinen Gefühlen und seinem verletzten Standesbewußtsein Luft machte, blitzte es im Geiste des Knaben auf, aber nur eine Secunde lang. Der elegante Fremde fiel ihm ein, für den er den Schlüssel gemacht hatte, und das Stück Wachs mit dem Eindruck, das noch in der Schieblade seines Arbeitstisches lag. Würde es nicht klüger sein, das Wachs zu zerstören, oder wenigstens den Eindruck? Nein, dachte er, der Herr konnte kein Einbrecher sein, und die Unschuld darf sich nicht fürchten.

Die alte gebräunte Uhr an der Wand zeigte auf zwei, Vater und Sohn hatten eben ihr bescheidenes Mittagsmahl beendigt, und Wilhelm wollte eben mit dem Schloß unterm Arm das Haus verlassen, als ein Herr eintrat, dem zwei Polizeidiener folgten. Der Herr, der die beiden Handwerker sehr mißtrauisch ansah, redete den Alten mit den Worten an: „Ist dies Jacob Nortons Werkstatt?"

„Ja wohl, was steht zu Diensten? Norton heiße ich. Was kann ich für Sie thun?"

„Und dieser Mann ist, wie ich vermuthe, Ihr Sohn?"

„Mein einziger Sohn, Wilhelm Norton."

„In diesem Falle möchte ich wünschen, einige Fragen an ihn zu richten; aber es wird nicht mehr als recht sein, ihm anzurathen, mit seinen Antworten vorsichtig zu sein, wenn er glaubt, sich durch dieselben verdächtig zu machen."

Ehe noch Vater und Sohn ein Wort der Erwiderung aussprechen konnten, zog der Beamte, denn jetzt war es klar, daß er ein höherer Polizeibeamter war, ein Stück Papier aus seinem Ueberrock und fuhr fort:

„Ist das deine Handschrift, mein Junge?"

„Gewiß, es ist ein Blatt aus einem alten Schreibhefte."

„Du rissest es aus, um Etwas einzuwickeln?"

„So ist es, und zwar vorgestern. Es war ein Schlüssel."

„Und du machtest den Schlüssel?"

„Freilich, nach einem Wachseindruck."

„Was ist aus dem Wachs geworden?"

„Das habe ich noch; es liegt in der Schieblade meines Werktisches."

Der Beamte winkte einem Polizeidiener, der sogleich die Schieblade herauszog und das Stück Wachs, auf dem der Eindruck noch unversehrt war, hervorsuchte.

„Du handelst sehr vernünftig, junger Mann, indem du uns keine unnöthige Mühe machst," sagte der Beamte, „und dieser Umstand wird zweifelsohne vor den Geschworenen zu deinen Gunsten sprechen. Es bleibt mir jetzt nichts übrig, als dich zu fragen, ob dein Vater von der Anfertigung des Schlüssels etwas wußte?"

„Nein, mein Vater war nicht zu Hause, als ich den Schlüssel auf Bestellung machte."

„Nun denn, so verhafte ich dich im Namen des Gesetzes auf Grund des Verdachtes, bei einem Raube, der in der Nacht zwischen dem 10. und 11. dieses Monats im Hause des Juweliers Thomas Lloyd, in Cheapside, stattgefunden, entweder als Hauptthäter oder Helfershelfer theilgenommen zu haben."

Während dieses Gesprächs saß der alte Norton vollständig sprachlos da, sein Erstaunen wuchs mit jeder Secunde, und als er sah, daß die Polizei sich anschickte, seinen Sohn mit fortzunehmen, raffte er sich auf und beschwor Wilhelm, ihm die Wahrheit zu sagen und ihm zu gestehen, ob er sich wirklich einer Gesetzesübertretung schuldig gemacht habe. Wilhelm schaute mit seinen treuen lieben Augen fest in das von Gram durchfurchte Antlitz und erzählte ganz ohne Rückhalt, warum er ihm die Anfertigung jenes Schlüssels verheimlicht, und daß er jetzt wahrscheinlich für seine Unklugheit werde büßen müssen. So sehr auch der Vater seinen Sohn kannte und wußte, daß er unschuldig war, so überwältigte ihn die Schmach, seinen Sohn in's Gefängniß führen zu sehen, doch so, daß er wie gebrochen auf seinen Schemel niedersank, seine Elbogen auf dem Werktisch aufstützte und, sein Gesicht mit den Händen bedeckend, in Thränen ausbrach. Der Schlag war dem alten ehrlichen Manne zu stark.

Wilhelm wurde in's Gefängniß gesteckt, und es würde ihm wahrlich schlimm ergangen sein, wäre nicht jener schön gekleidete Herr, der ihm den Auftrag gegeben, bei einem Versuche, einen Theil der gestohlenen Schätze zu veräußern, gefangen genommen worden. Da man in ihm einen alten verhärteten Dieb wiedererkannte, so sah er bald, daß für ihn keine Rettung im Leugnen lag. Er bekannte Alles, was zur Verhaftuug von zwei weiteren Verbrechern führte, die wie er der Polizei schon lange verdächtig gewesen waren.

Das Beste war natürlich, daß man die Unschuld des jungen Norton ausfand, der dann auch, von aller Schuld losgesprochen, freudigen Herzens zu seinem gramerfüllten Vater zurückkehrte.

Fünfzehn Jahre später, als man von dem oben erzählten Vorfalle Nichts mehr wußte, war Wilhelm Norton eines Tages, wie gewöhnlich, beschäftigt in der alten Werkstatt, die übrigens bedeutend vergrößert worden war, um einigen Gesellen und einem Paar klug aussehender Lehrlinge Platz zu verschaffen. Der alte Jacob, dem jetzt die weißen Locken das glückliche alte Gesicht umrahmten, saß, wie ehedem, auf seinem alten Schemel und erfreute sich an seinem Morgentrunke und seiner Zeitung, denn es war eben 11 Uhr; da sprang die Thüre auf, die zum Wohnzimmer führte, und ein kleines Bübchen mit rosigen Wangen stürzte frohlockend in die Werkstatt, eine Feder in der einen und ein Papier in der andern Hand; es lief auf Wilhelm zu und bat den „lieben Papa", ihm eine Vorschrift zu schreiben. Wilhelm gab seinem Erstgebornen einen Kuß, legte das Schloß, das er eben ausbesserte, bei Seite, nahm die Feder und schrieb in seiner alten, aber immer noch saubern und schwungvollen Handschrift auf die erste Linie:

„Kinder, haltet vor euren Eltern nie Etwas geheim!"

Ein ländliches Abenteuer.

Town Lake, den 8. October.

Lieber Onkel Karl!

Ich muß Dir die Mittheilung machen, daß ich ein Farmer geworden bin und in Town Lake wohne, wo Du mich von jetzt an finden kannſt. Bitte, vergiß dies nicht; denn Deine Erzählungen bilden die einzige Unterhaltung, die ich in den freien Stunden habe; deßhalb erwarte ich Dich auch immer mit der größten Sehnſucht. Du mußt jetzt aber nicht glauben, daß ich ſo ſehr viele freie Stunden habe. Auf dem Lande iſt für Jeden Arbeit, der laufen kann. Wenn ich auch noch nicht im Stande bin, zu pflügen und Bäume umzuhacken, ſo kann ich doch manche Arbeit verrichten, die gethan werden muß; wie zum Beiſpiel: das kleingehauene Brennholz für den Winter fortſtapeln, die Gänſe und Enten bewachen, damit ſie nicht zu weit von Hauſe fort gehen; auf die Hühner achtgeben, daß ſie ihre Eier nicht an entfernten Orten legen; wenn ſie ſolches doch thun, ſo muß ich die geheimen Neſter aufſuchen, damit die Eier nicht verloren gehen.

Doch halt! Da ich gerade von Eiern ſchreibe, ſo fällt mir ein Abenteuer ein, welches mir vor wenigen Tagen paſſirte. Du mußt es aber ja nicht weiter erzählen; denn wenn meine Schweſter Lina und die Tante Laura es erführen, ſo würden ſie mich ſehr viel necken; denn ſie ſind an all' dem Unglück, das ich dabei hatte, ſchuld. Sie erzählten mir nämlich eines Abends, daß ſie bei einem Nachbar geweſen waren, der ein ſehr gutes Mittel hätte, mit welchem man bewirken könnte, daß ein Huhn hundert und noch mehr Eier in einem Tage lege. Das ſchien mir doch etwas unglaublich zu ſein; als ich aber hörte, wie er es angefangen habe, dachte ich, es könnte doch möglich ſein, und da das Probiren nichts koſtet, ſo beſchloß ich, am nächſten Morgen ſogleich an die Arbeit zu gehen und das Neſt, welches das Mittel war, herzuſtellen, wie meine Schweſter und die Tante es mir beſchrieben hatten. Ich machte alſo einen Kaſten von ungefähr zwölf Zoll Länge, zwölf Zoll Breite und vier Zoll Höhe, ohne Deckel. In die Mitte des Bodens machte ich ein viereckiges Loch mit einer Klappe oder, wie man auch ſagt, einer Fallthüre. Dann machte ich von Heu ein ſchönes, rundeß Neſt hinein, ſo geformt, daß, wenn man ein Ei irgendwo hineinlegte, es ſofort auf die Klappe rollte und durchfiel, worauf die Klappe ſich dann wieder von ſelber ſchloß. Der Nachbar ſollte nämlich geſagt haben: wenn ein Huhn ſich auf ein ſolches Neſt ſetze und ein Ei hinein lege, ſo drehe es ſich wie gewöhnlich um, um zu ſehen, ob es auch wirklich gelegt habe; ſei das Ei verſchwunden, ſo glaube das Huhn, es habe noch nicht gelegt, ſetze ſich wieder hin und lege noch einmal; da dieſes Ei auf demſelben Weg verſchwindet, ſo ſetze ſich das Huhn wieder hin und lege noch ein Ei, und ſo gehe es den ganzen Tag fort, ohne aufzuhören.

Als ich das Neſt fertig hatte, machte ich es an derſelben Stelle im Hühnerſtall feſt, wo ſchon ein anderes Neſt geweſen war, ſo daß es ungefähr drei Fuß über dem Boden war; dann ſtellte ich mich ſo hin, daß ich von dem Huhn nicht geſehen werden und doch meinen Hut unter das Neſt halten konnte. Ich mußte eine ſehr lange Zeit warten, bis ein Huhn kam und ſich auf das Neſt ſetzte. Doch ich hatte Geduld; denn ich freute mich ſchon im Stillen über die vielen Eier, die ich zum Abend in's Haus bringen würde. Endlich ſetzte ſich ein Huhn. Es dauerte wohl eine Viertelſtunde, bis ein Ei in meinen Hut rollte. Doch kaum hatte das Huhn gelegt, da ſprang es auch auf und flog fort, ohne ſich erſt umzuſehen. Ich war über die Rückſichtsloſigkeit ſehr unzufrieden, doch glaubte ich, ein anderes Huhn würde es vielleicht beſſer machen und nicht ſo gleichgültig ſein. Ich wartete alſo, bis ſich ein zweites auf das Neſt ſetzte. Dies war nicht ſo langſam, wie das andere; denn kaum ſaß es,

und kaum hatte ich meinen Hut wieder hingehalten, da, bumms! fiel auch schon ein Ei und, platsch! gerade auf das andere, so daß beide zerbrachen und der Dotter in meinen Hut rann. Und das Huhn? — Ja, das Huhn guckte sich wohl um, aber dann flog es fort und machte ein furchtbares Geschrei, gerade, als ob es mich auslachte. Jetzt wußte ich, daß man mich zum Besten gehabt hatte. Ich sah jetzt, daß es thöricht von mir war, zu glauben, ein Huhn könne in so kurzer Zeit mehr als ein Ei legen. Ich war just im Begriff, das Nest wieder zu zerstören, damit Niemand etwas sehen sollte, als ich plötzlich meine Tante und Schwester draußen hörte. Jetzt galt es, nichts merken zu lassen. Ich ergriff rasch meinen Hut, um hinaus zu gehen und zu thun, als ob nichts vorgefallen wäre. Aber, o weh, ich hatte kaum meinen Hut aufgesetzt, als mir auch schon der Inhalt der zerbrochenen Eier über das ganze Gesicht und den Nacken auf den Leib herab rann. Da stand ich, lahm vor Beschämung und

Karl Trentbeils neue Heimath.

wußte nicht, was rasch beginnen. Man durfte mich auf keinen Fall sehen. Ich versteckte mich deßhalb, so gut es ging; glücklicher Weise gingen die beiden Ungeheuer am Hühnerstall vorüber, ohne mich weiter zu belästigen. So bin ich diesmal mit dem bloßen Schreck davon gekommen; aber es war eine gute Lehre, denn man wird mich nicht mehr so leichtgläubig finden, und ich werde künftig immer erst gut überlegen, ob etwas auch möglich und nicht naturwidrig ist.

Damit Du Dir eine Vorstellung von meiner neuen Heimath machen kannst, habe ich Dir eine Zeichnung von derselben beigelegt. Links hinter dem Hause siehst Du den Hühnerstall, in dem ich mein Abenteuer erlebte.

Es grüßt Dich Dein Neffe

Karl Trentbeil.

Auf das, was dir nicht werden kann, sollst du den Blick nicht kehren;
Oder ja, sieh' recht es an, so siehst du gewiß, du kannst's entbehren.

(Fr. Rückert.)

Das Gewitter.

Die Blume kann den Kelch nicht tiefer neigen,
Kein Lüftchen regt sich mehr, die Vöglein schweigen,
Und nur am Rain die kleine Grille zirpt,
Daß nicht des Lebens letzter Laut erstirbt.

Die Sonne sticht, es steht mit fahlem Rande
Die Wetterwolke drohend überm Lande.
Der Landmann tritt bedenklich vor sein Haus,
Und ängstlich löscht sein Weib das Feuer aus.

Ein Windstoß jetzt, ein Blitz, ein fernes Grollen,
Und näher schon hört man den Donner rollen,
Der ganze Himmel steht in heller Gluth —
Ein Tropfen jetzt — und nieder rauscht die Fluth.

Doch sieh! schon hat das Wetter sich verzogen,
Am Himmel glänzt der siebenfarb'ge Bogen,
Die Luft ist frisch und würzereich ihr Hauch,
Das Vöglein singt, es tropft von Baum und Strauch.

Der Landmann spricht: „Das war ein reicher Segen,
Zur rechten Zeit kam unsrer Flur der Regen."
Und eilt hinaus, um nach der Saat zu seh'n,
Und sieht im Geist das Feld voll Garben steh'n.

(Julius Sturm.)

O herrliche Natur! Unendlich Leben
Durchdringt dein ewig neugestaltend Weben;
Wie klein der Mensch, wie groß sein Unverstand,
Ist ihm dein Schaffen nichts als Wundertand!

(E. D.)

Räthsel.

Ernst Löser sieht den Professor Aufgeber am Rande eines Sumpfes eifrig in die Untersuchung einer Pflanze vertieft. Auf einem Baumstumpf neben demselben liegt Charles Darwins Werk über insectenfressende Pflanzen. Ernst geht leise näher und legt, ohne vom Professor bemerkt zu werden, sein Räthselheft auf das offene Buch, und tritt dann etwas zurück. Immer noch die Pflanze betrachtend, wendet sich der Professor jetzt nach dem Buch, indem er murmelt: „Ja, ja, unzweifelhaft Utricularia clandestina," und bemerkt nun das Heft. Er dreht sich um und sieht Ernst.

Professor: Aha, unser Ernst gehört, wie es scheint, zu den Schleichern? Kannst du mir eine Art der Schleicher nennen?

Ernst: O ja! Da sind z. B. die Jesuiten, welche sich unter allen möglichen Verkappungen unter die Menschen schleichen und viel Unheil anstiften. Etwas weniger

gefährlich sind die Schmeichler und Höflinge, welche man unter dem Namen Kriechthiere zusammenfaßt.

Professor: Nun, wenn deine Antworten auch nicht naturgeschichtlich richtig sind, so zeigen sie doch, daß du die Weltgeschichte nicht nur auswendig lernst, sondern auch über die Lehren, die daraus zu ziehen sind, nachdenkst. So muß man alle Studien betreiben.

Doch sieh hierher. Dies ist eine Art Schlauchkraut, Utricularia clandestina: dieses Exemplar hat eine Menge kleiner Wasserthierchen gefangen; in etwa vierundzwanzig Stunden würden diese verdaut und ihre unverdaulichen Bestandtheile wieder ausgeschieden worden sein. Wir haben es also mit einer „fleischfressenden" Pflanze zu thun.

Ernst: Wenn ich das meinen Spielkameraden erzähle, so werden sie gewiß denken, ich wolle ihnen ein X für ein U vormachen, so wunderbar, d. h. so unerwartet neu ist es. Ihre Räthsel habe ich übrigens alle gelöst.

Professor: Du bist ja ein wahrer Tausendsasa! Diesmal will ich dir nun eine ganze Räthselschule aufgeben, um zu sehen, wie du in Mineralogie, Botanik, Zoologie, Physik, Chemie, Geschichte und Geographie bewandert bist:

Räthselschule.

(47.) 's ist schwarz und doch farblos,
Ist hart und doch weich;
Man brennt's in dem Ofen,
Ein Stück macht schon reich;
Es schmückt Diademe,
Es dient auch der Kunst;
Ist fest und auch flüssig,
Und doch ist's nur Dunst.

(48.) Dem Sinn nach ist's ein Förster,
Doch nennt es dir ein Pflänzelein,
Das durch den Duft das Herz erfreut
Im Labetrank, im Linnenschrein.

(49.) Mich friert es erst bei zweiunddreißig,
Den Andern schon bei Null,
Und daß ich noch nicht abgedankt,
Das ist nur eine Schrull'.

(50.) Der Eine ist bekannt durch seine Dummheit,
Das Andere berüchtigt wegen Trägheit;
Und was der Eine spricht,
(Es sind der Zeichen zwei)
Das paßt dem Andern nicht:
Drum kehrt es um die Reih'.

(51.) Ein mächtig Reich der Welt
War ich der Völker Meister,
Ein mächtig Reich des „Himmels"
Beherrscht' ich einst die Geister.
Nun ist mein Reich dahin,
Nicht gilt mein Machtwort ferner;
Drei Zeichen nenn' ich mein:
Wie heiß' ich, junger Lerner?

(52.) Die erste schmeckt am besten frisch,
Paßt trefflich zum Geburtstagstisch;
Die zweite, doppelt, mit 'nem Hauch
Bezeichnet man als „Eule" auch;
Die dritte endlich füllt das Schiff,
Das fleiget über See und Riff.
Das Ganze aber, meerumbrandet,
Ist Kerker Dem oft, der dort landet.

(53.) Ein grünlich, giftig Gas,
Ein brennendes Metall,
Sie nenn' ich Eltern mein.
Und dennoch würz' ich dir
Die Speisen allzumal;
Was kann mein Name sein?

April.

Ein Vogel, ein Vogel! O hört, was er singt,
Wie hell durch den Garten sein Stimmlein erklingt!
Er rufet: „Ihr Kinder! Ihr Lämmer! heraus!
„Ihr Kinder zum Spielen, ihr Lämmer zum Schmaus!
„Und Alles auf Erden und hoch in der Luft,
„Das lacht nun und freut sich an Blüthen und Duft.
„Was Flossen hat, schwimmt, und was Beine hat, springt,
„Was Flügel hat, fliegt, und wer singen kann, singt!"

Benjamin Franklin.

Von Ch. Lüdke.

Benjamin Franklin.

Meine jungen Leser! Habt ihr euch jemals gefragt, warum ihr die Bildnisse gewisser Menschen so oft an den Schaufenstern, bisweilen auch in euren Zimmern hängen seht, warum ihr entweder eure Eltern oder eure Lehrer von denselben Menschen so oft erzählen hört? Was pflanzt das Andenken an sie von einem Menschengeschlecht zum andern fort? Was fesselt uns an die Lebensgeschichte eines Menschen, der vor Jahrtausenden gelebt hat? Die Anzahl Derer, welchen das Loos zu Theil geworden ist, in der Erinnerung der Völker fortzuleben, ist nicht sehr groß. Wie die Pflanzen, die aus der Erde hervorsprießen, wachsen, blühen, vergehen und spurlos verschwinden, ebenso sind die meisten Menschen, sobald sie ihr Lebensziel erreicht haben und in's Grab hinabgestiegen sind, spurlos verschwunden. Die Lebensgeschichte von Billionen von Menschen ist uns unbekannt. Nur hier und da erhebt sich aus dem dunklen Verlauf der Jahrhunderte eine Persönlichkeit und verbreitet das Licht ihres Geistes über ein ganzes Zeitalter. Es ist gewiß keiner unter euch, der nicht die Namen „Washington" und „Franklin" gehört hätte. Die Geschichte der Vereinigten Staaten ist mit ihrem Lobe erfüllt, und ich werde mir ein Vergnügen daraus machen, euch ein Lebensbild von einem dieser Männer, von Franklin, zu entwerfen. Es wird nachher für euch, wenn ihr sein Leben mit einem Blicke überschaut, keine Schwierigkeit haben zu erklären, warum sein Name in dem Andenken der Nachwelt fortlebt, und warum sein Leben und seine Thaten solche Bewunderung hervorgerufen haben.

Die Familie Benjamin Franklins stammte aus Ecton, einem in der Grafschaft Northampton gelegenen Dorfe Englands. Dort besaß sein Vater, Josiah Franklin, eine Schmiede und einige 30 Acres Land. Josiah Franklin war ein rüstiger und bei seinen Nachbarn geachteter Mann. In der Tugend der Arbeitsamkeit und in frischer Lebenslust leuchtete er seinen Mitmenschen voran, und wenn in der Stille der Morgenstunde die hellen Töne der Hammerschläge aus der Schmiede in die Nachbarhäuser herüberklangen, dann wußten alle, daß es Zeit war, die Tagesarbeit zu beginnen, besonders aber betrachtete einer seiner Nachbarn, der ein Seifensieder und Lichtzieher war, diese Töne der Hammerschläge als einen freundlichen Morgengruß; denn Josiah hatte ihm immer, wenn Noth am Manne war, hülfreiche Hand in seinem Geschäfte geleistet und hatte sich ihm stets als Freund bewährt.

1682 wanderte Josiah Franklin nach Amerika aus. Die Unduldsamkeit der königlichen Familie der Stewarts in Glaubenssachen hatte bei vielen Bewohnern Englands das höchste Mißvergnügen erregt und hatte sie veranlaßt, lieber Haus und Hof zu verlassen und in einem fernen Lande sich eine Heimath zu suchen, als sich den Satzungen und der Herrschaft der römisch-katholischen Kirche zu unterwerfen. Josiah Franklin, ein der Politik der Stewarts abgeneigter Mann, schloß sich den Auswanderern an und schlug seinen Wohnsitz in Boston auf. Hier fand seine früher bewiesene Dienstfertigkeit eine unerwartete Belohnung. Er hatte von seinem Nachbarn, während er ihm hülfreiche Hand geleistet hatte, die Seifensiederei und Lichtzieherei gelernt, und da in Boston sein eigentliches Gewerbe hinreichend vertreten war, so legte er ein Geschäft als Seifensieder und Lichtzieher an. Seine Reise über den Ocean hatte

zwar seine Geldmittel bedeutend vermindert, sie waren jedoch immer noch hinreichend, die Kosten für die Anlegung der Werkstätte und den Ankauf der nöthigen Geräthschaften zu bestreiten. Als die ganze Einrichtung fertig war, machte er sich rüstig an die Arbeit und verdiente bald soviel, daß er seine Familie erhalten konnte, ohne sie Noth leiden zu lassen.

Während er nun mit der größten Gewissenhaftigkeit der Erfüllung der Pflichten nachkam, welche ihm als Vater und Geschäftsmann oblagen, wurde er von einem Unglück heimgesucht, welches seinem Herzen eine tiefe Wunde zufügte. Er verlor seine Frau und mit ihr die Stütze, deren er so sehr für die Leitung seines Haushaltes bedurfte. Es war der Familie der Mittelpunkt geraubt, um welchen sich die Schaar seiner Kinder sammeln konnte, es war die Mutter geraubt, welche den Kindern Speise und Trank reichte, welche sie kleidete, welche sie vor dem Bösen warnte und zum Guten anspornte, welche ihnen die liebevolle Theilnahme erwies, deren sie in Freude und Leid bedurften.

Franklin erkannte bald, was seinem Hauswesen fehlte; er war ein willens- und thatkräftiger Mann, und es gelang ihm bald, eine zweite Frau zu finden, die nicht nur die Stelle der ersten ersetzte, sondern sich auch bald die Liebe der Kinder erster Ehe erwarb. Er war zufrieden; er hatte sich in der getroffenen Wahl nicht getäuscht, und die Zahl der Kinder, wiewohl sie bis auf 17 stieg, trug nur dazu bei, ihn zu unverdrossener Arbeitsamkeit anzuspornen, ihn mit erhöhtem Pflichtgefühl zu beseelen und daran zu gewöhnen, mit Weisheit über die Mittel zu verfügen, welche ihm zur Erhaltung seiner Familie zu Gebote standen.

Unter seinen 17 Kindern war Benjamin das sechzehnte. Er war am 17. Januar 1706 geboren. Ueber seine Erziehung in der frühesten Kindheit ist wenig überliefert worden; man kann nur mit Bestimmtheit behaupten, daß die Gewöhnung an Ordnung, Arbeitsamkeit, Sparsamkeit und andere im elterlichen Hause geübte Tugenden frühzeitig bei dem Knaben ihren Anfang nahm. Ein Beispiel hiefür bietet eine Geschichte, welche sich zutrug, als er sechs Jahre alt war, eine Geschichte, welche zeigt, wie segensreich Lob oder Tadel auf die Entwickelung der geistigen Anlagen der Menschen einwirken können.

In Boston, so wird erzählt, war hoher Festtag, in Folge dessen die Läden geschlossen waren; um 12 Uhr sollten sie wieder geöffnet werden. Der kleine sechsjährige Benjamin hat sich kurz vor dieser Zeit auf die Treppe vor einem Spielzeugladen aufgestellt, um zuerst in den Laden zu kommen, und sich für das vom Vater erhaltene Geld die Spielsachen zu kaufen, welche ihm am besten gefielen. Zufällig kommt ein Knabe mit einer bunten Pfeife die Straße entlang. Die Pfeife erscheint dem jungen Benjamin ein Wunderding; er eilt dem Knaben entgegen, bietet ihm für die Pfeife alles Geld, welches er hat, und sieht sich ohne Weiteres im Besitze des ersehnten Gegenstandes. Welche Wonne, als er pfeifend sich dem väterlichen Hause nähert, beim Eintreten in das Speisezimmer seinen Geschwistern das seltsame Instrument zeigt und ihnen Proben von den Eigenschaften desselben giebt. Alle sind erstaunt, jedoch nicht über die Seltenheit und Vortrefflichkeit seines Instruments, sondern über die Thorheit ihres Bruders, der soviel Geld für den Ankauf eines unnützen, widerwärtig klingenden Dinges vergeudet hat. Wiewohl erst sechs Jahre alt, wird er sich sogleich bewußt, daß die Zurechtweisung, welche er von seinen Geschwistern erfährt, eine gerechtfertigte ist, und daß er sich allein die Schuld beimessen muß, wenn ihnen sein Kauf und seine Kunstdarstellungen lächerlich erscheinen. Es wird weiter erzählt, daß er nicht nur sein Spielzeug von sich geworfen, sondern daß er späterhin als Jüngling, als Mann und als Greis beständig sich dieser Geschichte erinnert und sich beim Abschluß irgend eines Geschäftes stets gefragt habe:

„Geben wir nicht zu viel für die Pfeife?"

Er war ein körperlich und geistig gesunder Knabe. Die reine Meeresluft, welche er einathmete, und die gesunden Nahrungsmittel, welche in dem väterlichen Hause verabfolgt wurden, kräftigten den Lebenskeim, der bei ihm in's Dasein drang; außerdem gewann seine gesunde Natur an Dauerhaftigkeit durch die Vergnügungen, mit denen er seine Mußestunden

ausfüllte. Welch' eine Luft gewährte es ihm, in einem Boote mit vollen Segeln über die Meeresfläche dahin zu fliegen, oder beim Schwimmen durch geschickte Bewegung der Füße und Hände sich über dem Waſſer zu halten, oder beim Angeln einen ſchweren Fiſch herauszuziehen, welcher durch ſeine Laſt die Angel zu zerreißen drohte.

Während er ſich ſolchen Genüſſen der Freude überließ, wurde er in der Ferne eines Gegenſtandes anſichtig, welcher anfangs klein und geſtaltlos, bald aber bei ſeiner Annäherung als ein Schiff mit prächtigen Segeln und Maſten erſchien. „Aus welchem Lande kam es?" „Mit welchen Gütern war es beladen?" „Was für Mannſchaften befanden ſich auf demſelben?" Das waren die Fragen, welche er ſich ſtellte. Er ſah den Schiffs-Kapitän, einen ſtattlichen Mann, welcher das ſchwimmende Bauwerk lenkte. Seine Einbildungskraft wurde von den erhaltenen Eindrücken aufgeweckt. Sie ſchweifte über den weiten Ocean nach fernen Ländern mit ihren Städten und Bewohnern und erzeugte in ihm einen Hang, die Wunder jenſeits des Oceans zu ſehen und auf einem Schiffe fremde Welttheile zu beſuchen. Wie viel Mühe es ihm ſpäter koſtete, dieſem Hange zu entſagen, werden wir bald ſehen.

Die Schule ſoll der junge Benjamin von ſeinem 6. bis 10. Lebensjahre beſucht haben. Er zeichnete ſich durch muſterhaftes Verhalten gegen Lehrer und Mitſchüler, ſowie durch ſeine nicht zu befriedigende Wißbegierde aus. Bei der Reinheit ſeines Gemüthes und der reichen Begabung ſeines Geiſtes war es kein Wunder, daß er mit Leichtigkeit die Unterrichtsgegenſtände auffaßte, ſie verarbeitete und ſich nach allen Richtungen hin zum Verſtändniß brachte, und daß alle, die ihn kannten, ihn nicht nur nicht um ſeine geiſtigen Fähigkeiten beneideten, ſondern ihn vielmehr wegen der Beſcheidenheit lieb gewannen, welche er überall an den Tag legte. Nicht, um äußerlich zu glänzen, ſtrebte er danach, das Wiſſenswerthe ſich anzueignen, ſondern um ſeinen Wiſſenstrieb zu befriedigen, um ſich ſelbſt und die Welt zu erkennen. Dieſer Wiſſenstrieb ließ ihm keine Ruhe; ſobald er ſich außerhalb des Bereiches der Schule befand und ſeine Mahlzeiten beſeitigt hatte, ſuchte er in der kleinen Bibliothek ſeines Vaters nach Büchern, welche durch ihren Inhalt ihm neuen Stoff zum Nachdenken bieten konnten; beſonders waren es Reiſebeſchreibungen, in welchen er Belehrung über ferne Länder ſuchte, und welche ihn um ſo mehr feſſelten, als es ein Lieblingsgedanke für ihn war, auf einem Schiffe in die weite Welt hinauszuſegeln; ſogar das Taſchengeld, welches er von ſeinem Vater erhielt, ſparte er und verwendete es zum Ankauf der Bücher, aus welchen er neue Belehrungen ſchöpfen wollte.

Mit ſeinem 10. Lebensjahre tritt ein Wendepunkt in ſeiner Lebensgeſchichte ein. Sein Vater war kein begüterter Mann; er verdiente gerade ſoviel, daß er ſeine Familie ehrlich erhalten konnte, aber nicht ſoviel, daß er mit einem Theil des Erworbenen ſeinem Sohne eine höhere Ausbildung hätte zu Theil werden laſſen können. Er beſchloß daher, ihn aus der Schule zu nehmen und ihn in ſeiner Seifenſiederei und Lichtzieherei zu beſchäftigen.

Welch' ein Wechſel! Er ſollte den Gedanken aufgeben, ein Seemann zu werden, er ſollte nicht mehr die Bücher hervorholen, welche ihm eine ſo belehrende Unterhaltung geboten hatten; in der Werkſtelle ſtehen und Lichter ziehen, oder in der Stadt umherlaufen und Beſtellungen machen, oder tauſenderlei Handleiſtungen vollziehen, welche ihm aufgetragen wurden: das war das Loos, welches der bittere Ernſt ſeines Vaters für ihn auserwählt hatte. Bereitwillig und ohne Murren, doch mit dem Ausdruck des tiefſten Mißmuthes in ſeinem Geſichte, verrichtete er die für ihn beſtimmten Arbeiten. Ohne daß er es ahnte, wurde er lange Zeit von ſeinem Vater beobachtet und ſogar bemitleidet. Wer kann ſeine Gefühle ſchildern, als eines ſchönen Tages ſein Vater ihm ſagte, er ſolle ſich ſeine beſten Kleider anziehen; er wolle mit ihm die Werkſtätten ſeiner Freunde beſuchen, und er (Benjamin) ſolle nachher ſich ein anderes Handwerk wählen; aber niemals würde ihm geſtattet werden, ein Leben als Seefahrer zu führen. Geſagt, gethan! Der Burſche kam zu einem Meſſerſchmiede in die Lehre. Sein Meiſter würde gewiß mit ihm ſehr zufrieden geweſen ſein, wenn ſeine Gedanken ſtatt auf das Buch, welches er in der Taſche trug, auf das Eiſen gerichtet

gewesen wären, welches in der Esse so leicht verbrennen konnte und zu seiner Umformung eine große Behutsamkeit erforderte. Je nachdem die Augenblicke günstig oder ungünstig waren, kam das Buch aus der Tasche und verschwand in derselben, und mit dem Buch kam und ging das Messerschmiede-Handwerk. Zu seiner großen Betrübniß erfuhr der Vater bald, daß sein Sohn nicht die rechte Wahl für seinen Lebensberuf getroffen hatte, und dieser mußte wieder in das väterliche Haus zurückkehren. Glücklicher Weise erklärte sich der älteste Sohn, der in Boston eine Buchdruckerei angelegt hatte, bereit, seinen Stiefbruder in die Lehre zu nehmen, aber mit der Bedingung, daß der 12jährige Bursche bis zum 21. Lebensjahre bei ihm arbeiten solle. Diesen Anordnungen gemäß trat Benjamin als Lehrling in die Buchdruckerei ein. Obschon von seinem neuen Lehrmeister streng und nicht selten mit ungerechtfertigter Härte behandelt, empfand er bald, daß der rechte Lebensberuf für ihn gefunden sei. Nichts konnte seine Gedanken von der Druckerei ablenken, nicht einmal der früher so mächtige Drang, über den Ocean nach fernen Ländern zu segeln. Bei dem Ernste und dem Eifer, mit dem er das neue, von einem gewissen geheimnißvollen Zauber umgebene Geschäft anfing, gelang es ihm bald, sich eine solche Fertigkeit in dem Setzen der Lettern und in der Zusammenstellung ganzer Schriftstücke zu erwerben, daß sogar sein Stiefbruder sich einer Anwandlung von Bewunderung nicht erwehren konnte. Einen ungeahnten Reiz hatte es für ihn, die Gedanken Anderer in die äußere Erscheinungsform des Druckes überzuführen, sie in der kürzesten Zeit tausendmal und öfter zu vervielfältigen und sie gleichsam verkörpert nach allen Weltgegenden hinauszuschicken.

Die Arbeitszeit am Tage war bestimmt, und die Mußezeit kurz. Des Wissenswerthen war so viel vorhanden. Es war in vielen Büchern zerstreut. Nur sehr wenige von ihnen hatte er bisher durchstudirt. Bei dem Drucken von Büchern und Zeitungen wurde er sich bewußt, daß der Lücken in seinem Wissen unzählige waren; er wollte sie ausfüllen, aber die Mußezeit war streng zugemessen, und somit mußte dem Schlafe die Zeit entzogen werden, welche er für die Aneignung neuer Kenntnisse brauchte. In der Mitte der Nacht um 1 oder 2 Uhr, nicht selten noch um 3 Uhr stand vor seinem Bette eine brennende Kerze und erhellte die Seiten eines Buches, dessen Inhalt den Schlaf von seinen Augen bannte. Aehnlich der Biene, welche im Sommer aus den Blumen des Feldes den Honig für den Winter sammelt, trug auch er aus den geistigen Blüthen der Bücher die Schätze zusammen, welche späterhin seinem Leben zur Zierde gereichten. Als Knabe von 15 Jahren fing er an, Verse zu machen; er schrieb sogar zwei Balladen, von welchen die eine „Die Leuchthurm-Tragödie" betitelt war, die andere die Thaten des weltberühmten Seeräubers Eduard Teach, genannt Schwarzbart (Blackbeard) darstellt. Beide druckte er selbst und verkaufte sie nachher in den Straßen von Boston. Auch stylistische Uebungen stellte er an, indem er den Inhalt irgend eines gedruckten Schriftstückes als Material zu einem Aufsatze benutzte und nachher seine Leistungen mit der Form des Originals verglich, wobei er auf die Fehler seiner Darstellungsweise aufmerksam gemacht wurde und seine Fähigkeiten richtig würdigen lernte. — Ein Verfahren, das sehr zur Nachahmung zu empfehlen ist!

Welche unbrüderliche Gesinnung sein Bruder bisweilen gegen ihn an den Tag legte, dafür liefert folgende Geschichte den Beweis: Benjamin mußte eine Zeitung setzen und drucken, welche sein Bruder herausgab; hierbei wandelte ihn die Lust an, selbst Aufsätze für die Zeitung zu schreiben und abdrucken zu lassen; aber er wagte nicht, seinem Bruder seinen Wunsch mitzutheilen, weil er wußte, daß dieser sich auf die Erfüllung seines Wunsches nicht einlassen würde. Er steckte daher seine Aufsätze unter die Thüre der Buchdruckerei und hatte nachher die Freude, daß sein Bruder sie daselbst fand, sie las, mit dem Inhalt und der Form derselben sehr zufrieden war und sie ihm zum Abdrucken übergab. Wer nur immer die Aufsätze las, sprach sich lobend über dieselben aus; Benjamin selbst empfand eine nicht geringe Genugthuung über die Aufnahme, welche den Erzeugnissen seines Geistes zu Theil

geworden war, und konnte schließlich nicht unterlassen, seinem Bruder das Geheimniß zu enthüllen. Dieser hatte die Vermuthung gehegt, daß irgend eine hervorragende Persönlichkeit die vielbesprochenen Artikel müsse verfaßt haben, und sollte nun zu seinem Aerger erfahren, daß sie von einem kaum den Knabenjahren entwachsenen Burschen herrührten. Er konnte sich nicht enthalten, ihm in Ausdrücken des Zornes seine Meinung an den Tag zu legen und ihn um so tiefer zu kränken, als er (Benjamin) statt der Vorwürfe Lob und Ermunterung erwartet hatte.

Später veröffentlichten beide zusammen ein Journal, welches dem ältern Bruder viel Geld, dem jüngern aber nur Ehre einbrachte. Hiermit und mit den contractlichen Verhältnissen, welche Benjamin eine neunjährige Dienstzeit auferlegten, war dieser sehr unzufrieden und gerieth darüber in eine so feindselige Stellung seinem Bruder gegenüber, daß er ein weiteres Zusammenleben mit ihm für unmöglich hielt und beschloß, sich seiner Herrschaft durch die Flucht zu entziehen. Er verkaufte einen Theil seiner Habseligkeiten und seiner Bücher und schiffte sich nach New York ein, um von dort nach Philadelphia weiterzureisen.

Auf der Fahrt nach New York trat eine Windstille ein, als sie in die Nähe von Block Island gekommen waren. Das Meer glich einer Spiegelfläche und wimmelte von Fischen. Die Matrosen benutzten die Gelegenheit, mit dem Fischfange sich die Zeit zu vertreiben und ihrem Gaumen einen angenehmen Leckerbissen zu verschaffen. Ein Fisch nach dem andern wanderte auf das Verdeck und von dort in die Bratpfanne; ein lieblicher Geruch verbreitete sich um Benjamin Franklin und reizte seine Geruchsorgane; aber trotz eines übermäßigen Appetites rührte er keinen Fisch an; „denn," sagte er, „es ist Unrecht, Thiere zu tödten, welche uns kein Unrecht zugefügt haben." Er würde auch seinem Grundsatze, kein Fleisch und keine Fische zu essen, treu geblieben sein, wenn er nicht einen kleinen Fisch in dem Magen eines größern erblickt hätte. Diese Thatsache überzeugte ihn, daß seine bisherigen Bedenken in Beziehung auf den Genuß des Fleisches unbegründet seien, und hatte zur Folge, daß er seinem Appetite volle Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Von New York, wo er sich nur kurze Zeit aufhielt, fuhr er in einem Küstenboote nach Amboy. Das Boot fuhr das Ufer entlang und wurde bald nach der Abfahrt von einem sich erhebenden Sturme mit furchtbarer Gewalt vorwärts gejagt; ein Windstoß zerriß das Segel und schleuderte einen betrunkenen Holländer, welcher der einzige Reisegefährte Benjamins war, über Bord in das Meer. Benjamin ergriff ihn bei den Haaren und zog ihn heraus. Von Amboy reiste er zu Fuß durch die Wildnisse nach Burlington am Delaware, und von dort fuhr er stromabwärts in einem Boote nach dem 17 engl. Meilen entfernten Philadelphia.

Er landete am Sonntage um 9 Uhr. Ein Dollar war seine ganze Baarschaft. Von den nächtlichen Strapazen erschöpft und vom Hunger geplagt, wandert er in die Stadt hinein und fordert in einem Bäckerladen, um seinen Hunger zu stillen, für drei Pence Brod. Zu seinem Erstaunen erhält er drei lange, runde Brode, von denen er eins verzehrt. Während des Essens kommt er bis an die vierte Straße zu einem Hause, welches einem Herrn Read gehört.

Seine Tochter, mit Namen Deborah, stand zufällig vor der Thüre und ahnte nicht, daß der junge Ankömmling, welcher vorüberging, später ein Ehebündniß mit ihr eingehen würde. Sie konnte sich eines unwillkürlichen Lächelns über seine seltsame Erscheinung nicht erwehren. Unter jedem Arm ein Brod und in der einen Hand ein drittes haltend, von welchem er aß; auf dem Kopfe einen breitkrämpigen Hut tragend; mit Hosen, welche bis an die Knie reichten und mit langen wollenen Strümpfen, sowie mit einem weiten Ueberrock in dessen Taschen Strümpfe und Hemden staken; überhaupt mit seinem Arbeitszeuge angethan, das von der Reise mehr oder weniger besudelt und zerrissen war, passirte Benjamin Franklin bei seinem Einzuge in Philadelphia die Revue vor Deborah Read, seiner nachherigen Frau. Als er weiter ging, kam er wieder zu dem Landungsplatze, von welchem er ausgegangen war, zurück; er stillte

daselbst seinen Durst mit einem Trunk Wasser aus dem Delaware und verschenkte die beiden übrig gebliebenen Brode an eine Frau, welche mit ihm in dem Boote gefahren war. Nachdem er sich in der Stadt umgesehen hatte, trat er als Gehülfe in das Geschäft des Buchdruckers Keimer ein, brachte die Werkstätte und die Druckapparate in Ordnung und erwarb sich durch seine Arbeitsamkeit und Umsicht das Vertrauen des Buchdruckers. Er war sehr zufrieden und wurde es noch mehr, als Keimer ihn bei dem Herrn Read einquartirte. Deborah lernte das Außergewöhnliche und das Schätzenswerthe in seinem Charakter kennen und hegte und bethätigte gegen ihn eine schwesterliche Liebe, welche die Zuneigung, die er gegen sie gefaßt hatte, zur Hochachtung steigerte.

Es ist bekannt, daß die Bande, in welchen der Aberglaube des Mittelalters den menschlichen Geist gefesselt hielt, von der Buchdruckerkunst gesprengt wurden, und daß noch jetzt der menschliche Geist vielleicht in die mittelalterliche Unfreiheit zurücksinken würde, wenn er nicht bei seinem Ringen und Streben nach Vollkommenheit in der Buchdruckerkunst eine treue Bundesgenossin fände. Benjamin war die Seele des Keimer'schen Geschäfts, und damit an der Stelle, wo die Waffen für den Kampf um Freiheit und Recht geschmiedet werden konnten. Seine Wirksamkeit in seinem Lebensberufe, seine geistigen Fähigkeiten, deren Durchbildung er nie vernachlässigte, obwohl sein Ziel ihm noch nicht in voller Klarheit vorschwebte, erwarben ihm die Anerkennung aller Derer, welche ihm nahe standen, besonders die des damaligen Gouverneurs Keith, der dem Anscheine nach ihm freundliche Theilnahme bewies, in der That aber ihn wohl nur für sich zu gewinnen suchte, um ihn für die Erreichung seiner politischen Zwecke zu benutzen.

Er rieth ihm, eine Buchdruckerei und eine Buchhandlung anzulegen und schrieb sogar an seinen Vater Josiah Franklin einen Brief, in welchem er ihn aufforderte, seinem Sohne das nöthige Geld zur Ausführung seines Planes vorzuschießen. Benjamin überbrachte den Brief in eigener Person und wurde von seinen Eltern mit Thränen der Rührung in den Augen empfangen; der Vater wollte jedoch wegen der Jugend seines Sohnes der an ihn ergangenen Aufforderung nicht willfahren und gab seinem Sohne nur seinen väterlichen Segen, als er seine Rückreise nach Philadelphia antrat. Der Gouverneur zeigte sich sehr betrübt über die Erfolglosigkeit seines Vermittlungsvorschlages und versprach, seinem jungen Freunde bei der Anlegung der Buchdruckerei behülflich zu sein; er sagte ihm, er solle zum Ankaufe der erforderlichen Geräthschaften nach London reisen und von ihm Empfehlungsschreiben und Creditbriefe erhalten, durch welche für ihn die beabsichtigten Einkäufe ermöglicht werden könnten; er könne ihm späterhin das geliehene Geld zurückgeben. In Ausdrücken ehrerbietiger Dankbarkeit gab Benjamin den ihm gemachten Eröffnungen seine Zustimmung und befand sich bald nachher in London. Bei seiner Ueberfahrt hatte ihm der Himmel voll Geigen gehangen, und bei ihrer Musik, hatte seine Phantasie liebliche Luftschlösser gebaut, die, wie die mit den Farben des Regenbogens prangenden Seifenblasen, bei seiner Ankunft sich in Nichts auflösten.

Franklin hatte persönlich von dem Gouverneur keine Empfehlungsschreiben und Creditbriefe, wohl aber kurz vor der Abfahrt von Amerika von seinem Secretär die Zusicherung erhalten, daß die Briefe dem Kapitän würden übergeben werden.

Als dieser später mit seinem jungen Reisegefährten den vom Gouverneur geschickten Briefbeutel untersuchte, fanden sie sechs oder sieben Briefe, auf welchen der Name Franklin geschrieben war. Franklin nahm sie heraus, um sie an die darauf angegebenen Adressen abzuliefern, und kam, nachdem er seinen Bestimmungsort erreicht hatte, zuerst zu einem Schreibmaterialienhändler. Er überreichte den an ihn adressirten Brief mit den Worten: „Hier ist ein Brief vom Gouverneur Keith." Der Mann sah ihn erstaunt an und antwortete: „Ich kenne keinen Gouverneur Keith," und, nachdem er den Brief geöffnet hatte, fügte er hinzu: „Dieser Brief ist von Riddlesden; er ist ein Schurke und ich will nichts mit ihm zu thun haben." Von der Art waren die Empfehlungsschreiben und Creditbriefe des Gouverneurs Keith.

Franklin sah ein, daß seine Pläne, in Philadelphia eine Buchdruckerei anzulegen und einen Hausstand zu gründen, gescheitert waren, und daß sein Lebensglück nur von seiner Thatkraft abhänge. Während seines achtzehnmonatlichen Aufenthalts in London arbeitete er in den beiden bedeutendsten Buchdruckereien daselbst. Er zeichnete sich vor seinen Mitarbeitern durch die Schnelligkeit im Setzen aus und wurde deßhalb besonders zu solchen Arbeiten verwendet, welche in der kürzesten Frist angefertigt werden mußten. Ersparnisse machte er nicht; er hatte die Gutmüthigkeit, einem Freunde Ralph, welcher von Philadelphia mit ihm nach London gekommen war, seine Geldmittel zur Verfügung zu stellen und mußte nachher auf die Zurückerstattung verzichten. In dieser Beziehung hatte er schon, als er noch in Philadelphia war, eine böse Erfahrung gemacht. Er war von einem Manne mit Namen Vernon beauftragt worden, eine Summe von 50 Dollar von dessen Schuldner zu erheben und hatte den größten Theil dieses ihm anvertrauten Geldes einem seiner Freunde, der ein Trunkenbold war, geliehen. Er erhielt das Geld nicht zurück und konnte selbst Jahre lang nicht soviel Geld erschwingen, daß er seinen Verpflichtungen hätte nachkommen können. Ueber sein Verhalten in dieser Geldangelegenheit machte er sich mit Recht die bittersten Vorwürfe, wie später auch über seine Unbeständigkeit gegen Fräulein Read, mit welcher er sich kurz vor der Abfahrt verlobt hatte. Er schrieb von London nur *einen* Brief an sie und zeigte ihr an, daß er wahrscheinlich nicht bald zurückkehren werde. Die Merk- und Sehenswürdigkeiten in der großen Weltstadt fesselten seine Gedanken so sehr, daß ihr Bild immer mehr in den Hintergrund gedrängt wurde, und daß er sie eine Zeitlang beinahe ganz vergaß.

Er wurde jedoch des Lebens und Treibens in der großen Stadt allmälig überdrüssig und sehnte sich nach der Heimath zurück. Zur Rückkehr nach Philadelphia wurde er von einem seiner besten Freunde, mit Namen Denham, bewogen. Dieser legte daselbst ein kaufmännisches Geschäft an und beschäftigte ihn als Buchführer. Denham starb bald nachher und Franklin trat wieder als Gehülfe in die Keimer'sche Buchdruckerei ein. Nicht lange nach dieser Zeit erhielt Keimer den Auftrag, für New Jersey ein Papiergeld anzufertigen, welches nicht nachgemacht werden könnte. Unfähig, sich des Auftrages zu entledigen, forderte er Benjamin Franklin auf, das Papiergeld zu drucken. Dieser war ein tüchtiger Graveur und lieferte eine Arbeit, welche Keimer viel Geld einbrachte, ihm selbst aber zu großer Ehre gereichte und ihn mit den Personen bekannt machte, welche die Arbeit bestellt hatten. Um zu verhüten, daß eine größere Zahl von den Papierscheinen gemacht würde, als bestellt war, waren die Herren bei dem Drucken des Geldes zugegen und bewunderten eben so sehr seine praktische Fertigkeit in der Ausübung seines Gewerbes, als seine geistige Bildung, welche er bei der Unterhaltung mit ihnen zeigte.

Um diese Zeit dachte er ernstlich an die Errichtung einer Buchdruckerei und verband sich zur Ausführung seines Planes mit einem frühern Lehrling Keimers, mit Namen Meredith, dessen Vater ihnen 500 Dollar lieh und ihnen noch 500 Dollar auf eine spätere Zeit in Aussicht stellte. Beide führten das Geschäft gemeinschaftlich; aber Meredith war ursprünglich ein Landmann, verstand wenig von seinem Geschäfte und ergab sich dem Trunke und dem Spiele. Er sah ein, daß er niemals ein tüchtiger Buchdrucker werden würde, und die beiden jungen Leute kamen zu der Ueberzeugung, daß es für beide besser wäre, sich zu trennen. Franklin zahlte die 500 Dollar zurück und wurde Eigenthümer der Buchdruckerei, indem zwei seiner Freunde ihm die erforderlichen Capitalien liehen.

Bald nach dem Tode Denhams, als Franklin sich wieder seinem eigentlichen Lebensberufe zugewendet hatte, gründete er mit den Arbeitern Keimers und einigen anderen einen literarischen Verein, Junto genannt, welcher sich jeden Freitag-Abend versammelte. In den von ihm entworfenen Statuten war es jedem Mitgliede zur Pflicht gemacht, sobald die Reihe an ihm war, Fragen über Gegenstände aus dem Gebiete der Moral, der Politik und der Naturlehre zur Erörterung und gegenseitigen Belehrung aufzustellen und alle Vierteljahre einen Vortrag über ein beliebiges Thema zu halten.

Mit Klarheit die Gedanken in der Rede darstellen, mit Schärfe die Meinungsverschiedenheiten auffassen und mit Widerspruchslosigkeit aus den aufgestellten Behauptungen die ganze Reihe der Schlußfolgerungen herleiten zu lernen, war das Ziel, welches Franklin mit seinen Genossen anstrebte. So wie in uralten Zeiten die Spartaner, wenn sie in den Krieg zogen, sich freuten, weil sie im Kriege der strengen Disziplin überhoben waren; ebenso hatte später Franklin im Kampfe des Lebens leichtes Spiel, denn er hatte schon die geistige Zucht bei der Ueberwindung der Meinungen über sich ergehen lassen.

In seinem Geschäft war Franklin unermüdlich thätig; er stand früher auf und ging später zu Bett als seine Nachbarn; was nur immer er selbst vollbringen konnte, that er allein; dabei war er sparsam und mäßig im Essen und Trinken. Im Jahre 1730 heirathete er Deborah Read und versuchte, das früher an ihr begangene Unrecht wieder gut zu machen. Er konnte sich nur Glück wünschen, eine solche Wahl getroffen zu haben; sie stimmte in ihrer Lebensweise mit ihm überein, sie arbeitete in der Druckerei, faltete die gedruckten Bogen, nähte zusammengehörige zusammen, sorgte überall für Ordnung und lebte ebenso sparsam und mäßig, wie er.

Bei dem Fleiße und der Genauigkeit, mit welcher Franklin seine Drucksachen anfertigte, sowie bei der Gemeinnützlichkeit und praktischen Anwendbarkeit der Ansichten, welche er in den von ihm verfaßten Schriftstücken in leicht verständlicher Sprache der Oeffentlichkeit übergab, war es nicht zu verwundern, daß sein Geschäft bald einen bedeutenden Aufschwung nahm und daß er bald seine Schulden, jene alte Schuldforderung Vernons mit einbegriffen, abbezahlen konnte.

Zu den gewinnreichsten Arbeiten, welche er auszuführen hatte, gehörte erstens die Herausgabe der „Pennsylvania Gazette", welche er von Keimer gekauft hatte, zweitens das Abdrucken der von der pennsylvanischen Provinzial-Versammlung erlassenen Gesetze und Verordnungen und drittens die Herausgabe eines Kalenders, der unter dem Namen „Armer Richard" den für die damaligen Zeiten ungewöhnlichen Absatz von 10,000 Exemplaren fand. Die Vorzüge, durch welche derselbe sich in so hohem Maße die Volksgunst erwarb, waren sinnreiche Sprichwörter und die Einschärfung des Fleißes und der Mäßigkeit als das Mittel für die Erlangung äußerer Glücksgüter und für die Sicherung eines tugendhaften Lebenswandels. Zu den Sprichwörtern gehört das bekannte:

„Einem leeren Sack fällt es schwer, aufrecht zu stehen."

Franklin glaubte an einen Gott und die Fortdauer der Seele, war jedoch duldsam gegen Andersgläubige und hielt, wie sein großer Zeitgenosse Thomas Paine, für die beste Religion, den Menschen Gutes zu erweisen.

Zur Regelung seines Lebens und zur Erinnerung an strenge Pflichterfüllung machte er eine Tabelle für 13 Tugenden mit je 7 Spalten für die einzelnen Wochentage. Die Tabelle hatte die Form der Lehrpläne in den Schulen, und das Versehen gegen eine Tugend wurde an der betreffenden Stelle mit einem schwarzen Zeichen angemerkt. Die 13 Tugenden waren: 1. Mäßigkeit, 2. Schweigsamkeit, 3. Ordnung, 4. Entschlossenheit, 5. Einfachheit. 6. Fleiß, 7. Offenherzigkeit, 8. Gerechtigkeit, 9. Mäßigung, 10. Reinlichkeit, 11. Seelenruhe, 12. Keuschheit, 13. Demuth. Der Reihe nach abwechselnd richtete er auf eine der angeführten Tugenden während einer ganzen Woche sein Hauptaugenmerk, wobei es sich herausstellte, daß die Ausübung der Ordnungsliebe stets unvollkommen blieb. Franklin erzählt hierüber folgende Geschichte:

„Bei meinem Nachbar, einem Schmiede, kaufte ein fremder Mann eine Axt und war unzufrieden, daß die Oberfläche derselben an der Schneide polirt, an den anderen Theilen aber rauh und schwarz war. Der Schmied sagte ihm, er wolle dem Fehler sogleich abhelfen, er (der Fremde) möchte an den Schleifstein treten und drehen. Während der erste die Axt auf den Stein drückte, drehte der andere und wurde bald müde. Er ließ sich die Axt zeigen,

aber sie war noch lange nicht abgeschliffen. Er drehte weiter und sah bald wieder nach, ob die Politur vollendet sei; aber es waren noch viele schwarze Stellen da; endlich wurde er des Schleifens überdrüssig und meinte, die Axt, obschon noch mit schwarzen Flecken bedeckt, sei gut genug, und mit seinem Kaufe zufrieden, ging er fort. Die Anwendung dieser Geschichte wird Jeder selbst leicht herausfinden."

Bald nach seiner Verheirathung eröffnete Franklin eine Subscription für die Anlegung einer Bibliothek. Es gelang ihm, fünfzig Subscribenten zusammen zu bringen, von denen jeder 40 Schillinge und nachher je 10 Schillinge jährlich bezahlte. Keinem erschien die Bibliothek wünschenswerther, als ihm selbst, indem er die angekauften Bücher zur eigenen

Ein Bild aus der Zeit Franklins.

Fortbildung benutzte. Sein Wissenstrieb fand neue Befriedigung. In seiner Jugend hatte er die Elemente der lateinischen Sprache gelernt; jetzt fing er an, Französisch, Italienisch und Spanisch zu studiren, und bald war er im Stande, die in diesen Sprachen geschriebenen Bücher zu lesen. Im Jahre 1736 wurde er zum Schriftführer (Clerk) der Provinzial-Versammlung von Pennsylvanien und im Jahre 1753 zum General-Postmeister ernannt, nachdem er schon längere Zeit als Hülfspostmeister im Postfache gearbeitet hatte.

Sowie die Bibliothek der Stadt Philadelphia ihm ihre Entstehung verdankte, ebenso schreibt sich die Gründung des Feuerlöschwesens daselbst von ihm her.

Um das Jahr 1744 hatte sich der politische Himmel umwölkt, und der Ausbruch eines Krieges wurde immer mehr zur Wahrscheinlichkeit. Franklin beabsichtigte, eine Militärmacht

zu organisiren, durch welche die Stadt gegen feindliche Angriffe sicher gestellt werden konnte. Auf die Unterstützung der Provinzial-Versammlung konnte er nicht rechnen, weil ihre Mitglieder größtentheils Quäker waren und jede Kriegführung für ungesetzlich erklärten. Seinen Zweck indessen erreichte er, indem er einen Aufruf an die Bevölkerung erließ und sie bestimmte, sich selbst zu bewaffnen. Hierbei erwähnt Franklin, daß die Quäker niemals zur Kriegführung, sondern nur für die Nothwendigkeiten des Krieges Geld bewilligten; ebenso, sagte er, sei zu einer andern Zeit von dem Gouverneur von Neu-England ein Gesuch vorgelegt worden, Geld zum Ankauf von Pulver für die Garnison von Louisburg zu bewilligen; sie hätten zwar dem Gouverneur von Neu-England 3000 Pfund Sterling zugeschickt, aber das Geld nicht zum Ankauf von Pulver, sondern zum Ankauf von Brod, Mehl und anderm Korn (grain) angewiesen; und der Gouverneur habe es mit den Worten angenommen: „Ich werde das Geld annehmen; denn ich verstehe, was sie meinen: „anderes Korn" ist Pulver — (other grain being gunpowder). Die Widersprüche, in welche die religiösen Ansichten der Quäker mit ihren weltlichen Pflichten geriethen, veranlaßten die meisten von ihnen, aus der Versammlung auszuscheiden.

In dem Wesen Franklins spiegeln sich drei Haupteigenschaften ab: 1. seine auf die Selbsterhaltung gerichtete, von der Vernunft geleitete Willenskraft, 2. seine Menschenfreundlichkeit und 3. sein nicht zu befriedigender Wissenstrieb. Die erste dieser Tugenden hatte ihn zum Wohlstande geführt; er war der Sorge um den Erwerb des täglichen Brodes überhoben; seinen Geist beschäftigt von jetzt an nicht mehr der Gedanke an die Selbsterhaltung, sondern die Menschenfreundlichkeit und der Wissenstrieb werden die Triebfedern seiner Handlungen.

Sein rastloses Streben in der Bethätigung seiner Menschenliebe erwies er gegen die Jugend durch die Gründung einer Universität vermittelst einer Subscription, und gegen die Hülflosen und Schwachen durch Anlegung eines Hospitals, sowie gegen seine Mitbürger durch Verschönerung der Stadt vermittelst Pflasterung und Erleuchtung der Straßen. Wegen seiner Uneigennützigkeit und seiner Aufopferung wurden ihm von seinen Mitbürgern die meisten Ehrenämter in der städtischen Verwaltung übertragen; er wurde auch von ihnen, nachdem er lange Zeit das Amt eines Schriftführers (Clerk) in der Provinzial-Versammlung verwaltet hatte. zum Mitglied derselben erwählt, und konnte als solches sich an den Verhandlungen derselben betheiligen, während er bis dahin nur als Zuhörer den Sitzungen beigewohnt hatte. Die Quäker waren beständig mit den Gouverneuren im Kampfe begriffen, und Franklin konnte niemals bewogen werden, sich von der Volkspartei zu trennen; jedoch ungeachtet der Festigkeit, mit welcher er sich für oder gegen die Anträge der Gouverneure erklärte, standen sie mit ihm im freundschaftlichen Verkehr und verschmähten es nicht, seine Gesellschaft zu suchen.

Zur Zeit, als Franklin das 44. Lebensjahr erreicht hatte, wurde er mit dem Vorsitzenden und einigen anderen Mitgliedern der Provinzialversammlung nach Carlisle geschickt, um daselbst einen Vertrag mit den Indianern abzuschließen. Er wußte, daß die Indianer, wenn ihr Gehirn von Spirituosen umnebelt war, sich bei den Unterhandlungen halsstarrig zeigten, und versprach, daß er ihnen ein Faß Rum schenken wolle, wenn sie bis zum Abschluß des Vertrags nüchtern blieben. Sein Versprechen hatte den erwünschten Erfolg und die Verhandlungen verliefen zur Zufriedenheit beider Parteien. Nach der Ueberreichung des Rumes trennte sich die Versammlung.

Im Jahre 1754 befürchtete man den Ausbruch eines Krieges mit Frankreich, und Franklin wurde mit drei anderen Commissarien von Pennsylvanien nach Albany in New York geschickt, um daselbst mit den Indianern der „Sechs Nationen" wegen eines Bündnisses zu unterhandeln. Auf der Reise dahin entwarf er einen Plan für die Vereinigung aller amerikanischen Provinzen unter eine gemeinsame Verwaltung. An die Spitze derselben sollte ein von der Krone von England ernannter und unterhaltener Präsident und ein von den Volksvertretern

gewählter „Großer Rath" treten. Der Plan wurde von der Krone als zu volksthümlich oder demokratisch und von der Provinzial-Versammlung als zu despotisch verworfen. Die Sendung der Commissarien hatte den gewünschten Erfolg.

Während Franklin, von reiner Menschenliebe beseelt, sich bemühte, die Wohlfahrt seiner Mitmenschen zu fördern, dachte er beständig daran, seinen Wissenstrieb zu befriedigen. An Mußezeit fehlte es ihm nicht, weil er sein Geschäft einem seiner Buchdrucker übergeben hatte. Seit dem Jahre 1746 fesselte ihn besonders die Elektricität; er machte eine Menge Experimente, welche er seinen Freunden zeigte, und war der Erste, welcher eine elektrische Batterie anfertigte. Er stellte den Grundsatz auf, daß es eine positive und eine negative Elektricität gebe, und daß der elektrische Funke eine Ausgleichung beider Elektricitäten sei. Was seinen Namen aber beinahe noch berühmter machte, als die eben angeführte Theorie, war ein Versuch, welchen er mit einem Papier-Drachen anstellte. Eines Tages stand eine finstere Gewitterwolke am Himmel und Franklin eilte mit seinem Sohne aus der Stadt hinaus. Sie trugen einen Drachen und waren bemüht, sich den Blicken ihrer Nachbarsleute zu entziehen, um sich nicht ihren Spottreden auszusetzen. Bald schwebte der Drache hoch in der Luft; die Wolke nahete heran, und die Fasern der Schnur fingen an sich zu sträuben und zu knistern, sobald die Knöchel der Hand in ihre Nähe gebracht wurden. Endlich fing es an zu regnen, die Schnur wurde naß und leitete in größeren Mengen die leuchtende Strömung aus den oberen Luftschichten auf die Erde herab. Franklin hatte die Behauptung ausgesprochen, daß der Blitz und die Elektricität dieselbe Materie seien. Er hatte den Beweis für seine Ansicht gefunden und wurde durch die mit dem Drachen gemachten Versuche zur Erfindung des Blitzableiters geführt. Ueber die Ergebnisse seiner Untersuchungen schrieb er eine Abhandlung, durch welche er die Bewunderung der gebildeten Welt auf sich zog. Von allen Seiten, besonders von den Universitäten, wurde er mit Ehrenerweisungen überhäuft und unter den Gelehrten wurde er für eine der hervorragendsten Persönlichkeiten gehalten.

Bei dem Ausbruche des Krieges gegen die Franzosen wurde Braddock abgeschickt, Fort Duquesne zu erobern. Franklin sorgte nicht nur dafür, daß ihm Pferde, Wagen und Lebensmittel in ausreichender Menge geliefert wurden, sondern er setzte ihm auch die Gefahren auseinander, welche die Kriegsführung mit den Indianern mit sich brachte. Braddock, um die ihm zugegangenen Warnungen unbekümmert, büßte seine Unbesonnenheit mit dem Tode, und Franklin mußte zu seiner Betrübniß erfahren, daß die von ihm gelieferten Vorräthe mit den Wagen und einem großen Theil der Pferde den Feinden in die Hände gefallen waren.

Es ist schon erwähnt worden, daß die Quäker-Versammlung mit dem jedesmaligen Gouverneur im unaufhörlichen Streit begriffen war. Auch der Gouverneur Denny, welcher beim Beginn des französischen Krieges in Pennsylvanien an der Spitze der Verwaltung stand, konnte die Quäker nicht für die Ausführung seiner Entwürfe gewinnen und beschloß, die Streitfragen dem König von England zur Entscheidung vorzulegen; in Folge dessen schickte die Provinzial-Versammlung im Jahre 1757 Benjamin Franklin als ihren Stellvertreter nach London, um ihre Rechte daselbst zu verfechten und Beschwerde zu führen, daß sie in ihrem Recht der Gesetzgebung, der Steuererhebung und der Bewilligung von Vorräthen für die Truppen beeinträchtigt würden. Nach seiner Ankunft in London begab sich Franklin zu den vorgesetzten Behörden und setzte ihnen den Zweck seiner Reise auseinander; aber weder die Grundherren (proprietaries, Nachkommen Penns), noch die königlichen Räthe erkannten die für die Beschwerden von ihm vorgebrachten Gründe als vollgültig an. Es vergingen drei Jahre, ohne daß die Unterhandlungen zu einem günstigen Abschluß gebracht werden konnten; endlich mußte die Angelegenheit entschieden werden. Die Versammlung in Pennsylvanien hatte unter Zustimmung des Gouverneurs Denny die Besteuerung des gesammten Grundeigenthums mit Einschluß des Penn'schen verordnet, und hierdurch bei den Grundherren (proprietaries) und bei dem Hofe eine große Entrüstung hervorgerufen. Der Beschluß wurde für ungültig

erklärt und Denny abberufen; Franklin hielt den Augenblick für günstig, mit allen ihm zu Gebote stehenden Waffen von Neuem für die Vertheidigung der Volksrechte in die Schranken zu treten; er legte den königlichen Commissarien die Gerechtigkeit der erwähnten Verordnung an's Herz und bewog sie, ihren eigenen Beschluß für ungültig zu erklären und den der Provinzial-Versammlung zu bestätigen. Damit war der Stein des Anstoßes, die ungleiche Besteuerung, aus dem Wege geräumt, und die Gemüther in Pennsylvanien beruhigten sich.

Seine Mußezeit in London benutzte Franklin zu wissenschaftlichen Studien, besonders zu Versuchen mit der Elektrisirmaschine, oder er füllte sie aus mit geselligen Vergnügungen. Seine Gesellschaft wurde überall gesucht und seine Persönlichkeit galt für eine Zierde in den Kreisen der gebildeten Welt, in welche er eingeführt wurde.

Auf einer Reise durch England nach Schottland kam er nach Cambridge und besuchte daselbst den damals berühmten Chemiker Hadley. Bei ihrer Unterhaltung stellte Franklin die Behauptung auf, daß die Verdunstung irgend einer Flüssigkeit Kälte erzeugt. Der Chemiker wußte hiervon nichts, und beide begaben sich nach der Wohnung Franklins. Hier hatte dieser ein Gefäß mit Aether stehen; er tauchte ein Thermometer in dasselbe und blies zur Beschleunigung der Verdunstung mit einem Blasebalg über den Aether; augenblicklich sank die Temperatur der Flüssigkeit und um die Kugel des Thermometers bildeten sich Eiskrystalle. Die Amerikaner hatten bisher von den Europäern gelernt; jetzt lernte der Europäer von dem Amerikanern.

1762 kehrte Franklin nach Pennsylvanien zurück. Hier hatte der Gouverneur Hamilton sein Amt niedergelegt, Johann Penn hatte die Verwaltung selbst übernommen, und durch seine grausame Gesinnung gegen unschuldige Indianer den Unwillen des Volkes auf sich geladen, indem er mehr als hundert Dollar allen Denen auszahlen ließ, welche entweder einen lebendigen Indianer oder den Scalp eines solchen einlieferten. Es bildeten sich jetzt zwei Parteien; die eine war die Tory-Partei mit J. Penn an der Spitze, die andere die Volkspartei mit Franklin als Führer und mit der Provinzial-Versammlung als gesetzmäßigem Organe. Die Vertreter des Volks beabsichtigten, die Regierung der Provinz den Nachkommen Penns zu entziehen und der Krone zu übertragen, und beauftragten zu dem Zwecke Franklin, eine Petition dem König zu überbringen und zu gleicher Zeit für die Anerkennung des Grundsatzes zu wirken, daß eine Besteuerung der Provinzen ohne die Zustimmung der amerikanischen Volksvertreter jeder rechtlichen Grundlage entbehre.

Die Bittschrift, welche Franklin überreichte, erregte großes Mißvergnügen und zog den Bittstellern einen abschlägigen Bescheid zu. Des andern Auftrages entledigte er sich mit ebenso wenig Erfolg. Der Minister war im Begriff, die Stempelsteuer dem Parlament zur Beschlußannahme vorzulegen, und Franklin bot alle seine Ueberredungsgabe auf, ihn davon abzuhalten; aber der Mangel an Geld im englischen Staatsschatz überwog alle gegen die Maßregel geltend gemachten Gründe. Der Gesetzvorschlag wurde vom Parlament angenommen und die Stempelsteuer sollte vom 1. November 1765 an erhoben werden. Die Amerikaner waren weniger über die Steuer selbst, als darüber erbittert, daß die Verordnung ohne ihre Zustimmung erlassen war. An einigen Orten zerstörten sie die Stempel, an anderen wollte sie keiner verkaufen, und was das Schlimmste war, man brach allen Handelsverkehr mit England ab. In Folge dessen fanden die englischen Fabrikate und Handelsartikel keinen Absatz nach Amerika, und es erhob sich in den gewerbtreibenden Klassen eine heftige Opposition gegen die Maßregeln des Ministeriums. Das Parlament beschloß, die Ursachen des allgemeinen Mißvergnügens zu untersuchen; es setzte aus seinen Mitgliedern eine Untersuchungs-Commission zusammen und lud vor dieselbe alle Personen, von welchen es glaubte, daß sie die Fähigkeit besäßen, die ganze Angelegenheit in das rechte Licht zu stellen.

Unter denjenigen, welche den verlangten Aufschluß ertheilen sollten, nahm Franklin den ersten Rang ein. Es wurden ihm ungefähr 200 Fragen vorgelegt. Er beantwortete alle

nicht nur mit der größten Klarheit und Bestimmtheit, sondern auch mit einer Sachkenntniß, welche um so größere Bewunderung erregte, als sie sich über alle Verwaltungszweige erstreckte.

So wurde er gefragt: „Hegen die Amerikaner noch die frühere Ehrerbietung gegen das Parlament?" Antwort: „Nein!" Von welchen Ursachen rührt das her?" Antwort: „Von einem Zusammentreffen von Ursachen, nämlich von den dem Handel angelegten Fesseln, durch welche die Einfuhr von auswärtigem Gold und Silber in die Colonie verhindert wird, von dem Verbot, Papiergeld zu machen, und von der Forderung der schweren Stempelsteuer." Auf eine andere Frage hatte er schon erwidert, daß in den Colonien nicht genug gemünztes Geld sei, um die Stempelsteuer ein Jahr lang zu bezahlen.

Das Stempelsteuergesetz wurde zwar aufgehoben, aber der Grundsatz ausgesprochen, daß das Parlament unumschränkte Oberhoheit über die Colonien besitze, und nicht lange nachher wurde eine Steuer auf Thee, Glas, Papier, Leder und Farben gelegt. Ueberall in den Colonien steigerte sich die Erbitterung, in Boston kam es sogar zu blutigen Auftritten, und die Revolution würde sogar schon damals ausgebrochen sein, wenn Franklin nicht das englische Ministerium zu versöhnlichen Maßregeln bewogen hätte. Das zweite Steuergesetz hatte dasselbe Schicksal, wie das erste. Man schaffte es ab, konnte dabei aber nicht der Erhebung einer Steuer für den Thee entsagen. Es ereignete sich dann, daß die Colonisten die mit Thee beladenen Schiffe verhinderten, zu landen, und daß in Boston sechzig als Indianer verkleidete Männer zwei Schiffsladungen Thee in das Meer warfen. Eine weitere Folge der vom englischen Ministerium ergriffenen Gewaltsmaßregeln war die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten.

Während Franklin sich noch bemühte, die Tories in England für die Anerkennung der amerikanischen Volksrechte zu gewinnen, ging ihm die Mittheilung zu, daß die Brandfackel der Zwietracht nicht aus dem englischen Ministerium, sondern aus Amerika selbst käme, indem eingeborene Amerikaner demselben Zwangsmaßregeln anempfehlen, und daß man ihm die hierüber Auskunft gebenden Briefe einhändigen wolle.

Die Verfasser derselben waren der Gouverneur von Massachusetts, sein Stellvertreter und andere Verwaltungsbeamte. Franklin las sie und schickte sie nach Amerika, wo sie allgemeinen Unwillen hervorriefen und die Provinzial-Versammlung von Massachusetts veranlaßten, Beschwerde gegen die Landesverräther zu erheben und bei dem König um die Entfernung des Gouverneurs und seines Stellvertreters aus ihren Aemtern nachzusuchen. Franklin, welcher schon früher zum Vertreter von Massachusetts bei dem englischen Hofe ernannt war, wurde beauftragt, die Beschwerdeschrift zu überreichen, und wurde in Folge dessen in London am 29. Januar 1774 vor die Schranken des Geheimen Rathes geladen, um die in der Petition enthaltenen Anklagen gegen die betreffenden Beamten zu begründen.

Der Geheime Rath hielt seine Sitzungen in einem geräumigen Zimmer; zur bestimmten Zeit erschienen die Mitglieder desselben und nahmen an einem von der Thür bis zur entgegengesetzten Wand sich erstreckenden Tische Platz, während Franklin an einem der Thür gegenüber befindlichen Kamine sich aufstellte. Zur Vertheidigung der angeklagten Beamten war der Rechtsgelehrte Adderburn ausersehen; er versuchte zuerst, die gegen sie erhobenen Beschuldigungen zu widerlegen; dann überhäufte er Franklin, zum großen Jubel der anwesenden Lords, mit einer unerhörten Fluth von Schimpfreden und beschuldigte ihn zuletzt, daß er die Briefe gestohlen und des Gewinnes wegen veröffentlicht habe. Während der ganzen Rede verlor Franklin seine heitere Ruhe nicht und lehnte es am Schlusse der Sitzung ab, die an ihn gerichteten Fragen zu beantworten. Das Ergebniß der ganzen Verhandlung war, daß die Angeklagten ihre Aemter behielten, aber Franklin als General-Postmeister in Amerika seine Stelle verlor! Die Gründe, welche ihn bewogen, in der Sitzung des Geheimen Rathes zu schweigen, sind unbekannt; wahrscheinlich wollte er die Personen nicht nennen, von welchen er

die Briefe erhalten hatte, außerdem hielt er es wohl nicht mit seiner Ehre vereinbar, sich wegen der gegen ihn erhobenen grundlosen Beschuldigung zu verantworten.

Zur Verhütung einer Losreißung der Colonien von dem Mutterstaat und zur Verhinderung von Feindseligkeiten zwischen beiden, hatte der im Jahre 1774 zusammengerufene Congreß eine Petition an den König von England, sowie einen Aufruf an das englische Volk gerichtet, und auch Lord Chatham-Pitt hatte im Einverständnisse mit Franklin in der Pairskammer eben dahin abzweckende Anträge gestellt; jedoch alle Unterhandlungen scheiterten an dem halsstarrigen Eigendünkel der Tories.

Obschon Franklin mannigfachen Aergernissen und Täuschungen ausgesetzt war, verlor er doch nicht seine Gemüthsruhe und Heiterkeit, und geselligen Vergnügungen nicht abgeneigt, verstand er es, durch seine lehrreiche und nicht selten witzige Unterhaltung das Interesse der Gesellschaft, in welcher er sich befand, zu fesseln. Eines Abends war er in einer Gesellschaft in dem Hause eines den Amerikanern befreundeten Adeligen. Man sprach von den Fabeln Aesops und meinte, daß es schwer sei, neue Fabeln zu erfinden, welche an Werth den schon bekannten Fabeln alter und neuer Dichter gleichkämen. Franklin behauptete das Gegentheil und wurde aufgefordert, eine neue Fabel aus dem Stegereif aufzuschreiben. Er war sogleich bereit, dem Wunsche nachzukommen.

Die Fabel war ihrem Hauptinhalte nach folgende:

Ein Adler schwebte oben in der Luft und sah einen Hasen. Er schoß auf ihn herab, erfaßte ihn mit seinen Krallen und schwang sich mit ihm in die Luft empor; er hatte sich jedoch getäuscht; denn der Hase war kein Hase, sondern eine Katze, die ihn mit ihren Zähnen an der Kehle festhielt. „Laß mich los," sagte der Adler, „und ich will dir die Freiheit wieder geben." „Keines Weges!" erwiderte die Katze, „zuerst trage mich wieder zur Erde hinab, und erst dann werde ich thun, was du wünschest." Der Adler mußte sich dem Willen der Katze fügen.

Der Sinn der Fabel war klar, erregte aber kein Mißvergnügen, da die Gesellschaft aus Personen bestand, welche den Amerikanern freundlich gesinnt waren.

Jede Hoffnung, den Frieden aufrecht zu erhalten, aufgebend, kam Franklin zu der Ueberzeugung, daß es gefährlich sei, noch länger in England zu verweilen, und beschloß nach Amerika zurückzukehren.

Kurze Zeit vor seiner Abreise erhielt er die Trauerbotschaft, daß seine Frau gestorben sei, und bei seiner Ankunft in der Heimath ging ihm die zweite Trauerbotschaft zu, daß man die Feindseligkeit gegen die Engländer bereits begonnen habe. Von jetzt ab weihte er seine ganze Zeit der Vertheidigung seines Vaterlandes. Des Morgens um sechs Uhr begab er sich in den von der Provizial-Versammlung ernannten Sicherheitsausschuß, arbeitete daselbst bis neun Uhr und bethätigte nachher von neun bis vier Uhr Nachmittags seinen Patriotismus im Congresse, zu dessen Mitgliede er erwählt worden war; auch bei der Abfassung der Unabhängigkeitserklärung wirkte er als Mitglied des hierzu eingesetzten Comites mit und entwarf für Pennsylvanien nach Abschaffung der alten Provinzial-Verfassung eine demokratische Constitution. Im Jahre 1776 wurde er als Gesandter nach Frankreich geschickt und daselbst mit den höchsten Ehrenerweisungen empfangen; der König der Franzosen aber und sein Ministerium hielten die Sache der Amerikaner für hoffnungslos verloren und blieben neutral, ungeachtet ihres heißen Wunsches, die hochmüthigen Lords zu demüthigen; doch das Kriegsglück entschied sich gegen die Engländer; im Jahre 1777 wurde Burgoyne mit seiner Armee vom General Gates gefangen genommen, und der König von Frankreich trug kein Bedenken mehr, mit den Amerikanern ein Bündniß zu gegenseitiger Vertheidigung abzuschließen. Die Schmach, welche Franklin in der Sitzung des Geheimen Raths zu London angethan war, konnte wohl schwerlich besser vergolten werden, als zuerst durch die Gefangennahme Bourgoynes und seiner Armee, dann durch den Abschluß des Bündnisses mit

Frankreich, ferner durch die ihm daselbst erwiesene Hochachtung, sowie durch die Zurückweisung der ihm aus England zugegangenen Anträge, die Colonien zur Versöhnung zu bewegen, und endlich durch die Gefangennahme der englischen Armee bei Yorktown, eine Gefangennahme, durch welche England gezwungen wurde, die Unabhängigkeit der Colonien anzuerkennen.

Nachdem durch seine Vermittelung die Friedensverträge zum Abschluß gebracht worden waren, trat er im Jahre 1785 seine Rückreise nach Amerika an, und nach einer glücklichen Ueberfahrt zog er unter dem Geläute der Glocken und unter den dankbaren Beifallsbezeugungen des Volkes wieder in Philadelphia ein. Von 1786 bis 1789 verwaltete er das Amt eines Präsidenten von Pennsylvanien, von 1787 war er Mitglied des großen National-Convents und hatte als solches noch am Ende seines Lebens Gelegenheit, durch seine gesammelten Erfahrungen und durch sein umfangreiches Wissen bei der Abfassung der Constitution der Veineinigten Staaten zur Wohlfahrt beizutragen. Am 17. April 1790 endete er sein ruhmvolles Leben.

Zum Schlusse der vorangehenden Lebensbeschreibung fühlen wir uns zu der Aeußerung des Wunsches bewogen, daß ihr jugendlichen Leser in dem Leben Franklins ein Vorbild erblicken möget, welches geeignet ist, euch von bösen Handlungen abzuwenden und zu guten anzuspornen. Seid fröhlich und heiter, wie er, und ihr werdet ruhig schlafen! Lernet, soviel in euren Kräften steht, wie er, und ihr werdet Vertrauen erwecken! Seid arbeitsam und besonnen, wie er, und ihr werdet soviel erwerben, als ihr braucht! Geht euren Mitmenschen mit Rath und That zur Hand, wie er, und sie werden euch ihren Dank darlegen! Sorgt für euer Vaterland, wie er, wenn anders ihr könnt und dazu berufen seid, und euer Name wird von der Nachwelt mit Ehrerbietung genannt werden! Dann denket auch daran, daß ihr mit solchen Thaten euren Eltern Freude bereitet und ihnen die Liebe vergeltet, welche sie euch stets bewiesen haben!

Bemerkenswerthe Ereignisse.

Zusammengestellt von L. A. Klemm.

Briefcouverts wurden zuerst im Jahre 1839 gebraucht.
Die erste Stahlfeder wurde im Jahre 1830 gemacht.
Die erste Luftpumpe im Jahre 1650.
Die erste Luftballonreise geschah im Jahre 1783.
Das erste Schwefelhölzchen wurde 1829 angefertigt.
Das erste eiserne Dampfschiff wurde 1830 gebaut.
Die erste Pferdebahn wurde 1826—7 gebaut.
Das erste Dampfschiff auf dem Hudson: 1807.
Die erste Taschenuhr (Nürnberger Ei): 1477.
Die erste Zeitungs-Annonce erschien: 1652.
Der erste Kupfercent wurde 1687 in New Haven geprägt.
Kohlenöl wurde 1826 zum ersten Mal als Leuchtstoff benutzt.
Das erste Teleskop wurde wahrscheinlich in England gebraucht: 1608.
Die Locomotive wurde in Amerika 1829 zuerst gebraucht.
Der erste Kalender wurde 1460 gedruckt.
Die erste Druckerpresse in Amerika wurde 1629 aufgestellt.
Die erste Dampfmaschine in Amerika wurde 1753 aus England gebracht.
In England wurden Glasscheiben erst im 8. Jahrhundert angewandt.
Die erste vollständige Nähmaschine wurde im Jahre 1846 patentirt.

Eigenthümliches der Vögel.

Nach Masius.

Unter den mannigfachen Geschlechtern der Thierwelt haben die Vögel von jeher vorzugsweise die Aufmerksamkeit und das Wohlgefallen der Menschen erregt. Der Lerche, dem Storche, der Nachtigall, der Schwalbe erklingen seit Jahrhunderten Chöre von Liedern, und der Volksmund begrüßt sie auf ihrer luftigen Fahrt mit tausend trauten Wandersprüchen. Ohne die Vögel würde selbst der Frühling trauern, so wie durch ihre Flucht der Winter, um so unheimlicher und öder wird. Nun sind freilich die Säugethiere vollkommener organisirt, auch haben ihre geistigen Anlagen einen größern Umfang. Die bildende Natur hat außer dem Menschen vielleicht nichts Edleres hervorgebracht, als das Roß, „das den Streit von ferne riecht," und gewiß sind Elephant und Löwe ungleich großartigere, Windspiel und Gazelle ungleich schönere Thiergestalten, als irgend ein Vogel. Aber dessen ungeachtet scheint die Klasse der Säugethiere sich gleichsam nur in einzelnen wenigen Individuen zu ihrer Vollendung zusammenzufassen; viele von ihnen sind entschieden unschön und widerwärtig. Unter den Vögeln dagegen gibt es kaum einen, den man häßlich nennen dürfte, und bei allen sonstigen Mängeln ihrer Organisation zeichnen sich diese geflügelten Völker des Luftreiches durch gewisse Eigenthümlichkeiten aus, die ihnen das Interesse des gemüthvollen Beobachters neben und theilweise selbst vor jener höhern Thierklasse sichern.

Schon das Nest des Vogels, dieses weiche Bett im grünen Laubversteck, von der sorgenden Liebe bereitet und gehütet, von den Liedern der Liebe umschwebt, welch' ein einziges Bild! Welches Wunder der Natur wäre wohl lieblicher und sinniger? Nach dem Vogelnest zucken Kindern die weichen Herzen und Hände, und der Mann bleibt bewundernd davor stehen und fühlt den warmen Hauch der ewig allwaltenden Natur. Und nun der Vogel selbst. Welch' leichte, luftige Gestalt! Wie frei hebt sich auf dem schlanken, beweglichen Halse der Kopf empor; wie schön wölbt sich die Brust dem Strom der Wolken und Wellen entgegen! Wie reizend sind die weichen Linien des dahinschwebenden Schwanes; wie kühn und stark stemmt sich der Adler auf den straffgespannten Fuß! Dazu nehme man die Farbenpracht und die zarte Zeichnung des Gefieders, womit die Natur ihre Lieblinge so reich geschmückt hat, die bunten Decken, Bänder und Streifen, die schillernden Flecken, Perlen, Augen und Riage, das metallische Schimmern und Spielen von Blau und Grün und Roth, die leuchtende, reine Frische ihres Weiß und Schwarz. Ist doch selbst das Grau der Krähe mehr als jene stumpfe, farblose Auflösung aller Farben, welche wir sonst wohl mit diesem Namen benennen. Was uns aber an den Vögeln am meisten anzieht und wodurch sie gleichsam über den Kreis des gewöhnlichen Lebens hinausgehoben werden, ist das wunderbare Vermögen des Fliegens. Durch den Flug vorzüglich erscheint der Vogel dem Naturmenschen dämonisch. Aber welch' eine Fülle freiester und schönster Bewegungen entfaltet sich hier auch! Dieses majestätische Kreisen und Schwimmen, dieses wählige, selige Schwanken und Schweben, dieses Huschen und Flattern, dieses Schießen, Sinken und Steigen zur Wolke hinauf, zum Quell hinab, „jetzt, wo unten der Waldstrom braust, jetzt, wo oben die Wolke haust, jetzo mit einem Mal wieder in's Thal." Fürwahr, es ist, als tummeln sich die Geister der Luft in Spiel und Reigen.

Wir übergehen die Wanderzüge, die Kämpfe und andere bewundernswürdige Triebe der Vögel, um nur noch ihres Gesanges zu gedenken. Freilich ist nicht allen die Gabe der Stimme verliehen, von einem Gesange kann sogar nur bei wenigen geredet werden; aber doch stehen sie auch hierdurch, ja, hierdurch mehr noch als durch ihren Flug, über allen anderen Thieren. Der Gesang ist des Vogels Geheimniß und Wesen, und in alten Zeiten glaubten die Menschen

dieſe Klänge zu verſtehen, die ihnen oft ihr eigenes Schickſal verkündeten, und in denen ſie bald ermunternden Zuruf zur That, bald drohende Warnung vor nahem Unheil vernahmen. Ohne die ſtimmbegabte Kehle mögen wir uns die Wildlinge des Aethers kaum denken. Der ſtumme Vogel ſteht gleichſam außer der Natur; er iſt immer eine einſame, oft eine düſtere Erſcheinung. Die Abſtufungen, denen wir hier begegnen, ſind geradezu unendlich. Welche

„Schon das Neſt des Vogels, dieſes weiche Bett im grünen Laubverſteck, von der ſorgenden Liebe bereitet und gehütet, von den Liedern der Liebe umſchwebt, welch' ein einziges Bild!“

Welt von Tönen liegt zwiſchen dem Gekrächz des Raben und dem Schlage der Nachtigall! Wie furchtbar gellt das Jauchzen des beutemachenden Seeadlers, wie lockend ruft das Taubengirren durch den Forſt, wie komiſch wälſcht der ſtolzirende Truthahn, wie rührend zwitſchert die neſtbehütende Schwalbe! Und wiederum, wie außerordentlich mannigfaltig ſind die Accente

einer einzigen Vogelstimme! Jetzt geschwätzig, jetzt sanft und langgezogen, jetzt rauschend, jetzt spitz und gebrochen, nun tief gedämpft, nun schrill und zerrissen: so hat diese Stimme einen Ausdruck für das Wohlgefühl der Zufriedenheit wie für das Trübe der Sorge, für das Sehnen der Liebe wie für den Zorn der Eifersucht, für jede Sorge, für jede Freude, für jeden Schmerz. Sollen wir noch der Lust gedenken, mit welcher uns der erste Gruß der Lerche, der Nachtigall so süß erschreckt? Der Herzenserfrischung, wenn nach dunkeln Tagen der erste Sonnenstrahl dies leicht bewegte Volk zu neuen Liedern weckt? Es ist klar: die Vögel geben dem schönen Antlitz der Natur erst die wohllautende Stimme und damit den unbeschreiblichen Reiz, welchen dieses geistigste aller Körpervermögen auf den Menschen nie aufhört zu üben.

Die Tanne am Wege.

Von H. Jäger (nach Anderson).

Am Waldrande nicht weit vom Wege stand eine einzelne Tanne fern von den übrigen, hoch und schlank, die schönste des Waldes, und wer vorüberging, freute sich des herrlichen Baumes.

„Wie schade, daß du hier stehst an dieser Stelle, vergessen und unbeachtet, du schöner Baum!“ sagte ein vornehmer Mann im Wagen, als er vorüberfuhr. „Hätte ich dich in meinem Garten, ich wollte dich zehnfach bezahlen, du solltest den besten Platz bekommen, und kein anderer Baum sollte dir nahen.“ Und mißgünstig, daß der Wald einen schönern Baum hätte, als sein prächtiger Garten, fuhr er weiter.

„Hätte ich dich auf dem Schiffswerft, du prächtiger Stamm, du solltest mir ein schöner Schiffsmast werden. Wie schade, daß du in den Ofen der Bauern wandern mußt,“ sagte ein Schiffsrheder, der in die Berge gekommen war, um seine Gesundheit herzustellen, und der nun kurzathmig dem Baum gegenüber ruhen mußte. Die Tanne aber rauschte leise, und der Fremde fand es recht unheimlich und düster auf dem Platze.

Da kamen zwei Handelsleute des Weges, und einer sprach zum andern: „Wie dumm doch die Menschen hier sind, solch' schönes Holz überständig werden zu lassen! Was gäbe das für Bretter und Bohlen, über hundert Fuß langes Nutzholz, die Spitze viermal geschnitten noch Bauholz, die Rinde zwei Wagen Lohe, und Reisig und Stöcke, den Arbeits- und Fuhrlohn bezahlt zu machen. Sind doch wahrhaftig die Wurzeln mannsdick und die Aeste wie bei uns die Kiefernstämme!“

„Ach, wenn doch der alte Baum dürr werden wollte!“ sagte eine alte Frau, die mühsam eine Tracht dürrer Reiser zusammengelesen hatte und unter der Tanne ruhte. „Wenn er einginge, so ganz nach und nach, ein Ast nach dem andern, und jeder Ast wäre für mich, daß ich Alles allein bekäme, und die Spitze auch und etliche morsche, abgebröckelte Stücke vom Stamm, — ach, wie viele Winter wollte ich mich daran erwärmen!“ Dumpf brauste die alte Tanne und schüttelte ihre Zweige, gleichsam als schaudere sie vor solch' elendem Untergange.

Da kamen auch zwei Kinder des Weges, die blieben vor der Tanne stehen und beugten ihre kleinen Köpfe weit zurück, damit sie bis an die Spitze des mächtigen Baumes sehen konnten. Und das kleine Mädchen sagte zum Bruder: „Ach, wenn das ein Christbaum wäre, wie herrlich und schön! Ja, einen solchen Baum wünschte ich mir zu Weihnachten. Da könnte ich Aepfel und Nüsse und süßes Zuckerwerk in Körbchen forttragen und den ganzen Winter davon zehren, und du, lieber Bruder, solltest auch eine ganze Schürze voll bekommen. Und Lichter müßten daran sein, so viel, als Sterne am Himmel sind!“ Da ließ

ein munteres Eichhörnchen einen Tannenzapfen fallen, den hoben die Kinder jubelnd auf und freuten sich, als sie noch mehrere fanden.

Als der Platz wieder leer war von Menschen, da kam ein Rabenpaar geflogen, das hatte sein Nest hoch oben in der Spitze. O, die kurzsichtigen, eigennützigen Menschen! Erfreute der schöne Baum nicht Tausende von Menschen, die des Weges kamen seit mehr als einem Menschenalter? Gab er nicht Vielen Schutz bei Regen und bei Sonnenbrand? Zeigt er nicht die Richtung des Weges schon in weiter Ferne? Baut nicht so manches Finkenpaar sein moosiges Nest zwischen Stamm und Aeste, daß es Niemand sehen kann, der Zaunkönig seine hohle Kugel von Moos in die Gabeln der Aeste, das kleine Goldhähnchen an die Spitze der schwankenden Zweige, Specht und Meise in seine Höhlungen, während der Rabe die weitsehende Spitze beherrscht und das Eichhörnchen sich auf dem verlassenen Neste seine warme Moos-wohnung für den Winter baut? Finden nicht Schaaren von Meisen und anderen kleinen Vögeln täglich Nahrung an den kleinen Feinden des mächtigen Baumes, Eichhörnchen, sowie Kreuzschnäbel und andere Vögel an den zahlreichen Samen? Flogen nicht die geflügelten Samenkörner weit umher und erzeugten einen Wald von jungen Bäumen? Hat nicht die Tanne Recht und Beruf zu leben, auch ohne den Menschen zu nützen? Schuf sie die Natur nur für den gewinnsüchtigen Menschen? Wie — wenn nun der schöne Stamm bald fallen müßte, zu Brettern geschnitten und daraus die allerletzte kleine Wohnung angefertigt würde für diejenigen, welche sich den Besitz des Baumes so wünschten?

Ein Eisgang.

Orsey am Rhein, 15. März 1877.

Lieber Onkel Karl in Milwaukee!

Dieses Jahr haben wir ein schreckliches Unglück erlebt; ich muß es Dir mittheilen, damit die kleinen Deutsch-Amerikaner erkennen, wie tückisch und böse unser schöner Rheinstrom zu Zeiten sein kann. Mehrere Monate lang war der Strom gänzlich zugefroren, so daß wir über die dicken Eisschollen, die wie Kraut und Rüben über und unter einander geschichtet waren, nach dem andern Flußufer klettern konnten. Unsere Eltern sprachen mit Bangen von dem Losbruch des Eises, aber wir Knaben wußten nicht, warum man sich fürchten sollte, wir freuten uns des vielen Eises. Es waren da Eisschollen, die an die 20 Fuß lang waren, und die, von anderen gedrängt, sich kerzengrade in die Höhe gerichtet hatten. Aber das Vergnügen hörte bald auf. Das Unglück kam. Am 28. Februar, Abends 6 Uhr, wurde durch Böllerschüsse und das Läuten der Sturmglocke den Bewohnern unsers Orts das Zeichen gegeben, daß die Eisdecke des Rheins sich in Bewegung gesetzt habe. Einige Stunden hindurch durften wir uns der Hoffnung hingeben, daß die Gefahr an uns vorüber gehen werde, indem sich am hiesigen Ufer, gleichsam zu unserm Schutze, Eisberge von enormer Höhe bildeten, während das Eis an der rechten Seite in Bewegung blieb. Aber unsere Aussichten wurden bald getrübt, da die ungeheuren Eismassen sich gerade vor der Stadt wieder festsetzten. Das Wasser fing nun an, in einer für uns bedenklichen Weise zu wachsen und erreichte am Abend des 1. März eine solche Höhe, daß die angestrengtesten und mit vieler Umsicht geleiteten Arbeiten auf unseren Wällen den Andrang desselben nicht mehr abzuhalten vermochten. Am 2. des Morgens gegen 3 Uhr rauschte plötzlich von verschiedenen Punkten her das Wasser durch unsere Straßen; die Verwirrung, welche jetzt entstand, ist unbeschreiblich. Orsey, an sich hoch gelegen und vielfach durch seine alten Festungswerke vor Ueberschwemmung gesichert, hatte seit dem Februar 1799 keine Hochwasser gehabt, und deßhalb

war ein großer Theil der Einwohner auf einen derartigen Unfall nur wenig oder gar nicht vorbereitet. Unter Angstgeschrei wurde das Vieh auf die höher gelegenen Stellen getrieben; nach mehreren Stunden mußten viele, namentlich arme und kranke Leute, in die oberen Stockwerke anderer Häuser gerettet werden. Gegen Mittag flutheten neue Eismassen vom Oberrhein heran, wodurch das Wasser wuchs; große, starke Eisschollen drängten sich durch das Rheinthor in die Straßen und bedrohten die Häuserecken; unterhalb der Stadt entstanden einige Dammbrüche, wodurch wahrscheinlich unsere schönsten und fruchtbarsten Fluren auf immer oder doch auf lange Zeit verwüstet sind. In der Gegend dieser Durchbrüche sind mehrere Häuser weggeschwemmt und spurlos verschwunden. Das hiesige alte Zollhaus ist fast gänzlich seiner Umgebung beraubt, ein anderes Haus ist durch den furchtbaren Anprall der mächtigen Eisschollen eingestürzt; ganze Reihen großer Bäume sind entwurzelt oder gebrochen. Menschenleben haben wir nicht zu beklagen; dagegen ist in dem benachbarten Binsheim eine Mutter mit fünf Kindern, deren Vater gerettet wurde, umgekommen. In dem weiter unten gelegenen Dorfe Eversaal gelang es, einige Menschen den Fluthen zu entreißen, aber eine Menge Vieh ist dort ertrunken. Seit gestern erst hat sich das Wasser hier im Orte verlaufen. — So, lieber Onkel, das ist einmal ein langer Brief geworden, ich glaube, es ist der längste, den ich je geschrieben habe.

Es grüßt Dich und Deine kleinen Freunde

Fritz H.

Räthsel.

Professor Aufgeber sieht seinen Liebling Ernst über die Straße laufen, glaubt, er könne ihn einmal in Verlegenheit bringen und ruft ihm zu: Heda, Ernst! Wie sieht's mit der Räthselschule aus?

Ernst Löser: Guten Morgen, Herr Professor! Danke für gütige Nachfrage. Ich habe die Schule durchgemacht und denke, das Examen bestanden zu haben. Bitte, in meinem Heft hier nachzusehen.

Professor: Recht schön. Wer in der Jetztzeit Anspruch auf den Namen eines gebildeten Menschen machen will, muß ein vielseitiges Wissen besitzen. Vergiß aber nicht, daß die einzelnen Wissensgebiete zu groß sind, um mehr als *eines* völlig zu beherrschen und darin Großes zu leisten. Der oberflächlichen Vielwisser gibt es deßhalb auch genug, der gründlichen Forscher nur wenige. Nun will ich dich aber nicht länger abhalten. Du hast gewiß wichtige Geschäfte, ein Ballspiel oder dergleichen?

Ernst: Wir machen unter Führung unsers Turnlehrers eine Turnfahrt in's Gebirge, um die Schulferien richtig zu beginnen. Mütterchen wird mir schon einige Butterbemmen zurecht gemacht haben; die will ich mir holen, nebst Botanisirbüchse, Insectenflasche und Hammerstock, damit ich auch für das Museum unserer Schule etwas mitbringen kann. Nun hätte ich nur noch die Bitte, daß Sie mir Etwas zum Zeitvertreib auf den Weg mitgäben.

Professor: So gib Acht:

(54.) Ein Wörtchen, das drei Laute hat;
Mit A den Hirten Schwabens gut bekannt,
Mit M im Württemberg'schen eine Stadt,
Mit J ein Fluß im mitteldeutschen Land.

(55.) Hab' ein langes Beinchen nur,
Von Fleisch und Blut gar keine Spur;
Mein Köpfchen braun reib' an der Wand,
So setz' ich wohl ein Haus in Brand.

(56.) Ich bin ein Gebirg, in dem sich jetzt
Die Russen und Türken arg zugesetzt.
Erhält meine Zweite statt a ein e,
So hat mich Mancher im Aug', o weh!
Und merkt davon nichts, aber sieht ganz gut,
Daß Andern ein Splitter im Auge ruht.

(57.) Es ist der Griffel gewesen,
Der erste Prügel und erste Besen,
Der erste natürliche Flederwisch,
Das erste gute Besteck bei Tisch,
Die erste Lichtputze, das erste Glas:
Nun sage mir einmal, was ist das?

(58.) Mit M bient es zur Stärkung dir,
Mit einem G speist es bei dir,
Dem Gärtner dient's mit Bs zum Binden,
Mit H kannst du's sehr eilig finden,
Mit L man's oft, doch ungern trägt.
Nun, liebes Kind, — wohl überlegt!

(59.) Mit L ist es ein schöner Baum,
Mit M ist es des Baumes Kleid,
Mit Bs wächst es als Unkraut oft
In Feld und Garten weit und breit.

(60.) Stolz, königlich siehst du die ersten Beiden
Mit langen Mähnen durch die Wildniß schreiten;
Wen ihre Dritte faßt, o blutig Grau'n!
Er wird die nächste Stunde nicht mehr schau'n.
Das Ganze ihr auf grüner Wiese findet,
Aus seinem hohlen Stengel emsig windet
Manch' kleine Hand wohl eine lange Kette;
Doch einen Cent biet' ich dir dreist zum Lohne,
Nennst du ein Kind, das seine Samenkrone,
So duftig zart, nie ausgeblasen hätte.

(61.) Was mancher Mann und manche Frau
Am meisten schon gewünscht sich hat,
Das zeigt und sagt dir ganz genau,
Von jedem Buch das erste Blatt.

(62.) Die Erste ist ein guter Schwimmer,
Und wär' das Wasser noch so tief,
Geschieht es sicherlich doch nimmer,
Daß sie etwa um Hilfe rief'.

Soll aber einen Schritt sie gehen,
Wär' noch so rein der Weg gekehrt,
Dann ist's um ihre Kunst geschehen,
Weil sie der Zweiten ganz entbehrt.

Doch wie man bücket sich und bieget,
Mehr als ein Sklave je gemußt,
Das lehrt das Ganze, das sich schmieget
Leider an manches Mägdleins Brust.

(63.) Ich gehe, und habe doch Füße nicht;
Ich zeige, obwohl mir der Finger gebricht;
Ich schlage und habe doch keinen Arm.

(64.) Aus Gärten und von Wiesen
Holt ihn das Mägdelein;
Mit Hauen, Stechen, Schießen
Wird er sehr blutig sein;
In Afrika im Sande
Gedeiht er prächtig schön,
Jedoch bei uns zu Lande
Wirst du ihn nimmer sehn.
Wer von den jungen Leuten
Schon fleißig musicirt,
Kennt wohl auch einen Walzer,
Den hat er componirt.

(65.) Die Ersten kreisen an des Himmels Bogen;
Die Dritte hat gar Manchen schon betrogen;
Das Ganze bringt zu uns aus Himmelshöh'n
Und wär' es nicht, wir müßten untergeh'n.

(66.) Wenn meine Eins die Flur schmückt wieder grün,
Liebt Zwei und Drei im Sonnenschein zu tanzen,
Doch meist sieht sie nicht lang' ihr Glück erblüh'n
Und fällt als Beute dem beschwingten Ganzen.

(67.) Die erste Silbe bedeutet Trauer, die zweite und dritte bilden den Namen eines Mädchens, das Ganze den Namen eines Staates der Union.

(68.) In der Zahlenfigur auf diesem Blatte beträgt die Summe der drei Einer 17, ebenso die Summe der beiden Zehner. Dieselbe Summe erhält man auch, wenn man die Ziffern in der mittlern oder untern Querreihe addirt. Auch die 3 Ziffern in der schrägen Reihe von links unten nach rechts oben geben als Summe die Zahl 17. Nun versuche einmal, Ernst, eine ebenso beschaffene Zahlenfigur zu finden, bei welcher die betreffenden Reihen immer die Summe 13 geben.

4
98
485

Ernst: Schönsten Dank. Jetzt geht's hinaus in die Ferne, mit lautem Hörnerklang. Auf Wiedersehen!

Ein Bär in tausend Aengsten.

Von **Ed. Märklin.**

Was war das doch für eine herrliche Zeit, die hoffnungsreiche, goldene Zeit der Kindheit und der Knabenjahre, wenn beim Beginn des November mit dem ersten Schnee das Hersagen der Zeitwörter oder ein kopfzerbrechendes Rechenexempel plötzlich unterbrochen wurde durch den dumpfen Ton einer Trommel und die, in raschem Tact folgende, einförmige Melodie einer Querpfeife. „Der Bär kommt!" hallte es von jeder Schulbank her, und mit dem Ernst der Unterrichtsstunde war es gründlich vorbei. Unser Lehrer mochte dies auch einsehen; denn eine Handbewegung gab, während er das Fenster öffnete, das Signal zur Entlassung; Federrohre, Schiefertafeln und Schreibhefte verschwanden mit Blitzesschnelle unter den Schulbänken, und wie aus der Flinte geschossen drängte Alles, was Beine hatte, auf die Gasse. Richtig! da kamen sie daher, gefolgt von der lärmenden Jugend des Städtchens und etlichen Marktbauern; voran Monsieur Braun, der Tanzmeister, mit Maulkorb und Nasenring versehen und an der Kette geführt, hinter ihm das niemals fehlende Kameel, auf dessen Höcker ein rothbefrackter Affe seine Purzelbäume schlug. Den Schluß machte in der Regel ein Esel, belastet mit einer blechbeschlagenen Kiste, durch deren Eisengitter vorlaute Buben mit Stöcken die harten Borsten eines Stachelschweins rasseln machten. Und nun ging der Tanz los; und schön war dieser! Wie possirlich war nicht das Compliment, womit Meister Bär seine Aufwartung machte; wie kunsterfahren nahm er den Stock zwischen die Beine, um uns zu zeigen, wie man mit Anstand ein Steckenpferd handhabt. Kein Grenadier der alten Garde präsentirte oder schulterte sein Gewehr mit mehr Ernst und Würde, als unser guter Freund Petz mit seinem Stock that. Und nun erst der Solotanz! Nein, es war zum Entzücken. In seiner ganzen stattlichen Höhe aufgerichtet, die Schnauze gerade in die Luft hinausstreckend, die langen, braunen, zottigen Arme mit den mächtigen Pratzen um die Knie seiner kurzen, einwärts gebogenen Hinterbeine herschlenkernd, watschelte der wackere Geselle im Straßenkoth auf und ab, zum Ergötzen und zur Bewunderung der ganzen Schule. Ob es ein Walzer, ein Galopp oder ein Schottischer gewesen, was er zum Besten gab, das verschlug in der Sache nichts, es war uns Buben ganz einerlei; nur so viel war gewiß: es war wunderschön. Ein unendlicher Jubel aber brach los, wenn der Tanzmeister der Aufforderung seines Treibers: „Spreï' sie mal franzö'sch!" nachkam, und aus dem bemaulkorbten, dampfenden Rachen des Thiers ein lang anhaltendes heiseres Brummen gegen die alte Schloßlinde hin erscholl. Daß die Sprachkenntnisse des gelehrten Petz durch einen tüchtigen Hieb auf die Nase sich entwickelten, that unserer Bewunderung durchaus keinen Eintrag; im Gegentheil erhöhte dieser Umstand das Gefühl der Freundschaft für ihn um ein Bedeutendes. Er ward zum Leidensgenossen; denn auch wir verdankten unser Bischen Latein oder Griechisch offenbar nur der fleißigen Anwendung des Haselstocks. Der letzte Akt seiner Thätigkeit bestand darin, daß Freund Petz seinem Herrn den Hut vom Kopf nahm und von den Umstehenden die Kupfermünzen einsammelte, worauf er auf das Geheiß seines italienischen Führers noch ein Abschieds-Compliment vor „die Publiqum" machte; der liebe, gute Bär!

Das war so dreißig Jahre zurück in Süddeutschland, meine lieben Nichten und Neffen. Seitdem hat euer Aquarium-Onkel selbst einen jungen Bären aufgezogen. Es war ein hübsches, halbausgewachsenes Thier, von glänzend schwarzem Fell und der Größe eines Neufundländer-Hundes. Der Bursche war aufgeweckt und äußerst gelehrig; ohne Maulkorb großgezogen und nur an einem ledernen Halsband die Kette schleppend, holte er mir bald mit

seiner Schnauze ein Stück Zucker zwischen den Zähnen heraus, reichte die Patschhand, legte aufrechtstehend die Tatzen auf meine Schulter und leckte mir Wangen und Stirne. Junge Bären sind spielsüchtig, wie junge Katzen, und dabei die possirlichsten Geschöpfe, obgleich oft zudringlich und täppisch in ihrer Aufforderung zum Mitspielen. Zu den Spielkameraden meines Jimmy gehörte außer Hektor, dem Hühnerhund des Hausbesitzers, und meinem Waschbär Isegrimm auch Hinko, eine Art Windspiel aus der Nachbarschaft, ein schön gefleckles, aber mageres, gefräßiges Thier. Eines Morgens, da ich eben die Küche verließ, um Holz zu holen, bemerkte ich, daß Jim wie wüthend an seiner Kette hin und her rannte, bald auf seinen Stall, eine alte Auswandererkiste, sprang und wie toll von Oben herab auf das Schlupfloch losschlug, bald wieder herabkletterte und dann jammervoll brummte oder wie ein Kalb blökte. Mit den Worten: Was ist dir, alter Junge? ging ich auf den zottigen Burschen zu, welcher mir alsbald mit allen Anzeichen der höchsten Freude die Tatze auf die Schulter legte, sein Ohr an meiner Wange rieb, während er mit der andern Tatze plump ausgeführte Streiche nach der Kiste führte, wie er nach Kinderart zu thun pflegte, wenn er herabgepurzelt war und seinen Stall dafür abstrafen wollte. Wiederholtes Pusten nach dem Schlupfloch hin von Seiten Jims, welchem ein verdrießliches Knurren von Innen folgte, machte mir die Sachlage alsbald klar. Ein Griff in die Kiste, und das linke Hinterbein nebst Schwanz und schließlich der ganze Hinko ward hervorgeholt. Also das war es! Darum der Jammer! Hinko hatte, seiner Vagabundennatur folgend, schändlich das Gastrecht verletzt und die in der Bärenhütte von seinem wackern Kameraden zusammengetragenen Herrlichkeiten, als da waren: halbabgenagte Welschkornkolben, invalide Aepfel, Brodkrusten und Knochenreste sich angeeignet. Das war allerdings schlecht, über alle Maßen schlecht und mußte exemplarisch bestraft werden. Daher der gewichtige Hieb, der auf den niederträchtigen „Tramp" herabfiel von Jims entrüsteter Tatze. Es war die höchste Zeit, daß ich den armen hungrigen Freibeuter erlöste, der nun heulend von hinnen floh. Aber eben so schnell, als das Windspiel das Weite suchte, schoß auch mit lautem Gerassel mein Jim in seinen Stall, und wen ich den ganzen Tag nicht mehr zu sehen bekam, war mein Zögling. Als ich des andern Morgens ihm sein Frühstück, in einer Schüssel Welschkornmuß bestehend, brachte, erblickte ich blos eine stramm angezogene Kette und im Schlupfloch das zottige Fell des Bären, der aber weder durch gute Worte, noch durch Zerren an der Kette, noch durch Stoßen und Kneifen in den Pelz zu bewegen war, seine Lage zu verändern. Es wurde Abend, und noch nichts von dem Futter war angerührt. Auch der nächstfolgende Morgen brachte noch keinerlei Wechsel in der Sache; nur verrieth mir das heftige Schmatzen und ein behagliches Schnurren, daß der kindische Trotzkopf sich eben dem Vergnügen des Daumenlutschens, d. h. dem Tatzenlecken ergab. Als am Abend die Sache sich nicht anders gestaltet hatte, jede Art von Speise hartnäckig zurückgewiesen wurde, und mir zudem die Kette des Thieres verdächtig stramm vorkam, öffnete ich mit einem Brecheisen den Deckel der Kiste. Laut und herzlich lachend warf ich die Brechstange bei Seite; denn das Bild, das sich mir und den Umstehenden darbot, hatte doch gar zu viel des Komischen. Da saß er wahrhaftig!

„Aufrecht saß er da mit dem Anstand, den er hatte."

Die Rückseite seiner Persönlichkeit dicht an das Schlupfloch gepreßt, die Hinterbeine mit aller Gewalt gegen die gegenüberstehende Wand der Kiste stemmend, und so jeder Fliege, jedem Luftzug den Eingang wehrend, hatte mein armer Jim sein Hausrecht gegen freche Eindringlinge gewahrt, hatte gehungert und gedürstet, um von der Schwelle seines Hauses die Schmach eines hündischen Besuchs fernzuhalten, und noch heute nach 20 Jahren hab' ich nicht den jammervollen, mißtrauischen Blick vergessen, welchen Jim, mein Bärenzögling, während er an beiden Tatzen saugte, bei seiner Erlösung über den Rand der Kiste hinauslaufen ließ.

Er galt dem malefizischen Windhund, dem infamen Räuber und Einbrecher Hinko, der sich aber niemals mehr im Hofe blicken ließ.

Die Geschichte, welche euch euer Onkel erzählt, ist buchstäblich wahr und zeigt euch zugleich, daß auch den Vierfüßlern Verstand und Ueberlegungsgabe nicht abgeht, wie wir aus Hunderten von Beispielen an Hunden, Katzen, Pferden, Affen und Elephanten ersehen.

Erratische Blöcke.

Nach Cotta.

Die Festländer der nördlichen Halbkugel bis zum fünfzigsten Grade nördlicher Breite sind vielfach mit großen Felsblöcken überstreut, die nicht dem Boden angehören, auf dem sie ruhen, sondern einen oft weit entfernten Ursprung haben. So findet man über das große nordeuropäische Tiefland verbreitet, von den Quellen der Dwina bis an die Meerenge von Calais, Tausende von Gesteinsblöcken, die ihrer ganzen Natur und Verbreitung nach nur aus den skandinavischen Gebirgen herrühren können. Viele derselben haben eine beträchtliche Größe und entschädigen diese Flachländer gleichsam für den Mangel an Felsen. Baumaterialien vieler Art werden aus ihnen gewonnen. Die große Granitschale vor dem Museum in Berlin ist aus einem solchen Blocke gemeißelt, und der Schwedenstein auf dem Schlachtfelde bei Lützen verdient diesen Namen nicht blos als Denkmal Gustav Adolphs, sondern auch seines skandinavischen Ursprungs wegen. In ähnlicher Weise findet man, vom hohen Norden Amerikas ausgehend, zahlreiche Felsblöcke über den Boden der Vereinigten Staaten ausgestreut, und nicht minder sind die Flachländer an der Südspitze des Erdtheils, die Ebenen Patagoniens, von ihnen bedeckt. Der englische Naturforscher Darwin schreibt, wie von den bis an das Meer reichenden Gletschern des Feuerlandes mächtige, mit Schutt und Felsenblöcken beladene Eismassen sich ablösen und, von den Strömungen des Meeres fortgerissen, ihre Fracht nach wärmeren Gegenden tragen, wo sie, von den Strahlen der Sonne vernichtet, ihre unzerstörbare Last auf den Boden des Meeres oder an dessen Ufer fallen lassen. Aehnliche schuttbelastete Eisschollen lösen sich alljährlich von den Küsten Nordamerikas ab, oder treiben aus dessen Flüssen hervor.

Denken wir uns diese Vorgänge durch Jahrtausende fortgesetzt, so ist es wohl begreiflich, daß große Gebiete des jetzigen Meeresbodens mit fremden Felsblöcken überdeckt werden können. Tritt dann eine langsame Bodenerhebung ein, so werden endlich die abgelagerten Blöcke auf dem festen Lande erscheinen. Für den Transport durch schwimmende Eisschollen spricht nun ganz besonders auch der wichtige Umstand, daß die gegen die Pole hin immer häufiger werdende Erscheinung der erratischen Blöcke oder Steinfindlinge zwischen den Wendekreisen, als wohin das Eis nie vordrang, sich niemals zeigt. Um aber eine solche Erklärung auf unsere nordischen Geschiebe anzuwenden, ist es freilich nöthig, daß wir eine sehr allgemeine Hebung des Landes, oder Senkung des Meeres voraussetzen, wodurch jene Findlinge trocken gelegt wurden. Ferner ist es nöthig, für die Periode des Transportes auf der ganzen nördlichen Erdhalbkugel eine niedrigere Mitteltemperatur anzunehmen, da gegenwärtig das nordische Treibeis nicht mehr in Menge bis zum fünfzigsten Breitenkreise vordringt. Eine solche periodisch niedere Temperatur unserer Hemisphäre ist aber auch aus anderen Gründen wahrscheinlich und überdies leicht erklärlich, wenn damals die Vertheilung von Land und Wasser in der nördlichen Erdhälfte eine ähnliche war, wie jetzt in der südlichen.

Gastfreundschaft.

Wer einen Gast im Hause hat, der sorge, daß er werde satt;
Und ist's auch nur ein Vögelein, es will, wie du, gesättigt sein.

Verwehtes Laub.

(Lied aus dem Sachsenwald.)

Von **Heinrich Zeise.**

Wie sich die Bäume wiegen,
Vom wilden Sturm erfaßt!
Trümmer des Laubes fliegen
Umher in wirrer Hast!
Es ragt bei rauhem Wetter
Fast ohne alle Blätter
Gen Himmel Zweig und Ast.

Als einst im Strahl der Sonne
Sie weich und mild gerauscht,
Wie hast in stiller Wonne
Du ihrem Spruch gelauscht,
Und leis' mit Strauch und Bäumen
In stillen Waldesräumen
Gedanken ausgetauscht.

In ihrem Schutze baute
Der Sänger sich sein Haus,
Von hoher Warte schaute
Er in die Welt hinaus.
Verborgen unter Blättern
Klang laut sein frohes Schmettern,
Ein ganzer Liederstrauß.

Dann, als der Herbst, der Dränger,
Durchstürmte Wald und Hain,
Da stellten rings die Sänger
Ihr frohes Schmettern ein.
Nicht fürchtend zu ermüden,
Erhoben sich gen Süden
Der Wandervögel Reih'n.

Wenn einst der Wald auf's Neue
Erwacht nach langer Ruh,
Zieh'n durch des Himmels Bläue
Die Sänger wieder zu.
Sie heben ihre Schwingen,
Sie jauchzen und sie singen:
Wo aber weilst denn du?

Am Weihnachtsabend.

Von **J. J. Rhomberg.**

Schon lagen Weg und Steg tief eingeschneit, und noch immer wirbelte der Schnee in großen Flocken hernieder. Da und dort heftete er sich zudringlich an die hellerleuchteten Fensterscheiben, hinter welchen der funkelnde Weihnachtsbaum wieder im reichen Gabenschmucke prangte.

Die Mutter und eine Hausfreundin hatten eben die vielen Wachskerzchen auf den duftenden Tannenzweigen angezündet, und erstere öffnete nun die Thür eines Nebengemaches, aus welchem die Kinder Nanny, Gutta und Harry mit freudestrahlenden Gesichtchen heraustraten. Der lichterhelle Baum ragte vom Boden fast bis an die Decke des Zimmers und bot den lieben Kleinen einen entzückenden Anblick; sie klatschten in die Hände und jubelten über die niedlichen Geschenke, die ihnen durch das schöne Familienfest beschеert wurden.

Nun öffnete die Mutter auch die zum Empfangszimmer führende große Flügelthür, in welchem bis jetzt der Vater und die beiden älteren Kinder Pauline und Mathilde nebst den Nichten Emma und Anna sich abwechselnd mit Vorlesen, Gesang und Piano Vorträgen unterhalten hatten. Ein voller Strahl der flimmernden Kerzchen fiel nun auf ein prächtiges Bild in diesem Zimmer. Dasselbe stellte ein auf mächtige Felsklippen zutreibendes Schiff im Seesturme dar und bildete einen seltsamen Kontrast zu der friedlichen, glücklichen Kinderwelt. Das Bild erinnerte an die rührende Scene in „Paul und Virginie", und die Mädchen blickten nunmehr mit geheimem Bangen auf dasselbe, indem an diesem Abend der Neffe Robert

von der hohen Schule nach Hause reiste, und der Bahnzug, mit welchem er ankommen sollte, schon seit zwei Stunden auf die Ankunft warten ließ.

„Unser Neffe steckt im Schnee. er wird die Freude dieses Abends nicht mit uns theilen," sagte der Vater in neckischem Tone zu den Mädchen. „Was kann es aber schaden? Er wird durch sein unwillkürliches Verspäten nur die Freude des Wiedersehens erhöhen."

„Ach, wenn ihm nur sonst kein Unglück zugestoßen ist!" rief Pauline, indem sich ein Zug von Angst in ihrem holden Antlitz malte. Mathilde und Anna blickten nur fragend auf den Vater und Onkel, der nun beim Anblick seiner jubelnden Kleinen vergnügt lächelte. Emma suchte ihren Kummer um den Bruder mühsam zu verbergen.

„Ich empfinde noch keine Angst deßwegen," äußerte sie gezwungen, „es ist gewiß schon eine Depesche eingelaufen, daß der Abendzug nur eingeschneit ist, nicht wahr, lieber Onkel?"

„Wie kann ich das eigentlich wissen, gutes Nichtchen," entgegnete dieser scherzend; „ich habe mich schon über eine Stunde mit euch unterhalten und wollte ja den wackern Robert in unserer Mitte empfangen. Da der Zug fast unmittelbar vor unserm Hause anhält, habe ich selbst keine weiteren Nachrichten eingezogen; stände es aber schlimm, so wäre gewiß die Kunde davon auch schon zu uns gedrungen."

Die Besorgniß entbehrte auch der Begründung. Auf der, eine Meile vom Städtchen entfernten Vorstation wußte man schon lange, daß der Zug in Folge der Schneemassen einen Aufenthalt erlitten habe, jedoch bestimmt um 10 Uhr eintreffen werde.

„Sieh, Papa, sieh meine Schäfchen und Vögel!" rief jetzt der kleine Harry, zum Vater in's andere Zimmer hüpfend, „und Gutta hat einen Guckkasten, darin ist die ganze Welt und viele Häuser — sie muß aber immer Bilder hineinstecken!"

„Und welches sind denn die Geschenke für Mama und Papa?" fragte der Vater, indem er den Kleinen liebkosend auf den Arm hob.

„Du hast ganz schöne Schlappschuhe!" rief das glückliche Knäblein.

„Aber, Harry!" rief Nanny verweisend, „es sind zierlich gestickte Pantoffeln; Pauline hat lange daran gearbeitet."

„Der Papa hat auch einen feinen Spazierstock mit einem goldenen Knopf," sagte Gutta, „seht, er ragt über den Wipfel des Baumes, und oben daran ist ein Strauß künstlicher Blumen für die Mutter; Mathilde hat das Bouquet gemacht."

Bald kamen noch verschiedene werthvolle Geschenke für die Eltern und Kinder, sowie für die Nichten und den noch fern weilenden Neffen zum Vorschein. Man beschenkte und erfreute sich gegenseitig aus Liebe und aufrichtiger Freundschaft, und es würde bald eine allgemeine laute Fröhlichkeit geherrscht haben, wenn man sich eben nicht wegen Roberts Ausbleiben bekümmert hätte. Es standen für denselben Shakespeare's Werke, übersetzt von Schlegel, eine Prachtausgabe in neun Bänden, um den Fuß des Weihnachtsbaumes herum.

„Der liebe Neffe wird sich durch das Geschenk reichlich entschädigt finden für den Unfall auf seiner Reise," sagte die Mutter, „er ist für keinen Dichter, außer Schiller, so eingenommen, wie für Shakespeare."

„Und wie ich aus seinen Briefen ersehe," bemerkte Pauline, „hat er nun auch Göthe, meinen bevorzugten Dichter, schätzen gelernt. Ach, daß er doch schon hier wäre! Wenn er nur nicht verunglückt ist —, — wie schön, wie angenehm und nützlich werden wir die Zeit seiner Ferien zubringen können!"

Bei diesen Worten schimmerte eine Thräne in Paulinens blauem Auge. Das gefühlvolle und edeldenkende Mädchen wandte sich verschämt weg und eilte in das Empfangszimmer, wohin ihr nun auch Emma nachfolgte.

Bald räumte aber die übrige Gesellschaft auf dem schönen Abend sein ungeschmälertes Recht ein und sie amüsirte sich eine Zeit lang in heiterster Weise. Hernach suchte der Vater, wie er es gewohnt war, mit dem jungen Völkchen die Bedeutung des Weihnachtsfestes zu besprechen.

„Wie lieb und gut doch das Christkindchen ist," scherzte er zuerst. „Mit seinen nackten Beinchen hat es den tiefen Schnee durchwatet und uns die vielen Geschenke gebracht."

„Oh, oh, das ist nicht so!" riefen Gutta und Harry. „Die Mutter hat die Sachen gekauft," bekräftigte keck der Kleine; „sie hat warme Ueberschuhe angehabt, ich hab's gesehen!"

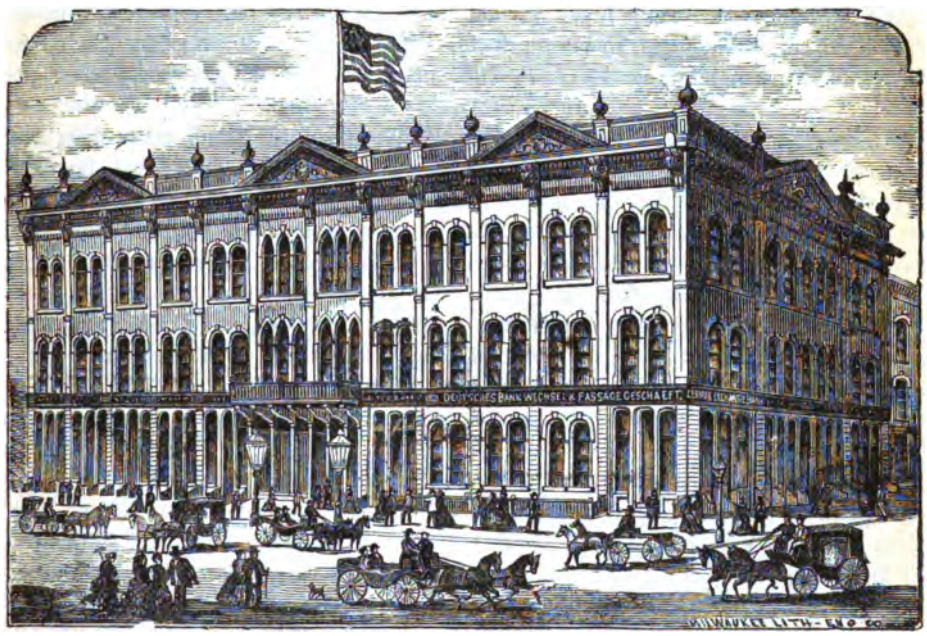
„Ja, ja, zu Weihnachten gibt es gar viele Christkindchen," sagte Nanny schelmisch lächelnd.

„Wißt ihr aber auch, was das Wort Weihnachten eigentlich bedeutet?" fragte der Vater.

„Du hast es uns gesagt," antwortete Mathilde, „ich kann mich noch erinnern. Es stammt von dem altdeutschen ze wihen nahten und bedeutet „zu" oder „an den heiligen Nächten".

„Ganz recht, die alten Deutschen, wie auch verschiedene Völker des Morgenlandes, feierten ihr Weihnachten schon zu einer Zeit, da noch von keinem Christkindchen die Rede war. Es galt bei ihnen als Fest der Sonnenwende. Könnt ihr mir sagen, was sie darunter verstanden?"

„Es war eine öffentliche Verehrung des Sonnengottes," antwortete Anna. Nach der deutschen Götterlehre war Sool oder Söl der Lenker der Sonnenrosse, welche den goldenen



Das Opernhaus in Milwaukee, die Heimath des „Onkel Karl" im Jahre 1877.

Sonnenwagen am Himmel hinzogen, und da vom 21. December an die Sonnenstrahlen wieder mehr und mehr auf die nördliche Erdhälfte fallen, so glaubten unsere unwissenden Vorfahren, daß Sool um diese Zeit seine feuersprühenden Rosse wieder nach dem Norden lenke, um die trübe, kalte Nebelwelt zu erhellen und zu erwärmen. Sie zündeten ihm deßhalb Freudenfeuer an, brachten ihm Opfer und ehrten ihn auch durch Tanz und Gesang."

„Brav, liebe Nichte," sagte der Onkel erfreut; „aber wer weiß nun, wie es sich mit dem ‚Christfest' verhält?"

„Dasselbe wird erst seit dem vierten Jahrhundert von den Christgläubigen als ein Hauptfest am 25. December gefeiert," gab das belesene Mädchen rasch zur Antwort.

„Die Kinder der Sonntagsschule," fügte Nanny bei, „sagen immer, das Christkindchen sei in der Weihnacht vom Himmel herabgekommen und aus Liebe zu den Menschen gestorben."

„Bei den Christen wird dies ungefähr so angenommen," erwiderte der Vater gelassen; „übrigens ist nach ihrer Lehre der mit Aepfeln behängte Weihnachtsbaum ein Bild des Para-

diesbaumes, dessen Früchte den ersten Menschen verboten waren. Weil sie aber dennoch — wie es ferner in dem Märchen heißt — von denselben aßen, so wurden sie aus dem schönen Paradiesgärtlein ausgestoßen."

„Das mußte sich wohl so fügen," lächelte Mathilde, „denn wie hätten später die vielen Menschen Platz darin gehabt?"

„Wo ist aber das Paradiesgärtlein? und ist das Christkindchen darin?" fiel Gutta ein.

„Ei," scherzte Mathilde, „das Christkind ist ja in die Welt gekommen, um für die Menschen das verlorene Paradies zu suchen, doch hat es dasselbe bis heute noch nicht gefunden."

Doch der Vater sagte: „Die Antwort auf eure Fragen, liebe Kinder, können wir ruhig den Christen überlassen; wissen wir doch, daß das ‚Christfest' zu einem heitern Familienfest geworden ist. Als solches wird es sich namentlich in unserer Republik noch allgemein einbürgern."

„Damit wird's aber noch gute Weile haben," meinte Anna, „denn es gibt sogar noch Leute, welche glauben, daß das Wasser, welches man in der Weihnacht aus einer Quelle schöpfe, heilkräftige Wirkungen habe; ja, ich kenne eine Familie auf dem Lande, welche fest glaubt, daß in der ‚heiligen Nacht' die Eulen reden könnten. Man möchte sich oft fragen, wie es komme, daß im Lande der freien Rede und Presse noch so viel Aberglauben gedeihen könne."

„Das Licht wird eben immer den Schatten zum Begleiter haben, meine liebe Nichte," entgegnete der Onkel. „Indessen wird's doch immer heller in der Welt; das bezeugen mir allein schon eure Antworten. In diesem Hause z. B. wird sich heute Abend ein Nachwuchs von acht Personen zusammenfinden, die alle zu einer vernünftigen Weltanschauung erzogen wurden. Und solche gesunde Körnlein sind mehr werth, als ein Haufen angefaulter Früchte."

Während dieses Gespräches hatte der kleine Harry sich eifrigst mit seinem Spielzeug abgegeben, doch nun klomm er auf Mama's Schooß, umschlang ihren Hals und küßte sie herzinnig. Die Mutter hatte mit ihm sein großes Bilderbuch durchblättert und hatte ihm hundert Dinge erklären müssen. Nebenbei hatte sie auch die Mädchen auf die schönen und lehrreichen Erzählungen in den neuen Büchern, sowie auf die Nutzanwendung mancher Geschenke aufmerksam gemacht.

Pauline und Emma waren im anstoßenden Zimmer ebenfalls in ein Gespräch über einen bedeutsamen Gegenstand vertieft. Derselbe aber war von besonders ernster Natur, denn die beiden Mädchen weinten. Bernardin de St. Pierre's Meisterwerk, „Paul und Virginie," lag auf dem Tische vor ihnen aufgeschlagen. Pauline hatte es kürzlich an ihrem Geburtstage vom Vetter Robert zum Geschenk erhalten. Sie hatten eben bis zu der Stelle gelesen, wo es heißt, daß das südliche Sternbild des Kreuzes die Mitternachtsstunde anzeigt, und wo der Leser bange ahnt, daß die edle Virginie — getrennt von ihrem geliebten Jugendfreund — sich bereits auf dem weiten Meere befindet.

„O, dieser heuchlerische Missionär, dieses steinerne Herz, diese finstere Seele!" rief Emma durch Thränen. „Er allein ist schuld an dem Unglück, ich habe die Geschichte früher schon einmal gelesen und weiß nun, was erfolgen wird."

„Es ist wahr, sagte Pauline, indem ihr die Thränen über die Wangen perlten, „der Missionär hat durch seine hinterlistigen Rathschläge und Zusprüche die kindliche Virginie bewogen, ihre Lieben zu verlassen. Man denke nur an seinen schrecklichen Grundsatz, indem er zu Virginie sagte: ‚Man muß der Vorsehung, sowie dem Willen seiner Angehörigen, selbst wenn er ungerecht wäre, Gehorsam leisten; das ist allerdings ein Opfer, allein es ist eine Fügung Gottes.' Wahrlich, diese Worte sind wie Gifttropfen in die reine Seele Virginiens gefallen. Ach, ich ahne schon einen herzerschütternden Ausgang. Denn wo ein fanatischer Priester junge Leute mit seiner Moral beglücken will, da ist das Verderben sicher."

„Soll nun ich weiter vorlesen?" unterbrach Emma fragend ihre tief erregte Freundin.

„Nein, nein, heute nicht mehr! — Ja, wenn ich Vetter Robert nicht auf der Reise wüßte," betonte Pauline, „dann möchte ich die Erzählung wohl zu Ende hören." Sie schlug das Buch zu und setzte sich an's Piano, um durch eine Arie von Mozart ihr erregtes Gemüth zu beruhigen.

In lieblichen Accorden klangen nun die sanften, süßen Töne eines Liedes der Sehnsucht und der sich erfüllenden Hoffnung. Sie zauberten die blühende Insel, das Geburtsland von „Paul und Virginie" vor die Seele; eine Welt der Unschuld, des Friedens und des reinsten Glückes zog am geistigen Auge vorüber. Mit den verwehenden Tönen zerfloß auch der Schatten, welcher auf das schöne, reinmenschliche Bild gefallen war.

„Dein Spiel hat uns alle bezaubert," sagte der Vater, zu Pauline tretend. „Aber auch du scheinst ganz begeistert — was ist dir? du siehst ja darein wie verklärt!"

Rasch kam Emma einer Erklärung ihrer Cousine zuvor, indem sie dem Onkel das Buch auf dem Tische zeigte.

„Ah, so! ihr habt das Werk gelesen, welches Humboldt auf seinen Forschungsreisen durch die tropische Zone zum steten Begleiter diente. Habt ihr aber auch, wie der große Naturforscher, die religiöse Spreu hübsch weggelassen?"

„Gewiß, lieber Onkel!" rief Emma. „Wir haben den falschen Pater, der das Glück der holden Naturkinder und ihrer ehrsamen Eltern zerstörte, gebührend verurtheilt."

„Der Pater that wohl nur, was seines Amtes war," sagte der Onkel. „Wessen Herz und Hirn mit Glaubenssätzen angefüllt ist, hat eben weder Gefühl noch Verständniß für Natur und Wahrheit. Lüge und Zwang sind seine Ideale."

„Dies scheint auch der Dichter des edlen Werkes empfunden zu haben," sprach Pauline; „er verurtheilt scharf das eitle Leben und Treiben der sogenannten höheren Stände und räumt der Natur den vornehmsten Platz ein. Tief fühle ich es wieder, daß blinder Glauben und ein nicht-naturgemäßes Leben die Hauptquellen so vielen Unglücks in der Welt sind."

„Diese gesunde Ansicht," entgegnete der Vater frohbewußt, „ist eine Errungenschaft, die du hauptsächlich dem Lesen guter Bücher zu verdanken hast; denn was der Mensch selbst auf seinem Lebenswege findet, ist vorzugsweise entscheidend und maßgebend für ihn. Das herrliche Werk ‚Paul und Virginie' hätte gewiß ein unsterbliches Verdienst, wenn es den Menschen folgerichtig auf die Natur, auf seine eigene Kraft und sein freies Bewußtsein verwiese. Die dunkle Moral von dem Glauben an eine allwaltende Vorsehung trübt leider auch dieses prachtvolle, ergreifende Naturbild."

„Wie freue ich mich," fiel Emma ein, „Bruder Robert wird uns eine neue, freisinnige Jugendschrift mitbringen, er schrieb mir, daß — —"

Ein schrilles, langgezogenes Pfeifen des verspäteten Bahnzuges übertönte Emma's Worte — und „Robert, Robert kommt!" schallte es sofort durch das Haus. In freudiger Aufregung eilte das junge Volk hin und her, und die ganze Weihnachtsphilosophie war mit einem Male vergessen. Die Mutter hatte Mühe, die Menge von Fragen zu beantworten und Groß und Klein davon abzuhalten, daß sie in den tiefen Schnee hinausliefen.

„Ein Viertel auf elf," sagte der Vater für sich, „das ist spät — spät! Mädchen, Mädchen!" rief er laut, „freut euch nur nicht zu sehr! Der Neffe ist vielleicht gar nicht auf dem Zuge, oder er hat auf der Fahrt eine Quetschung erlitten, kommt nun angehinkt, und aus dem versprochenen Tanz wird nichts!"

„Da ist er schon!" riefen Anna und Mathilde, zur Thür hereinfliegend, und hinter ihnen drein folgte ein hochaufgeschossener, schmucker Jüngling mit muthigem Blick. Eine Reisetasche in der Hand, trat er heitern Gesichts in den Kreis der Seinigen und rief: „Seid mir Alle gegrüßt!" Mehr konnte er aber nicht sagen, denn Onkel, Tante, Schwestern und Cousinen

hingen um ihn herum, drückten ihm die Hände, umarmten und küßten ihn dermaßen, daß er mühsam ausrief: „O — ihr — Götter! soll ich denn hier eine zufällige Quetschung erleiden?!“

Kaum hatte sich der Sturm des freudigen Empfanges gelegt, da erscholl es auf dem Gange vor dem Zimmer von einem Chor jugendlicher Stimmen:

„Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier!“

Und während die liebliche schottische Volksweise durch die Räume des Hauses hallte, führte die Tante den Neffen zum Weihnachtsbaum und zeigte ihm sein Geschenk. „Sieh,“ sagte sie, „dies hat dir das Christkindchen gebracht, weil du so oft mit einem solchen Gebetbuche andächtig unter der Eiche auf dem Berge gesessen hast.“

Ein Freudenstrahl leuchtete in Roberts Augen. Er umarmte die Tante nochmals und gab ihr einen Kuß der innigsten Dankbarkeit. Dann sich zu seinen Schwestern Emma und Anna wendend, sprach er bewegt: „Haben wir auch weder Vater noch Mutter mehr, so haben wir doch einen Onkel und eine Tante, denen unser Glück am Herzen liegt!“

Nun öffnete sich wieder die Thür, und herein strömte eine Schaar Freunde und Freundinnen, die ihren Robert mit dem Liede begrüßt hatten. Es folgte eine neue herzerquickende Scene des Wiedersehens; Alles athmete Liebe, Freude und Eintracht. Mittlerweile luden Mutter und Vater alle Anwesenden zu einem Nachtmahle ein, und nun schritt Robert, an einem Arm Pauline, am andern Schwester Emma, mit wonnigem Gefühl nach dem Speisezimmer, wo eine reich besetzte Tafel für die Gäste bereit stand. Der Vater brachte bei Tisch ein Hoch aus auf den jungen Studenten, sowie ein zweites auf die Schule der freien, vernünftigen Erziehung. Nach der Mahlzeit gab es im Empfangszimmer noch einen Tanz für die jungen Herrchen und Dämchen, und dieselben drehten sich noch über eine Stunde lustig nach den Klängen des Pianos. Da der Neffe jedoch keinen besondern Geschmack am Tanzen fand, so wußte ihn Pauline theils durch scherzhafte Studien über Gesichtsbildung und Benehmen, theils dadurch bestens zu unterhalten, daß sie ihm den Eindruck schilderte, den „Paul und Virginie“ bereits auf sie gemacht hatte.

Zum Schluß des schönen Abends hielt Robert noch eine kurze Ansprache an die fröhliche Versammlung und betonte namentlich die durch Bildung und vorurtheilsfreie Lebensansicht geläuterten und erhöhten Freuden. „Uns ist daher,“ sagte er schließlich, „der funkelnde Weihnachtsbaum mit seinem frischen Grün das Sinnbild der sich verjüngenden Kraft in der Menschheit. Insofern deutet er auch uns die Geburt eines Welterlösers an, denn während die Natur ihren Winterschlaf hält und die in Glaubensnacht befangenen Menschen den Geburtstag eines vermeintlichen Heilandes feiern, da umjubelt im glücklichen Familienkreis eine frohe Jugend den immergrünen Baum, und tausend und aber tausend Familien freuen sich desselben als eines Wahrzeichens der Hoffnung, Liebe und Eintracht.“

Ein herzlicher Beifall von allen Seiten wurde dem Redner zu Theil. Und indem dann die Gäste sich anschickten, nach Hause zu gehen, sagte der Vater gerührt: „Diese schönen, wahren Worte haben ein Echo in unseren Herzen gefunden und bilden daher auch für unsern Weihnachtsabend den würdigen Abschluß.“

Mit Kuß, Händedruck und liebendem Blick verabschiedete man sich und wünschte einander „gute Nacht“. Indem Robert unter der Thüre stand, um sich nach seinem Schlafgemache zu begeben, sagte er: „Da meine Geschenke für euch noch im Koffer auf dem Bahnhofe sind, so beschenke ich euch heute Abend mit einem Räthsel: — Ein ‚Onkel‘ und eine ‚Tante‘ sind heute mit mir angekommen, die überall ‚Neffen‘ und ‚Nichten‘ suchen, um ihnen ein Kapital zukommen zu lassen, dem ‚weder Rost noch Motten‘ etwas anhaben können. Wer sind sie? — Pauline, du sollst es mir morgen sagen!“

„Ich!“ rief diese mit schlauem Lächeln. „Wohnen sie sonst in dem schönen Milwaukee? — am Marktplatze?“

„Ei, du liebe Schelmin, du stiehlst mir ja das Räthsel! — Gute Nacht!“

Zweite Abtheilung.

Für das mittlere Alter.

Das Gold.

Tief innen in den Bergen, da iſt es ew'ge Nacht,
Doch mitten in dem Dunkel ruht eine reiche Pracht;
Drum gräbt man tiefe Schachte und ſteiget da hinein,
Zu hölen Erz und Silber, und Gold und Edelſtein.
Wohl von Gefahr umgeben iſt dieſe grauſe Fahrt,
Und drinnen iſt das Leben ſo trüb und ſchwer und hart.

Denn ach! kein Sonnenſchimmer bringt in der Berge Schooß,
Und Arbeit ohne Sonne, das iſt ein ſchweres Loos!
Bringt nun der Knappe Silber, und Gold und Edelſtein,
Dann iſt von all' den Schätzen kein einzig Körnchen ſein!
Der Arme trägt von Allem für ſich nun nichts davon,
Als bleiche, matte Wangen und einen kargen Lohn!

Nun, meine lieben Kinder! weiß ich wohl andern Schacht,
Aus dem mit Fleiß ſchon Mancher ſich Gold und Ruhm gebracht.
Die Arbeit iſt da innen nicht halb ſo hart und ſchwer
Und lohnt mit reichen Schätzen und einem Freudenmeer.
Der Schacht, ihr lieben Kinder, das Haupt iſt er genannt,
Der Schatz, der innen wohnet, der Schatz iſt der Verſtand!

Und wollt ihr ihm nur rufen mit immer regem Fleiß,
Dann ſteigt er aus der Tiefe zu eurem Glück und Preis;
Und wollt ihr fleißig lernen, zu gehen mit ihm um,
Dann giebt er Glück und Ehre euch bald zum Eigenthum.
Er läßt euch nimmer darben, er lehrt euch mancherlei,
Wie man auf Erden glücklich und ſtets zufrieden ſei.

Drum ſteigt mit allem Fleiße in dieſen Schacht hinab,
Er iſt von allen Gütern die reichſte Erbengab'!
Das Gold, das kann euch nehmen ein jeder böſe Wicht —
Doch das, was ihr gelernet, das raubt ein Menſch euch nicht!
Das wird auch mehr geehret, als Edelſtein und Gold
Und iſt auch jedem Guten der wünſchenswerth'ſte Sold.

Der Riese Ma-ni-Te-cum-seh und die Zwerge Witzi-ha-ha.

(Ein Märchen vom Alleghany-Gebirge.)

Von Onkel Karl.

I.

Der kleine Washington und sein Brüderchen Jefferson, gewöhnlich Wash und Jeff genannt, hörten für ihr Leben gern Märchen erzählen.

Wenn an langen Winterabenden die Arbeit gethan war und die Eltern mit ihnen an dem selbstverfertigten Tische aus Tannen-Bohlen saßen, oder um das flackernde Feuer im offenen Kamin, dann lauschten sie oft mit angehaltenem Athem den Geschichten, welche Mütterchen von Riesen und Zwergen erzählte, die im Gebirge hausten und von denen besonders der Riese Ma-ni-Te-cum-seh ihre Furcht erregte.

Noch lange, nachdem sie sich zusammen in ihr Bett, das in der Bodenkammer stand, gelegt hatten, horchten sie, ob der Riese nicht unter das Dach blies, um es abzuheben und sie fortzutragen. Seine Lungenkraft war so groß, daß sein Blasen und Husten als Sturmwind über das Land brauste, und gerade solche Buben, wie sie waren, holte er sich gern in seine Felsenhöhle, um sie in Muße zu verspeisen. Jedesmal, wenn ein Windstoß an den Giebel des Blockhauses fuhr, steckten sie ihre Köpfe unter die Decken, denn sie meinten, er fände sie so nicht. Sie waren eben so klug, wie der Vogel Strauß, der auch denkt, wenn er seinen Kopf unter den Flügel steckt, sieht ihn der Jäger nicht.

Trotz ihrer großen Furcht hätten sie aber den Riesen doch gern einmal gesehen; und auch die zierlichen, flinken Witzi-ha-ha, die lustigen Zwerglein, die Freunde der Menschen und Feinde der Riesen. Denn diese waren gutmüthige Berggeisterchen, die den Menschen viele Gefälligkeiten erwiesen, die Riesen an der Ausführung manchen bösen Planes hinderten und dieselben neckten, wo sie konnten.

An einem stürmischen Winterabend hatten sich die beiden Buben vor dem hellen Kaminbrand wieder auf Schemelklötze zu den Füßen ihrer Mama hingesetzt und baten sie um eine Geschichte. Da sie die ihnen aufgetragenen kleinen Hausarbeiten gut besorgt, ihre Schulaufgaben gemacht hatten und überhaupt recht brav gewesen waren, erfüllte die Mutter ihren Wunsch und hob also an:

„Hoch oben, wo der schöne Juniata, in dem ihr des Sommers euch badet und Krebse fangt, entspringt, lebte einst in einer krystallenen Grotte ein wunderschönes, zartgebautes Bergfräulein. Sie hieß Minna, war kaum drei Schuh hoch, hatte Locken aus weißem Schaum und ein prächtiges, hellgrünes Röcklein, mit gefrorenen Thautröpfchen besetzt, die, wenn die Sonne schien, in den glänzendsten Regenbogen-Farben strahlten.

Sowohl der Riese Ma-ni-Te-cum-seh als auch der Zwerghäuptling Witzi-ha-ha wollten die schöne Fee als Braut heimführen. Sie aber mochte den gutmüthigen, fröhlichen Witzi-ha-ha am besten leiden.

Da sie sich aber vor dem bösen Ma-ni-Te-cum-seh fürchtete und ihn nicht beleidigen wollte, so sagte sie den beiden Freiern: ‚Wenn die Sonne zum dritten Mal über unseren Scheiteln steht, dann kommt wieder; wer dann von dieser Stelle aus am schnellsten über die Wiese laufen und jenen Baum zuerst erreichen kann, der ist mein Bräutigam.‘ Deß freute sich der Riese sehr, denn er wußte, daß er schneller laufen konnte, als der kleine Witzi-ha-ha. Höhnisch grüßte er diesen und grinste das Fräulein zum Abschied an, wobei er seine Mundwinkel bis an die Ohren zerrte; dann riß er einen Hickory-Baum aus der Erde, schnitt sich

einen Bergstock daraus und stieg in's Gebirge, wo er nach wenigen, mächtigen Sätzen verschwand.

Witzi-ha-ha aber war sehr niedergeschlagen; denn wie sollte er in dem Wettlauf gewinnen? Minna, das schöne Bergfräulein, verließ sich auf die Klugheit des Zwergvolkes und lächelte ihm beim Abschied freundlich zu. Dies hob seinen Muth wieder, und er kehrte heim in seine unterirdische Heimath. Dort berief er die Weisen des Stammes zum Rathe zusammen. Nachdem viele Vorschläge gemacht und verworfen worden waren, trat der Aelteste, der bisher geschwiegen hatte, in den Kreis vor. Sein schneeweißer Bart reichte bis zur Erde, und lange Locken von derselben Farbe quollen unter seinem Hute hervor, der wunderschön aus der Haut eines Hutpilzes hergestellt war. Er machte einen Vorschlag, der Allen einleuchtete, und man schritt sofort zur Ausführung des Planes. Mehrere der jüngeren Witzi-ha-ha bestiegen ihre Satteltiere — das waren weiße Kaninchen — und ritten hinab zu ihren Freunden, den Menschen, sie um ihre Beihülfe zu bitten. Diese gingen dann auch sogleich mit und machten auf der Wiese, wo der Wettlauf stattfinden sollte, eine große Grube, deckten sie mit Stangen und frisch gemähtem Heu zu, schafften die ausgegrabene Erde ganz sauber fort, mähten die ganze Wiese ab und ließen das Heu liegen, so daß man gar nichts von der Grube bemerkte."

„Das war doch recht falsch," warf hier Jeff ein.

„Ja," erwiderte Wash, „aber es geschah dem Riesen ganz Recht, denn er war ein arger Räuber und Bösewicht."

„Als die bestimmte Zeit am dritten Tag gekommen war," fuhr die Mutter fort, „stellten sich die beiden Wettläufer auf, und nachdem von der schönen Bergfee das Zeichen gegeben war, lief Witzi-ha-ha rasch auf das Ziel zu, während Ma-ni-Te-cum-seh, der vor der künftigen Braut mit seiner Großmuth prahlen wollte, dem Gegner zuerst einen Vorsprung gewährte. Dieser hatte daher die verdeckte Grube leichten Fußes überschritten, als der Riese dabei anlangte; kaum setzte dieser den ersten Fuß auf die gebrechliche Decke, so brach er durch und verschwand in der Tiefe, unter dem tausendstimmigen Hohngelächter der Zwerglein, welche nun von allen Seiten aus den Bergen hervorkamen, um ihren alten Feind gefangen zu nehmen. Ehe dieser wieder zur Besinnung kam, kletterten hundert von den Beherztesten an Stangen hinunter und fesselten ihn mit tausend Stricken von Holzasbest, die sie mitgebracht hatten. Viele Taue wurden sodann unter ihm durchgelegt und an diesen wurde er heraufgezogen. Als sein Bewußtsein zurückkehrte, wurde ihm gesagt, man würde ihn nicht grausamerweise tödten, wie die Menschen in ihrem Zorn über seine Raub- und Mordthaten es wünschten, sondern man verlange von ihm nur, daß er bei dem ‚großen Geist' seiner rothhäutigen Vorfahren, Manitou, schwöre, künftig nie mehr seine Felsen-Wohnung zu verlassen, wohin man ihm stets vollauf Nahrung schaffen wolle; jedoch müsse er auf seine Lieblingsspeise (kleine Buben) verzichten.

Schäumend vor Wuth, weigerte er sich lange, den Eid zu leisten; als er jedoch fand, daß durch die ungeheuren Kraftanstrengungen, die er machte, um die Fesseln zu sprengen, dieselben sich immer fester zusammenzogen, willigte er endlich ein.

Da man ihm aber mißtraute, löste man noch keine der Stricke. Man brachte ihn in eine sitzende Stellung. Alle Zwerge stellten sich in einem Halbkreis vor ihm auf und nahmen ihre Pilzhütchen ab. Drei von ihnen trugen einen großen Bergkrystall zu ihm hin. Er küßte denselben siebenmal, nämlich einmal an jeder der sechs Kanten und einmal an der Spitze. Dann sprach er die folgende, ihm vorgesagte Formel:

‚Großer Geist Manitou! Bei diesem Zeichen deiner Macht und Weisheit schwöre ich, die Felsenhallen meiner Väter nie mehr zu verlassen. Möge dein Donnerkeil mich treffen, wenn ich jemals diesen feierlichen Schwur verletze!'

Dieser Schwur scheint gewiß recht komisch. Aber den guten Zwergen würden sicherlich manche ähnliche Gebräuche der Menschen auch höchst sonderbar vorkommen.

Nachdem Ma-ni-Te-cum-seh den Eid geleistet hatte, wurden die Fesseln an seinen Füßen etwas gelockert, so daß er ganz kleine Schritte machen konnte, und so führte man ihn in sein felsiges Haus, wo er noch heute gefangen sitzt, von den Witzi-ha-ha bewacht, die ihm alle Tage die nöthige Nahrung durch eine lange Reihe von schwerbepackten Kaninchen herbeischaffen lassen."

„Und was ist aus der schönen Fee Minna und dem Zwerghäuptling Witzi-ha-ha geworden?" fragte der kleine Jeff, der gern bis zum hellen Morgen gesessen und Geschichten angehört hätte.

„Das erzähle ich euch ein andermal, wenn ihr wieder recht artige und fleißige Kinder gewesen seid," sagte die Mutter und kniff ihm in die vor Aufregung geröthete Wange.

II.

Es war an einem hellen, warmen Sommernachmittag. Wash und Jeff waren im Walde einem Rothkehlchen gefolgt. Sie wollten dessen Nest ausspüren; aber nicht um die Eier zu rauben, sondern um später die Jungen zu holen und in einem Käfig, den sie selbst gemacht hatten, zu pflegen und großzuziehen. Das Vöglein hüpfte lustig singend von Zweig zu Zweig und führte sie immer höher und höher am Berge hinauf, bis sie endlich, ohne ihr Ziel erreicht zu haben, ermüdet von der Anstrengung, sich am Eingang einer Schlucht in das weiche Moos legten.

Rothkehlchen saß auf einem jungen Ahornbäumchen und sang ihnen ein Liedchen vor; nicht weit davon saß auf einem andern Baume ihre Gespielin, das neugierige Hauskätzchen Pussy, das ihnen gefolgt war, um zu sehen, was sie ausgeheckt hatten. Die zerklüfteten Felsen in der nahen Schlucht lenkten die Gedanken der beiden Knaben auf die Geschichten vom Riesen und den Zwergen.

„Gieb nur Acht," sagte Wash, „vielleicht sehen wir hier die bepackten Kaninchen vorbeiziehen, die dem bösen Riesen sein Mittagsmahl zutragen müssen. Wie viele es wohl sein mögen?"

„Und bei dem Zuge müßten doch auch Witzi-ha-ha sein, um die Packthiere zu führen," bemerkte Jeff, „so wie zottige Lamas in Südamerika, von denen, wie du weißt, uns Papa erzählte, daß man ihnen die Waaren, in große Säcke gepackt, auf den Rücken schnallt und sie dann in langen Reihen über das Gebirge führt."

Noch lange unterhielten sich die Knaben mit diesen Erinnerungen; sie malten sich wohl auch die unterirdischen Wohnungen des Riesen und der Zwerge aus, bis ihnen endlich die Augenlider schwer wurden. Alles um sie her war still. Rothkehlchen war verstummt, Pussy lag mit halbgeschlossenen Augen auf einem Aste; nur leise gurgelte das Wasser im nahen Bache; kaum merklich bewegte sich das Laub in der warmen, zitternden Luft; der kühle Schatten und das weiche Mooslager luden zum Schlummer ein.

Da fuhr ein leichter Windstoß durch die Baumkronen; gleichzeitig damit erzitterte der Boden. Diese Erscheinungen wiederholten sich in kurzen, regelmäßigen Zwischenräumen und nahmen an Heftigkeit zu. Was konnte das sein? Vergebens suchten die Knaben nach einer Erklärung; sie fanden keine.

„Ich hab's!" rief plötzlich der Jüngere; „es ist Ma-ni Te-cum-seh, der sich befreit hat und nun ausgeht, um sich kleine Buben zu holen. Komm, laß uns laufen, daß er uns nicht findet!"

In demselben Augenblick stand aber der schreckliche Riese schon leibhaftig vor ihnen. Grimmig schaute er sie an. In seinem Gürtel stak ein gewaltiges Messer, und auf dem Kopfe trug er einen ungeheuren Hut, fast so groß wie ein Indianer-Wigwam.

Der Schreck hatte die beiden Bürschlein gelähmt, so daß sie kein Glied rühren konnten.

Mit weit aufgerissenen Augen starrten sie den Riesen an. Da bemerkten sie ganz auf der Spitze seines Hutes ein kleines, zierlich gebautes Männlein, das sich mit den Füßen und einer Hand dort oben anklammerte und so leicht war, daß der Riese gar nichts davon merkte.

Witzi-ha-ha — denn es war Niemand anders — winkte und nickte den erschrockenen Knaben freundlich zu, und nun war ihre Angst lange nicht mehr so groß; wußten sie doch wenigstens ein Wesen in der Nähe, das ihnen gewogen war und gewiß Alles aufbieten würde, sie zu retten. Als aber Ma-ni-Te-cum-seh sie ergriff, einen von ihnen unter jeden Arm nahm und mit mächtigem Schritt in die Schlucht hineinzog, da sank ihr Muth wieder, und sie erfüllten den Wald mit ihrem Wehklagen. Doch all' ihr Rufen nach Vater und

Der Riese Ma-ni-Te-cum-seh und der Zwerg Witzi-ha-ha.

Mutter half ihnen nicht. Der Riese trug sie in seine Höhle und setzte sie dort in einem Winkel auf den Boden.

Witzi-ha-ha aber war nirgends mehr zu sehen.

Während Ma-ni-Te-cum-seh damit beschäftigt war, einen Felsblock vor den Eingang zu wälzen, hatten Wash und Jeff Zeit, sich umzusehen.

Sie befanden sich in einem großen domartigen Raume, der durch ein prasselndes Feuer erhellt wurde. An den Seiten und in der Mitte standen Säulenreihen aus röthlich durchscheinendem Tropfsteine, der wahrscheinlich sich im Laufe von Hunderttausenden von Jahren aus dem einsickernden, kalkhaltigen Wasser allmälig gebildet hatte. An den Wänden und der

Decke blitzten unzählige Krystalle, und phantastische Schatten jagten sich, je nachdem die Flamme am Heerde sank und stieg. In der Mitte des Domes schien durch einen Spalt im Gestein das Tageslicht herein. An derselben Stelle zog auch der Rauch hinaus. Eine Granitplatte, die auf Füßen von schwarzem Basalt lag, schien als Tisch zu dienen, denn es lagen noch Speisen darauf. In einer Ecke, nicht weit vom Heerde, war ein Lager, aus Fellen bereitet. In einer andern Ecke lag ein Haufen Knochen, von denen alle röhrenartigen der Länge nach gespalten waren; ein Beweis, daß das Mark hier als Leckerbissen galt.

Unsere jungen Leser möchten wohl schon von den Höhlenmenschen gehört oder gelesen haben, deren Skelette die Naturforscher in Deutschland, Frankreich und Italien in Kalkstein-Höhlen unter Schutt- und Tropfsteinschichten fanden, und die als die halbthierischen Urahnen der heutigen civilisirten Menschen gelten. In jenen Höhlen fand man auch Spuren von Feuer, und Knochen, denen, wie oben beschrieben, das Mark entnommen worden war.

Denken wir uns nun, daß Ma-ni-Te-cum-seh in seiner Höhle stirbt; der durch anhaltende Regengüsse oder einen Wolkenbruch angeschwollene Bach schlemmt Schutt und einen lehmigen Niederschlag in die Höhle; Jahrtausende hindurch sickert dann Wasser durch die Risse in der Decke der Höhle, und setzt unmerklich, aber stetig eine Tropfsteinschicht über jenen Schutt und Lehm ab; so haben wir den Vorgang im Geiste verfolgt, wie ihn die Forscher zur Erklärung jener wichtigen und interessanten Höhlen-Funde beschreiben.

Doch zurück zu dem Gang unserer Erzählung.

Nachdem Ma-ni-Te-cum-seh den Eingang verrammelt hatte, ging er auf die bebenden Knaben zu und sagte mit seiner fürchterlichen Stimme, indem er den Riesenhut über sie stülpte: „Ihr, kleine Menschenkinder, sollt mir keine Grube graben, dafür will ich sorgen!“

Sodann verzehrte er die auf dem Tisch befindlichen Speisen. Später legte er sich auf die Bärenfelle und war bald in tiefem Schlaf versunken. Sein Schnarchen klang wie eine Sägemühle.

Der Hut, unter den der Riese seine Gefangenen gesetzt hatte, war so schwer, daß sie ihn nicht von der Stelle rühren konnten. Glücklicherweise befand sich an der einen Seite ein kleines Loch, durch welches sie beobachten konnten, was vorging.

Der Riese hatte noch nicht lange geschlafen, als die Kinder ein ununterbrochenes, unerklärliches Geräusch vernahmen; dasselbe ward immer stärker und schien näher zu kommen. Dann sahen sie, durch das Guckloch blickend, einen blauen Lichtschein, dann zwei, dann drei, dann immer mehr, bis endlich die ganze Höhle von bläulichem Lichte strahlte.

Was die Ursache dieser merkwürdigen Erscheinung war, das sollte ihnen bald klar werden.

Witzi-ha-ha war bei der Ankunft vor der Höhle von dem Hute des Riesen auf eine Felsplatte gesprungen und hatte sein Zwergvolk zusammengerufen, um unsere kleinen Freunde zu befreien. Die Berggeisterchen hatten sich neben dem vor den Eingang gewälzten Stein einen Gang gegraben, indem sie alles Geräusch so viel wie möglich verhüteten, um den Riesen nicht zu wecken. Jeder von den kleinen Kobolden trug auf der Stirn ein blaues Irrlicht-Flämmchen, wie man sie oft über Sümpfen schweben sieht, und in der Hand ein aus Asbestfasern gedrehtes Seil. Als ihrer immer mehr in der Höhle ankamen, verbreitete sich das wunderbare blaue Licht, das Wash und Jeff so räthselhaft vorkam, über den ganzen Raum, und erst, nachdem sich die Augen der Knaben an den blendenden Schein gewöhnten, konnten sie die Witzi-ha-ha erkennen.

Diese sahen sich nach ihnen um und dachten wohl, der Riese habe sie schon verspeist.

Die Knaben beriethen sich, wie sie ihre Gegenwart bemerklich machen könnten, damit die guten Zwerge nicht fortgingen und sie ihrem Schicksal überließen; sie fanden aber kein Mittel, als ihnen durch das Guckloch im Riesenhut zuzurufen: „Witzi-ha-ha! Hier sind wir, unter dem Hut!“

Davon erwachte aber Ma-ni-Te-cum-seh; er richtete sich halb auf und schaute sich mit

rollenden Augen um. In demselben Augenblick waren aber alle Witzi-ha-ha in den Ritzen an den Wänden und im Boden der Höhle verschwunden und hatten ihre Lichtlein verdeckt, so daß der Riese Alles unverändert fand, sich wieder hinlegte und bald wieder die Sägemühlenmusik machte. Nun kamen die Zwerglein wieder zum Vorschein, und diesmal brannten ihre Bergmannslämpchen röthlich, so daß die Tropfsteingebilde wie vom schönsten Abendroth übergossen erschienen. Für die Knaben wurde es das Morgenroth der Hoffnung, denn alsbald schlichen sich die behenden und immer beweglichen Erdgeister unhörbar leise an das Lager des bösen Räubers und fesselten seine Glieder mit hunderten von Asbesttauen; er erwachte zu spät, um sich zur Wehre setzen zu können, und war so überrascht, daß er sich lautlos in das Unvermeidliche fügte.

Die Zwerge trafen nun Vorkehrungen, um über den Verbrecher an Ort und Stelle ein Gericht abzuhalten. Zwölf Geschworene wurden erwählt; sie setzten sich im Halbkreis auf abgebrochene Stalagmiten-Säulen*); der Aelteste des Stammes, zum Richter gewählt, nahm in der Mitte Platz; und nachdem von der Versammlung ein Ankläger und ein Vertheidiger gewählt worden waren, brachte man die aus ihrem Kerker befreiten Knaben herbei. Die Zwerge hatten jetzt grüne Flämmchen an der Stirn, so daß die Grotte im wundervollsten, meergrünen Licht erstrahlte.

Die Anklage war bald vorgebracht und das Zeugenverhör kurz, denn die Thatsachen waren bekannt. Der interessanteste Theil der Gerichtsverhandlungen war unstreitig die Rede des Vertheidigers. Dieser machte es nicht, wie viele Advokaten unter den Menschen, welche oft die Schuld dessen, den sie vertheidigen, gegen alles Recht und alle Wahrheit wegzuleugnen suchen; sondern er suchte ihn nur gegen eine ungerechte Härte der Bestrafung zu schützen; er sagte, daß der Riese seine bösen Eigenschaften von seinen Vorfahren geerbt und sie wohl theilweise einer schlechten Erziehung zu verdanken hätte; es wäre deßhalb ungerecht, ihn zu hassen oder gar Rache an ihm zu nehmen durch eine grausame Strafe oder Tödtung; man habe nur das Recht, sich vor ihm zu schützen und dafür zu sorgen, daß er keine Gelegenheit zu weiteren Verbrechen mehr habe. Ueberhaupt müsse man jeden Verbrecher als einen Unglücklichen betrachten und bemitleiden, nicht aber durch Qualen sich an ihm rächen wollen, wie das leider bei den Menschen früher allgemein geschehen und auch heute noch in vielen Ländern üblich sei.

Alle Anwesenden waren tief gerührt von dieser Rede, und selbst Wash und Jeff hätten ihrem Verfolger nichts zu Leide thun mögen, obwohl sie ihn nicht ohne Furcht betrachteten. Das Merkwürdigste aber war, daß Ma-ni-Te-cum-seh selbst von der Wahrheit des Gesagten und der Güte des edeldenkenden Vertheidigers so ergriffen wurde, daß er wie umgewandelt war. Er versprach feierlichst, künftig kein Unrecht mehr zu begehen, und der Ton, in dem er es that, war ein solcher, daß Jedermann von seiner Aufrichtigkeit überzeugt war. Das Gericht entschied, daß er ein Jahr lang in seiner Höhle verbleiben, bei gutem Betragen aber dann die volle Freiheit wieder haben sollte. Sein Versprechen hat er gehalten, denn Niemand ist seither von ihm belästigt worden.

Der nach seiner ersten Gefangennahme geleistete Schwur und die Furcht vor dem „großen Geist Manitou" hatten ihn nicht gebessert, hatten ihn nicht abgehalten, wieder auf bösen Wegen zu gehen; jetzt bewirkte das die Güte und Gerechtigkeit Derer, die über ihn zu Gericht saßen. Wie mancher Mensch hätte durch eine ähnliche humane Behandlung schon vor tiefem Fall bewahrt werden können, während er durch Haß und Verfolgung immer mehr der Menschheit entfremdet wurde!

Wash und Jeff wurden von den guten Witzi-ha-ha bis vor die Höhle geleitet und auf

*) Stalagmiten nennt man Tropfsteingebilde, welche sich auf dem Boden bilden, während die von der Decke niederhängenden, ähnlich wie Eiszapfen geformten, Stalaktiten heißen.

ein weiches Mooslager gebettet, damit sie sich in der frischen Luft durch einen gesunden Schlaf von dem gehabten Schrecken erholen sollten. Leise entfernten sich die guten Zwerglein; die Gegenstände verschwammen vor den Augen der Einschlummernden; Alles wurde still um sie her. „Wash! Jeff!" klang es ihnen da in die Ohren; zugleich fühlten sie sich heftig gerüttelt; ihrem schlaftrunkenen Geist wollte sich schon wieder das fürchterliche Bild des Riesen aufdrängen; doch als sie die Augen öffneten, erkannten sie das liebevolle Gesicht des Vaters, der sie im Wald aufsuchte, weil sie so lange ausgeblieben waren; Rothkehlchen saß noch dort oben; Pussy war von ihrem Baume herabgesprungen und schmiegte sich, behaglich schnurrend, an ihre Seite, und nachdem sie sich endlich den Schlaf aus den Augen gerieben hatten, erkannten sie, daß das ganze Abenteuer mit dem bösen Riesen ein Traum gewesen war, denn sie lagen noch auf derselben Stelle, wo sie sich zum Ausruhen hingelegt hatten.

Der Traum hinterließ aber in dem Gemüth des ältern Wash einen großen und dauernden Eindruck, und als er später zum Manne herangereift war und in den Regierungsgeschäften der Republik ein Wort als Bürger mitzureden hatte, da trat er überall für Besserungen in der Strafgesetzgebung, für menschenfreundlichere Behandlung von Verbrechern, und ganz besonders dafür ein, daß einem Jeden vom Gerichte selbst unentgeltlich ein Rechtsbeistand gegeben werde, so daß der Aermste vor Gericht so gute Vertretung finde, wie der Reichste.

Honigentdecker in Australien.

Wir denken oft, wir haben die Natur gründlich belauscht und beherrschen sie sattsam. In anderer, höchst origineller Weise thun dies die Papuas in Neuholland, und Sir Thomas Mitchell, dessen Expeditionen in dem unbekannten Innern jenes Erdtheils sich durch Umsicht und Vollständigkeit in der Ausrüstung, wie in den Beobachtungen auszeichnen, erzählt uns mancherlei interessante Züge, die er auf seinen vier Reisen, deren eine allein einen Weg von 500 geographischen Meilen beträgt, zusammentrug. Als Mitchell auf seiner zweiten Reise in den Niederungen der Maquarin angelangt war, wo die Schwarzen seine freundlichen und freiwilligen Begleiter waren, so versorgten diese ihn mit ungeheuren Mengen Honig, den sie — manchmal centnerweise — aus den hohlen Bäumen und aus Felsklüften brachten. Die Engländer konnten sich nicht genug über die Reichlichkeit dieses Products wundern, noch mehr aber darüber, daß sie bei aller Sorgfalt diesen kostbaren Leckerbissen nicht öfter sahen. Der europäische Stolz und die Aristokratie des Wissens waren durch die Erfolge jener schwarzen Naturkinder zum Wetteifer aufgestachelt worden, und da entdeckte auch endlich einer der Engländer, wie Jene es machten, um die Honigstände zu finden. An einem, von Blumen umgebenen Bächlein, wo viele Bienen Nektar sammelnd auf- und abschwärmten, lag ein Wilder auf dem Bauche. Er hatte eine Biene beobachtet, welche eben in den Schlund der Blumenröhre kroch. Ruhig wartete der Wilde ihr Wiedererscheinen ab; als sie wieder auftauchte, überschüttete sie der Schwarze mit einem wahren Sprühregen von Wassertropfen, zu welchem Behufe er schon vorher den Mund voll Wasser gesogen hatte. Die Biene fiel in's Wasser, und rasch war der Wilde dabei, sie mit der Hand zu fangen. Das erschreckte Thier beklebte er nun am Leibe und an den Höschen mit ein wenig bereit gehaltenem Klebgummi, und an diesem wieder eine möglichst auffällige, hellweiße Flaumfeder. Kaum ist dies geschehen, so läßt er das nun schwerbeladene Thierchen fliegen, und dieses sucht jederzeit instinctmäßig seinen Stock oder Stamm auf, um sich dort in Ruhe, und wenn nöthig unter Beihilfe der anderen, der ungewohnten Bürde zu entledigen. Des Wilden ganze Aufgabe aber ist es, dem Thiere eilig über Stock und Stein bis zu dem hohlen Stamme der Eukalypten und baumartigen Farren zu folgen, von woher selbiger regelmäßig mit triefenden Honigscheiben zurückkehrt.

Der Fuchs und die Trauben.

Von Onkel Karl.

Das Füchslein wollte naſchen;
Doch hatt' es leere Taſchen;
Drum ging es auf's Stibitzen
Und roch an allen Ritzen.
Es kam zum Hühnerſchlage
Am hellen, lichten Tage.
Doch Gockel, wie auch Traube,
Zu hoch war ihm zum Raube.

So ſprach's zum Kikriki fein:
„Was habt ihr ſchöne Träublein,
Gevatter Hahn! Zum Schmauſe
Komm' ich nach eurem Hauſe."
Doch Kikriki, ſo dumm nicht,
Spricht: „Troll dich, arger Böſ'wicht."
Drauf Füchslein: „Grober Bauer,
Die Trauben ſind ja ſauer!"

Hans Hasenherz.

Von **Ed. Grohe.**

„Ach, liebe Mutter," rief die zwölf Jahre alte Emma, „du glaubst gar nicht, was der Bruder Hans für ein furchtsames Hänschen ist; man muß sich fast schämen, auf der Straße mit ihm zu gehen."

„Nun," erwiderte die Mutter, „was hast du denn schon wieder über deinen kleinen Bruder zu klagen? Daß er sich ein wenig fürchtet und nicht so tollkühn ist, wie viele Knaben, scheint mir begründete Vorsicht zu sein, welche du deinem Bruder als eine üble Eigenschaft anrechnest und Furcht nennst."

„Laß dir sagen, Mutter! Als wir heute mit einander in die Schule gingen, stand vor dem Schulhause ein ganzes Hühnervölkchen. Plötzlich erhob der Hahn seinen Kopf und schrie sein kräftiges Kikeriki in die Luft. Hänschen erschrak darüber, ließ Bücher und Tafel fallen und lief schnurstracks dem Heimweg zu. Als ich ihn wieder eingeholt hatte, beruhigte ich den Hasenfuß, brachte ihn aber nicht eher in das Schulhaus, bis der böse Teufel, wie er den Hahn nannte, nicht mehr zu sehen war. Und als er später in der Turnstunde über ein drei Zoll hohes Seil springen sollte, da stand er wie angewurzelt und fürchtete sich vor dem Fallen. Alle seine Mitschüler lachten ihn tüchtig aus und meinten, er hätte ein Hasenherz. Nennst du das auch begründete Vorsicht? Muß man sich da nicht schämen, mit ihm zu gehen?"

„Allerdings," sagte die Mutter, „spielt bei vielen Furchtsamen die Vorsicht eine zu große Rolle. So gibt es Leute, die um keinen Preis zu bewegen sind, sich in einen Wagen zu setzen, um eine Strecke zu fahren, wenn sie die vorgespannten Pferde nicht genau als sehr zahme Thiere kennen."

„Auch ich würde es nicht thun," antwortete die verständige Emma, „trotzdem ich mich nicht so leicht fürchte."

„Und du würdest unter Umständen auch ganz recht daran thun," sprach der jetzt eintretende Vater, welcher dem Gespräche, im Nebenzimmer sitzend, aufmerksam zugehört hatte. „Häufig vorkommende Unglücksfälle machen den Verständigern vorsichtiger und, wie wir sagen, furchtsamer. Nur darf diese Vorsicht nicht auf alle Zufälligkeiten des täglichen Lebens ausgedehnt werden. Wir müßten sonst das Reiten, Fahren, Schießen, Schwimmen u. a. m., sogar alle Berufsgeschäfte, insofern man möglicherweise dabei verletzt werden könnte, aufgeben; wie lächerlich würde man es finden, diese Thätigkeiten aus Furcht vor etwaigen Vorkommnissen meiden, oder das Gehen und Fahren einstellen zu wollen, weil man dabei fallen könnte. Geübtsein und die nöthige Vor- und Umsicht sind die besten Waffen gegen solche Furcht. Etwas anderes als Vorsicht ist aber angelernte und eingebildete Furcht und das Entsetzen vor Dingen, die in der ganzen großen Welt nicht einmal da sind, oder wenn sie vorhanden sind, sich bei näherer Anschauung und besserer Erkenntniß als sehr harmlose, unschuldige Wesen oder Gegenstände zeigen. Man denke nur an die Irrlichter, Leuchtkäfer, leuchtendes Holz, an die verschiedenen Lufterscheinungen, an den Frosch-, Wurm- und Schwefelregen, von welchen ich euch ein anderes Mal ausführlicher erzählen will; auch an die vielen verleumdeten Thiere, wie Frösche, Würmer, Käfer und Spinnen, welche, anstatt schädlich zu sein, sich im großen Haushalte der Natur oft sehr nützlich erweisen. Diese eingebildete Furcht beruht auf Unkenntniß und schafft und begünstigt den Aberglauben. Ich weiß," sagte der Vater, „daß unser Hans ein sehr furchtsamer Hase ist und sich vor Spinnen, Ameisen, Regenwürmern, Fröschen, vor Blitz und Donner und jedem außergewöhnlichen Geräusch so entsetzlich fürchtet, daß er am ganzen Leibe zittert."

„Ja, wie damals," fiel Emma ein, „als das kleine Mäuschen sich in die Stube verlief und Hans auf Stuhl und Tisch sprang. Er kann sich nicht bezwingen, einen Käfer oder eine Raupe anzugreifen, oder im Dunkeln allein in das Schlafzimmer zu gehen."

„Ganz richtig," sagte der Vater, „es muß eben in der Welt alles erlernt und, wenn schädlich, wieder abgelernt werden. Die Furcht ist beim Hänschen das Ergebniß einer falschen Erziehung. Er ist nicht als Hasenfuß geboren; seine unverständige Wärterin, die alte verstorbene Suse, pflanzte ihm die Furchtsamkeit ein. Wenn er schlafen sollte, sang sie ihm schauerliche Lieder vor. Um ihn still sitzen zu machen, wußte sie allerhand furchterregende Geschichten zu erzählen. Sprang er beim Spazierengehen einem Käfer oder Schmetterlinge nach, so erzählte sie schreckliche Dinge von diesen Thieren und impfte somit die Furcht in das jugendliche, empfängliche Gemüth des Knaben. Viele Kinderwärterinnen und Mütter stören durch übernatürliche Erzählungen, Geister- und Räubergeschichten den Bewegungstrieb der Kinder. Furcht und Verweichlichung ist ein, den Menschen sehr nachtheiliges Geschwisterpaar."

„Wie oft," fuhr er fort, „habe ich das Verzärteln des Buben getadelt. Der Hans ist sonst ein ganz guter Junge, aber ein Regentropfen macht ihn weich, wie Pfefferkuchen, und ein warmer Sonnenstrahl schmilzt ihn, als wäre er Butter. Anstatt mit des Nachbars Kindern im Garten zu spielen, hockt er in der Stube an der Seite der Mutter, die dann immer für die Bewegung seines Mundes durch allerhand Gutes zu sorgen weiß."

So lautete die kleine Strafpredigt, aus welcher die Mutter die auf sie gezielte Wahrheit wohl erkannte.

„Vom vielen Sitzen und Stubenhocken wird man schwach träge und schließlich krank. Das meinte der Herr Doktor auch," erinnerte Emma, „als die Mutter ihn kürzlich wegen Hänschens bleichen Wangen rufen ließ. Der Doktor kam, besah, befühlte und beklopfte ihn und sagte: ‚Dem Jungen fehlt nichts, er ist nur etwas verweichlicht und soll sich fleißig in der frischen Luft herumtummeln, tüchtig turnen, auch kalt waschen und baden, dann wird er bald röther und frischer werden.' "

„So ist es," sagte der Vater, „hier muß etwas geschehen, der bleiche Hans soll roth werden, roth wie ein Krebs, doch nicht so träge. Hört meinen Entschluß. Hans soll auf's Land zu Vetter Braun, welcher schon lange gewünscht hat, den Knaben eine Zeit lang bei sich zu haben. In acht Tagen beginnen die Schulferien, bis dahin macht Alles zur Abreise fertig."

Emma jubelte über diesen Entschluß, die Mutter aber, welche einsah, daß es ernstlich und gut gemeint war, wußte nicht recht, ob sie darüber weinen oder sich freuen sollte.

Nach dem Abendessen saß die Familie beisammen, und es wurde von dem Vorhaben und der Abreise gesprochen. Hänschen wollte freilich nichts davon hören und wäre lieber bei der Mutter geblieben. Die Schwester Emma suchte ihrem zaghaften Bruder den Aufenthalt beim Vetter Braun mit den schönsten Worten zu schildern.

„Der Vetter hat zwei große Ziegenböcke und einen kleinen Wagen, da kannst du täglich anspannen und ausfahren."

„Hm," brummte Hänschen, „die Ziegenböcke haben große Hörner und werden mich stoßen."

„Da gibt es auch viele Knaben, die sich freuen werden, in dir einen neuen Spielkameraden zu finden, um auf der Wiese allerhand Spiele zu treiben."

„Die werden mich necken und auslachen, wenn ich nicht so gut laufen und springen kann, wie sie," erwiderte Hänschen.

„Und dann erst das Jäger- und Versteckenspiel in dem schönen, großen Wald, wo es die vielen süßen Erdbeeren, Heidel- und Brombeeren und Nüsse gibt."

„Aber auch die bösen Bären, Wölfe und Schlangen, von denen mir die alte Suse so viel Arges erzählt hat."

„Ja, Beeren magst du dort finden," sagte Emma lächelnd, „aber vor Bären und anderen

wilden Thieren brauchst du dich nicht zu fürchten, weil wir hier in unseren Wäldern keine solchen bösen Thiere haben. Selten wirst du im Walde des Vetters ein Reh, einen Hasen, ein Eichhörnchen oder eine Eule, einen Kuckuck oder Specht, wohl aber eher viele andere kleine Thiere, wie Singvögel, Käfer und Schmetterlinge finden, welche froh sind, wenn du ihnen nichts zu Leide thust. Ueberleg' dir's, Hänschen."

„Ja, überlege dir's," sagte der Vater, „und geh' zu Bette!"

Ein sehr kleinlautes „Gute Nacht!" folgte, und die bevorstehende Reise, der Wald und die Ziegenböcke, sie gingen auch mit in Hänschens Bett und die bösen Böcke haben ihn in der Nacht einigemal so gestoßen, daß er, wenn es nicht ein Traum gewesen wäre, sehr braune Flecke gehabt hätte.

Den nächsten Tag ging es an's Nähen, Waschen und Bügeln, und es wurden allerlei Bestimmungen und Vorbereitungen zur Abreise getroffen. Der Vater ließ ihm einen neuen Anzug machen. Die Mutter kaufte ihm einen neuen Hut; auch ein Paar kleine Jagdstiefel waren dem Hänschen angemessen worden. Der alte Kutscher und Diener Johann trug auch seinen Theil dazu bei, denn er schnitzte für den kleinen Reisenden einen hölzernen Säbel und eine kleine Armbrust; auch verfertigte er von Pappendeckel und grünem Papier einen schönen Jägerhut. Eine Peitsche für die Ziegenböcke wurde auch in Angriff genommen. Die Schwester Emma entschloß sich, um den Jägeranzug zu vervollständigen, eine kleine Jagdtasche anzufertigen, und sie besorgte auch einen Federbusch auf den Jägerhut.

Eines Abends sollte unser Hänschen den heimkehrenden Vater in dem nun vollständigen Anzuge überraschen. Als er den Vater kommen hörte, stellte er sich in gehörige Position.

Der Vater lachte und sagte: „Wie werden jetzt die Dorfjungen Respekt vor dir haben. Vergiß auch nicht, die gefangenen Hasenfüße und Hasenherzen hübsch in die Jagdtasche zu stecken. Ich habe den Vetter heute brieflich benachrichtigt, daß wir morgen Mittag eintreffen. Um 9 Uhr früh mache dich zur Abfahrt bereit, um vier Wochen lang beim Vetter Braun auf dem Lande zuzubringen. Versprich mir aber, daß du gern gehst, recht folgsam sein und beim Abschiede von der Mutter nicht weinen willst."

„Geht die Mutter nicht mit?" fragte Hänschen.

„Nein, sie muß zu Hause bleiben. Die Emma und ich begleiten dich zum Vetter. Später besucht dich die Mutter. Heute Abend wollen wir Alle noch recht fröhlich deinen Abschied feiern, die gute Mutter hat bereits ein außergewöhnliches Abendessen, aus Hänschens Lieblingsspeisen bestehend, aufgetragen."

Die sorgsame Mutter hatte einen Koffer mit Wäsche und Kleidungsstücken vollgepackt und gab nach dem Essen ihrem 7 Jahre alten Söhnchen die nöthigen Aufschlüsse darüber, was für Gegenstände der Koffer enthielt, und wie er sie gebrauchen und gut bewahren sollte.

„Hast du denn auch an das Lernen in der langen Ferienzeit und ein Plätzchen für Mitnahme einiger nützlicher Lernbücher gedacht?" fragte der Vater und freute sich, die Antwort zu hören, daß Hänschen seine Schulbücher in seiner Jagdtasche schon verwahrt hatte.

„Das neue Bilderbuch mit den Abbildungen von Thieren und Pflanzen, welches du mir zum Geburtstage schenktest, darf ich es auch mitnehmen?"

„Recht gern. Es liegt auf dem Tisch in deiner Kammer; wenn du das Buch im Finstern herholst, werde ich dir eine hübsche Geschichte erzählen."

„Vater," rief Hans halb weinerlich, „das kann ich nicht, denn ich fürchte mich. In der Kammer pickt's und klopft's und die alte Suse sagte mir, das seien Todtenkäfer, und wenn sie klopfen, da stürbe Jemand, und die alte Suse starb bald darauf und nun fürchte ich mich ganz entsetzlich."

„Die alte Suse," erklärte der Vater, hat diesmal recht erzählt, wenn auch mit einem Zusatze, welcher leicht zum Aberglauben verleitet und einer bestimmten Aufklärung bedarf. Es ist ein kleiner Käfer, welcher, im Holze steckend, diesen Lärm verursacht; sein Volksname

ist Todtenkäfer oder Todtenuhr. Wenn er klopft, stirbt Jemand; auch Dieses hat seine Richtigkeit, nämlich mit dem Zusatze: „in der Welt". Ebensogut könnten wir auch vom Schmiede sagen, wenn er mit derben Schlägen den Hammer zum Amboß führt, daß bei jedem seiner Schläge ein Mensch stirbt „auf der Welt" — denn die Erde ist sehr groß, und es sind der Menschen sehr viele, da hält der Tod bald da oder dort Einkehr, ohne auf das Klopfen oder Picken des kleinen Käfers Rücksicht zu nehmen. Die beherztere Emma wird das Bilderbuch holen. In dem Buche ist auch dieser Käfer abgebildet. Ihr müßt ihn kennen lernen und euch darüber belehren lassen. Erkenntniß schützt vor Aberglauben; von dem wahrsagenden Käfer bleibt nichts Furchterregendes übrig, als das unheimliche Geräusch, welches aus seiner finstern Arbeitsstätte, einem alten Tische, Schranke oder anderm Holzgeräthe zu unseren Ohren dringt."

Emma brachte das Buch und versicherte, daß die Käfer heute Abend wieder sehr emsig klopften.

„Nun kommt, Kinder, wir wollen den Geist näher betrachten!"

Der Vater schritt mit der Lampe in der Hand den Kindern voran in die Schlafstube, betrat dieselbe sehr leise und gab das Zeichen, recht still zu sein. Anfänglich schien der Geist keine Lust zu haben, sich belauschen zu lassen, denn es war alles ganz still. Plötzlich hörte man ein leises Picken, welches von dem alten Kleiderschranke hertönte. Die Kinder legten auf Geheiß des Vaters ihr Ohr an den Schrank und hörten ganz deutlich, bald oben, bald unten, ein Knistern und Klopfen.

„Dieses Geräusch, das ihr da jetzt hört, rührt von der Arbeit des sogenannten Todtenkäfers her und hat mit dem Sterben der Menschen nichts zu thun. Schade nur, daß wir den kleinen Spektakelmacher in seinem Arbeitszimmer nicht aufsuchen können, ohne den Schrank, welchen er selbst nach und nach zerstört, zu beschädigen. Er ist tief im Holze versteckt."

Der Vater machte die Thüren auf und zeigte den Kindern hier und da kleine Löcher, welche so groß wie ein Stecknadelkopf waren.

„Da seht ihr den Ein- und Ausgang zu des Käfers Arbeitszimmer. Und hier am Boden des Schrankes seht ihr die kleinen Häufchen Sägemehl, als wenn da ein kleiner Zwerg Holz gesägt hätte. Dieses feine Holzmehl ist Abfall von seiner mühsamen Arbeit."

„Aber Vater," fragte Emma, „warum klopft der Käfer mitunter stärker als sonst?"

„Das mag folgende Bewandtniß haben: Es wird ihm manchmal die Zeit lang, wenn er so ganz allein in seinem finstern Stübchen sitzt. In Gesellschaft, weiß er, vergeht sie schneller; darum klopft er mit seinen starken Kiefern rasch und oft hintereinander, um einen Kameraden herbeizulocken. Du kannst dann deutlich hören, wie von der andern Seite her die Antwort kommt. Die kleinen Käfer im Holze haben das Telegraphiren viel eher verstanden, als wir Menschen. Wird nun der große Hans sich noch vor solchen kleinen Käfern fürchten?"

„Jetzt weiß ich, woher das Klopfen kommt. Aber sehen möchte ich das Thier doch."

„Für heute genüge das Bild des Käfers, ein andermal sehen wir vielleicht ihn selbst. So verlernt man das Fürchten. Gute Nacht, Kinder! Morgen steht früh auf und denkt an die Abreise!"

Punkt 9 Uhr stand der Wagen bereit. Der alte Diener Johann brachte alle Sachen in den Wagen und hob schließlich das Hänschen auch hinein. Vater und Emma nahmen Platz, und schluchzend reichte die Mutter dem Söhnchen die Hand zum Abschiede.

„Mutter," rief er, „ich habe versprochen, nicht zu weinen. Lebe wohl und komme auch bald zum Vetter!"

Der Vater hatte Peitsche und Zügel ergriffen, und fort ging's nach Schönewalde zum Vetter Braun.

Anfänglich fürchtete sich der Knabe und meinte, die Pferde könnten den Wagen umwerfen; als er aber sah, wie sie unter Leitung des Vaters eiligst dahinliefen und sich um den Wagen

gar nicht zu kümmern schienen, da verlor sich die Angst. Die vielen, immer wechselnden Gegenstände fesselten während der Fahrt seine Aufmerksamkeit.

Nachdem sie beinahe eine Stunde gefahren waren, kamen sie nach Eichholz.

„Dort ist das Haus des Försters Huber," zeigte der Vater.

„Ist es jenes mit den großen Hirschgeweihen am Dache?" fragte Emma.

„Und können die stoßen?" fragte etwas ängstlich Hänschen. Da die Straße vorbeiführte, hielt der Vater an, um den alten Bekannten zu besuchen, der ihn im Winter mit Hasen- und Rehfleisch versorgte. Ein großer Wachthund sprang hin und her und suchte jedem Fremden den Eintritt zu verwehren. Des Försters Tochter öffnete die Thür, gebot dem bellenden Hund Ruhe und meldete, daß der Vater im Walde sei und erst Mittags wieder heimkehre. „Wir fahren nach Schönwalde, und ich werde heute gegen Abend auf dem Rückwege wieder vorsprechen."

Von dem Hause des Försters bis zum Vetter Braun war noch eine Stunde Weges.

„Sehet Kinder, vor uns erhebt sich ein Berg, welcher nach allen Seiten hin bewaldet ist. Mitten durch diesen Wald führt die Straße nach Schönwalde, welcher kleine Ort am Fuße des Berges, jenseit des Waldes liegt."

Hänschen betrachtete den Wald sehr aufmerksam. In seiner Einbildung hatte er sich, nach den Erzählungen der alten Wärterin, den Aufenthalt der Bären und Wölfe ganz anders vorgestellt.

„Was für große und schöne Bäume da sind! Und die prachtvolle grüne Moosdecke auf der Erde, und wie es da zirpt, singt und zwitschert!"

„Ach," seufzte Emma, „ich wünschte, ich könnte bei dir bleiben und mit dir in den Wald gehen und singen: ‚Im Wald und auf der Haide, da such' ich meine Freude.'"

„Auch du sollst später Gelegenheit haben, sie zu suchen," sprach der Vater; „und nun aufgepaßt, gleich werden wir aus dem Walde herauskommen und das Haus des Vetters vor uns sehen."

Einige Minuten später hielt der Wagen vor des Vetters Wohnung. Dieser empfing die Ankömmlinge sehr freundlich, und seine Kinder—Anna, Otto und Fritz—sprangen um unser Hänschen herum, denn sie kannten ihn bereits von der Stadt aus.

„Wie ich dir schrieb, um 9 Uhr war Abfahrt. Das Wetter ist ausgezeichnet, auch der Weg sehr gut und die Last für zwei starke Pferde eine sehr geringe. Die Pferde wollen wir zuerst versorgen. Die Kinder werden die Sachen aus dem Wagen in das Haus bringen und dann, lieber Vetter Braun: so wenig wie möglich Störung in deiner Behausung. Ich reise mit Emma heute wieder zurück. Das andere Geschäft mit dem Hans überlasse ich euch; ihr werdet schon fertig werden mit ihm; ja nur nicht verhätscheln!"

Die Tante, welche ihre Gäste bereits am Mittagstische erwartete, rief: „Zum Essen, daß die Speisen nicht kalt werden!" Bald war, nach vorhergehender herzlicher Begrüßung, die ländliche, einfache, aber kräftige Mahlzeit beendet. Was Hänschen am besten schmeckte, das waren die großen, rothen, reifen und süßen Erdbeeren, welche in einer Schale voll Milch umherschwammen, und dazu ein gutes, frisches Stück Butterbrod.

„Ich gebe euch den guten Rath, Kinder," sprach der Vater, „die Beeren selbst zu suchen und zu pflücken; dann werdet ihr die schönen, rothen Bäckchen der Erdbeeren selbst bekommen."

Als der Vater und Emma sich zur Rückfahrt anschickten, war Hänschen schon ganz heimisch geworden, trug ihnen für die Mutter und den alten Johann viele Grüße auf und versprach, viele Beeren zu pflücken und recht fleißig im Freien umherzuspringen, auch nebenbei recht fleißig zu lernen. Nach Verlauf einiger Tage fühlte sich Hänschen wie zu Hause. Der Vetter, die Tante und alle Kinder waren so gut gegen ihn, auch schmeckte ihm Essen und Trinken hier, trotzdem es nicht so leckerhaft zubereitet war, viel besser, als in der Stadt.

Daran war hauptsächlich die Bewegung in der freien, gesunden Luft schuld. Ohne einen fühlbaren Zwang während der Ferienzeit auf die Kinder auszuüben, wußte der Vater und Vetter sie spielend, planmäßig den Tag über zu beschäftigen, und weil sie an Folgsamkeit gewöhnt waren, führten sie ihre Aufgaben und Aufträge fast ohne alle Beaufsichtigung aus. Der gute Vetter hatte eine ziemlich große Landwirthschaft und nebenbei auch einen großen Garten. Viele Arbeiter waren zur Zeit der Ernte beschäftigt. Da gab es denn auch viele leichte Hülfeleistungen, wozu ganz ungeheißen die Kinder gerne Hand anlegten. Früh Morgens war große Hühner-, Enten- und Gänsefütterei. Dann wurden die Schafe, Kälber und Kühe aus dem Stalle auf die Weide gelassen. Das furchtsame Hänschen sah diese Arbeiten während der ersten Tage am liebsten von der Ferne, durch das Fenster. Anna merkte bald seine Furcht vor den Thieren und wußte sie ihm auf feine und zarte Weise abzugewöhnen. „Es schmeckt den Thieren viel besser, wenn du auch mit Futter streuest," sagte sie, und richtig, den andern Tag streute er. Da kam plötzlich ein muthwilliges Kalb mit einem tollen Kreuzsprunge in seine Nähe, Hans wollte fliehen, stolperte über seine eigenen Füße und lag plötzlich, laut aufschreiend, auf dem Rücken, in der Nähe eines Düngerhaufens. Der in der Nähe stehende Ziegenbock benutzte die gute Gelegenheit und stellte sich, als ein gehörnter Gegner, zum Stoß auf Hänschen bereit, auf die Hinterfüße. Otto und Fritz mußten laut auflachen, aber die ältere und vernünftigere Anna sprang schnell dazwischen und stellte den friedlichen Zustand wieder her, indem sie den Bock forttrieb und dem Hans wieder auf die Beine half.

„Weine nicht," redete sie ihm zu, es ist dir ja nichts geschehen; ein andermal sollst du mehr in meiner Nähe bleiben." Den Otto und Fritz tadelte sie ob ihres Lachens. Nach dieser Arbeit. Aufregung und Belustigung ging's in der Milchkammer an das Butterstoßen, und sie wetteten gegenseitig um so und so viel Erdbeeren, wer von ihnen die erste Butter zu Wege brächte. Nach dieser ziemlich anstrengenden Arbeit schmeckte das zweite Frühstück, ein Glas frische Milch, die Erdbeeren, frische Butter und ein gutes Stück Brod recht vortrefflich, und Hänschens Leid war wieder vergessen. „Jetzt," sagte Anna, „wollen wir eine Stunde lernen, und da es im Zimmer so warm ist, uns in die große Weinlaube setzen." Dieser Vorschlag wurde mit Freuden angenommen. Bald darauf saß das lernbegierige Vierblatt mit den Büchern bewaffnet in der Laube. „Zunächst Leseübung, Seite 20, ‚Ueber die Hausthiere'," verordnete Anna. Die Sache ging prächtig. Als aber Hänschen an der Reihe war, that er plötzlich einen Schrei, ließ sein Buch fallen und lief aus der Laube. „Eine Spinne, eine Spinne!" schrie er und that, als wollte sie ihn auffessen. „Da hängt sie," zeigte Otto. „Komm her, kleiner Hasenfuß und fürchte dich nicht vor der kleinen, unschuldigen Spinne. Komm her und sieh dir ihre künstliche Arbeit genau an. Sie hat sich von der Laube vermittelst ihres selbstgesponnenen Fadens herabgelassen und haspelt an demselben sich wieder hinauf; dort ist ihr kunstvolles Gewebe und ihr Nest. Die Spinnen gehören zwar nicht zu den liebsamen Hausthieren, aber ihre Nützlichkeit sollten wir doch auch zu schätzen wissen." Hänschen schämte sich, daß er wieder einmal ein rechter Hasenfuß gewesen war. Nach dem Lernen hatten Fritz und Otto versprochen, die beiden Ziegenböcke anzuspannen, um ihren lieben Gast spazieren zu fahren. Es erforderte den ganzen Muth Hänschens, um sich in den Wagen zu setzen. Lieber hätte er die Zügel geführt und wäre nebenher gelaufen, wenn er es nur verstanden hätte. Auch war er sehr froh, als das Gespann schnurstracks nach einem Heuhaufen auf der Wiese zulief und dort rastete. Nun wurde eine Ladung Heu mitgenommen und Hänschen mußte die Führung übernehmen, was unter Otto's Anleitung ganz gut ging. „Vater," rief Anna, „sieh, dort kommt ein Fuder Heu und Hans ist der Kutscher, wie beherzt ist er nicht schon bei uns geworden!" Hänschen wurde auch immer zutraulicher und schämte sich, vor seinen kleinen Verwandten so ungeschickt und ängstlich zu erscheinen. Darum faßte er sich ein Herz und versuchte es, mit ihnen zu klettern, zu laufen, zu springen und allerhand Turnübungen zu treiben, welche ihn dreister und gewandter machten.

Nach dem Mittagessen, als die Kinder im Garten wieder beisammen und mit Aepfelaufleſen beſchäftigt waren, ſprach Otto zu ſeinem kleinen Freunde: „Höre, Hänschen, morgen iſt Sonntag, und da iſt mein Geburtstag, da wollen wir einmal alle recht vergnügt ſein. Der Vater hat mir erlaubt, alle meine Kameraden dazu einzuladen. Da kommt der Karl, Auguſt, Robert, Ludwig und Wilhelm, die du noch nicht kennſt, da ziehen wir in den Wald und ſpielen Verſtecken und das hübſche Jägerſpiel, hörſt du!"

„In den Wald?" fragte Hans, „muß ich da auch mitgehen, Anna?"

„Warum denn nicht," antwortete dieſe, „es iſt ja im Walde ſo wunderſchön, und ich komme mit meinen Freundinnen auch dahin und bringe euch was zum Eſſen mit. Du warſt ja noch nicht im Walde und mußt ihn kennen lernen."

Der Gedanke an Wald, wilde Thiere und Räuber wirkte beklemmend auf Hänschens Gemüth, er ſchämte ſich jedoch, es merken zu laſſen.

Am Sonntag-Morgen ſah das Frühſtück ſehr feſtlich aus, ein großer Geburtstagskuchen, welcher von Mandeln und Roſinen ſtrotzte, ſtand auf dem Tiſch, und da Hänschen auch ein großes Stück davon erhielt, ſo vergaß er, daß er heute noch in den von ihm ſo gefürchteten Wald gehen ſollte.

Am Nachmittag kamen die eingeladenen Knaben zum Marſche nach dem Walde.

Sie hatten ſich mit Gänſe- und Hahnenfedern geſchmückt. Einige trugen ſelbſtverfertigte Pfeile und Bogen und hölzerne Säbel. Ein anderer hatte aus einem Weidenſtöckchen ſich eine hübſche Pfeife gemacht. Das Geburtstagskind Otto kam mit einer neuen Trommel, Fritz mit einer großen Fahne. „Wo aber bleibt unſer ſchmucker, kleiner Jäger Hans?" fragte die muntere Anna. Dieſer ließ ſich erſt ſuchen, und wäre heute lieber bei der Mutter geweſen. Anna ſetzte ihm den Jägerhut auf, ſchnallte ihm den Säbel an die Seite und drückte ihm die Armbruſt in die Hand. Alle bewunderten die ſchönen Sachen und den netten Jäger.

„Wer ſoll nun unſer Hauptmann ſein?" fragte Fritz, „ich trage die Fahne." Die Wahl fiel auf Hänschen. Alſo, zum Marſch. Aufgeſtellt! „Aber der Herr Hauptmann muß vorangehen, nicht hintennach," rief Anna und ſchob den kleinen Mann, der heute lieber etwas ganz anderes hätte ſein mögen, vor die Front. „Rechts — um! Marſch!" Und fort ging der Zug mit Trommeln und Pfeifen, dem Walde zu.

Nahe am Walde angekommen, rief der Fahnenjunker Fritz: „Wir wollen nun den Wald mit Sturm nehmen, Hauptmann voran. Mit Sturmſchritt, Marſch, Marſch!"

Alle liefen um die Wette, bis zur nächſten großen Eiche, aber der Herr Hauptmann mit ſeinen neuen Jagdſtiefeln konnte nicht lange mit ſeinen leichtfüßigen Kameraden Schritt halten. Er wollte auch nicht der erſte ſein im Walde, weil er ſich immer noch fürchtete. Otto und Fritz kannten des Vaters Wald ſehr gut. Sie führten die ganze Schaar eine kleine Strecke hinein bis zu einer Buche, welche in der Mitte eines großen Grasfleckens ſtand.

„Hier iſt unſer Hauptquartier." Mit dieſen Worten ſteckte Fritz die Fahne in den Boden.

„Und wenn ich trommle, ſo habt ihr alle euch hier einzufinden. Wir wollen das gleich probiren." Auf „Eins — zwei — drei!" liefen die Knaben nach verſchiedenen Richtungen in den Wald, nur Hänschen kam nicht weiter, als bis zum nächſten Baum und ſchaute ſich ängſtlich um. Nachdem es ganz ſtille geworden, ſchlug Otto die Trommel als Zeichen zum Sammeln, und huſch, huſch, ſprangen die Knaben wie die Rehe hinter den Büſchen hervor.

„So iſt's recht, da kann ſich keiner verirren. Jetzt wollen wir Jäger ſpielen." „Wird dabei auch geſchoſſen?" fragte Hänschen. „Nein, es iſt nur ein Fangſpiel. Der älteſte von uns übernimmt die Rolle des Jägers, er giebt allen Mitſpielenden verſchiedene Thiernamen; ſie laufen dann fort; der Jäger hat ſie dann einzufangen, und wer gefangen iſt, wird Mitgehülfe des Jägers. Ihr kennt ja das Spiel. Stellt euch in eine Reihe, wir wollen erſt den Jäger ſuchen."

Der elfjährige Ludwig übernahm die Rolle des Jägers. „Otto," ſagte er, „du biſt ein

Reh, Fritz ist ein Hirsch, Robert ist ein Fuchs, Hans ist ein Hase, August ist ein Bär, Wilhelm ein Wolf, du bist ein Löwe, und der ist die Wildkatze." Mit thierähnlichem Geschrei verschwanden die Thiere hinter Baum und Busch. Auch der Hase Hans ermunterte sich und lief eine Strecke weit in den Wald. Der Jäger Ludwig ging nun auf seinen Posten. Da gab es ein Hin- und Herlaufen, ein Verstecken und Fangen! Hänschen als Hase spielte seine Rolle ziemlich gut. Er war schweigsam, wollte sich eben hinter einen Haselbusch verstecken, fiel dabei stolpernd über eine vorstehende Baumwurzel und fand es gerathen, lieber in dem grünen Moose liegen zu bleiben. Das Jägerspiel ging lustig vorwärts; Einige waren schon zu Gefangenen gemacht und das Häschen rührte sich nicht von der Stelle. Plötzlich vernahm er ein Geräusch hinter sich. Er stand auf und blickte nach allen Seiten scheu um sich, als auf einmal ein großes Thier mit Hörnern aus dem Gebüsch auf ihn zukam. „O weh, o weh!" rief der erschrockene Hase, warf sich auf die Erde nieder und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. Gleich darauf kam des Weges die Freundin Anna mit mehreren anderen Mädchen, die alle ziemlich schwere Körbe trugen. Sie fanden das arme Hänschen weinend am Boden liegen, und daneben stand am Haselbusche fressend ihr Begleiter, der Ziegenbock. Als Häuschen die Stimme Anna's vernahm, ermannte er sich, aufzublicken und aufzustehen, und siehe da! — das eingebildete wilde Thier stand als leibhaftiger und bekannter Ziegenbock noch neben ihm. Anna aber drohte ihm mit dem Finger und sagte: „Du bist gewiß wieder einmal ein furchtsamer Hasenfuß gewesen." „Nein, ein ganzer Hase," rief Ludwig, sprang als Jäger hervor und fing ihn. Von dieser Zeit an sah Hänschen sich die Gegenstände sehr genau an und kam auch nicht mehr in die Verlegenheit, sich vor lächerlichen Dingen zu fürchten. Da erschallte das Trommelzeichen des Otto und alle fanden sich im Hauptquartiere zum Geburtstags-Pic-Nic, welches die Mutter geschickt hatte und auf grünem Moose von den Mädchen aufgetischt wurde, ein. Die Kinder waren alle recht fröhlich und ließen sich's recht gut schmecken. Da fiel plötzlich in der Nähe ein Schuß. Viele Knaben und Mädchen sprangen von ihren Plätzen auf. Auch dem Hans war über den unverhofften Knall nicht ganz gut. „Bleibt doch ruhig sitzen," rief Anna, „es ist ja der Vater, welcher mit mir herausging und die Flinte mitnahm, um einen Habicht zu schießen." Die Furchtsamen freuten sich über diese Nachricht, daß es keine Räuber waren. Bald darauf kam der Vater in's Hauptquartier, die Flinte über der Schulter und einen großen Habicht in der Hand haltend. „Hier ist der böse Vogel, welcher uns schon viele kleine Enten und Hühner vom Hofe geraubt hat. Eulen und Habichte sind die echten Räuber im Walde. Der Habicht saß auf einem hohen Baum, als ich ihn sah und schoß. Ihr seid wohl alle recht erschrocken, Kinder?" „Ich nicht." „Ich auch nicht," tönte es von allen Seiten. „Du auch nicht, Hänschen?" fragte der Vetter. „Nein, nur ein wenig." „Hier, betrachte den todten Räuber und seinen Aufenthalt, den herrlichen Wald." Hänschen bat: „Gieb mir ihn, lieber Vetter, ich will den Habicht in meine Jagdtasche stecken."

„Können wir noch lange im Walde bleiben?" fragte Otto den Vater. „Ich wünschte es euch gern, aber es steigt in der Ferne ein Gewitter auf, und wenn das heraufkommt, dürfte es euch den Aufenthalt im Freien verleiden, denn es ist nicht gut, während eines Gewitters im Walde zu sein. Nach allen Anzeichen dürfte noch eine Stunde vergehen, ehe es heranzieht, und diese könnt ihr noch zu eurem Vergnügen benutzen; geht und spielt," sagte der Vater, „ich werde euch zur rechten Zeit zur Heimkehr rufen." Die Kinder zerstreuten sich im Wald. Die Knaben übten sich im Schießen mit Pfeil und Bogen und mit Hänschens Armbrust. Die Mädchen pflückten Blumen für die Mutter. Anna wand einen hübschen Kranz für das Geburtstagskind und einen kleinern, an die Fahne zu hängen. Dann kamen auch die Knaben, pflückten Erdbeeren und sammelten allerhand seltene Pflanzen, um zu Hause daran zu lernen. Hänschen wurde im Walde immer heimischer. Sein Fragen nahm kein Ende. Gern hätte er den ganzen Wald mitgenommen, und wenn der Ziegenbock

ihm wieder in die Quere kam, fiel er nicht mehr um, sondern spielte mit ihm. Seine Furcht vor dem Wald schien ihn gänzlich verlassen zu haben. Als er eine große braune Waldschnecke fand, scheute er sich nicht, diese in die Hand zu nehmen, um sie näher zu betrachten. Auch einen kleinen Laubfrosch schüttelte er von einem Birkenbäumchen und nahm ihn für den Vater mit nach Hause. Als sie noch im besten Vergnügen waren, rief der Vater zum Aufbruch, weil das Gewitter immer näher kam. Otto schlug die Trommel und bald zogen die Kinder in der fröhlichsten Stimmung mit dem Vater nach Hause. Hans marschirte, den Ziegenbock an der Seite, den Habicht in der Tasche und den Laubfrosch in der Hand, fester als je zuvor, und die sonst so bleichen Wangen glänzten wie zwei reife Erdbeeren.

Welche Freude werden Vater und Mutter gehabt haben, ihn so umgewandelt zu sehen!

Hector.

Herr Hector ist ein braver Hund,
Bewacht getreulich Hof und Haus,
Und treibt das Spiel ihr nicht zu bunt,
Geht nimmer die Geduld ihm aus.

„Mach' schön, zeig' deine Pfote her!"
So ruft ein lust'ger Kinderchor.
„Jetzt aufgepaßt! Er lernt noch mehr:
Die Pfote halten bis an's Ohr;

Dann ist der Hector ein Soldat,
Der seinem Oberst salutirt;
Du, Bruder, bist sein Kamerad;
Ich commandire, ihr marschirt!

Doch hätten wir nur ein Gewehr,
Das trüg' er mit Soldatenstolz.
Geschwind holt aus der Küche her
Das erste, beste Stückchen Holz!

O weh, es fällt! Er hält es nicht!
Nun, Hector, halt, ich sag' es dir!
Ho, ho! dem Herrn gefällt es nicht!
Gewehr auf Schulter, dummes Thier!"

Die Kinder zerren ihn am Fell
Und ziehen ihn die Kreuz und Quer;
Da schüttelt sich der Spielgesell,
Dann brummt und knurrt vernehmlich er:

„Ihr Kinder, laßt die Neckerei'n!
Ich wache treu, wenn Nachts ihr ruht;
Bin Haushund, kann kein Krieger sein;
Genug, wenn seine Pflicht man thut;

Denn wenn nur immer in der Welt
Ein Jeder leistet, was er kann,
Ist überall es wohlbestellt!" —
Ihr Kinder, fangt bei Zeiten an!

Aufgeschaut und umgeschaut.

Von A. Hemmler.

Nur brav die Augen aufgemacht
Und hübsch geschaut und nachgedacht,
Wie dies und das geworden;
„Wohin" damit und auch: „Woher?"
Und um's: „Wozu?" — sich noch vielmehr
Gekümmert aller Orten.

So wird man klug, das Urtheil reift;
So mancher Wahn wird abgestreift,
Die Einsicht wird sich mehren. —
Es schmäht ein Thor manch' köstlich Ding,
Weil's schlicht erscheint und nur gering —
Du wirst es besser ehren.

Und wer's so hält und ist nicht träg',
Der kann auf jedem Weg und Steg,
Im Nahen, wie im Fernen,
In jeder Werkstatt, auf der Flur,
Im ganzen Umkreis der Natur
Ein Stückchen Weisheit lernen.

Und Eins noch ist die beste Frucht;
Hat man auch Vieles untersucht,
Geforscht nach allen Seiten,
Man kommt zuletzt doch zu dem Schluß:
„Wie viel noch, das man lernen muß!" —
So wird man auch — bescheiden.

Etwas für kleine Mädchenhände.

Euch, ihr lieben Mägdelein, die ihr schon mit Nadel und Fingerhut, mit Scheere und Pinsel umzugehen wißt, ist es vielleicht lieb, zu hören, wie man sich mit diesen Instrumenten und einigen bunten Seidenläppchen oder Papierstückchen in wenigen Tagen eine ganz reizende Puppengesellschaft zusammenstellen kann. Ich selber that es und habe wider alles Erwarten viel Freude dadurch gehabt und bereitet.

Als nämlich voriges Jahr die schöne Weihnachtszeit nahte, lag ich fern von der Stadt in tiefer Waldeinsamkeit krank im Bett und war sehr traurig darüber, daß ich meinen kleinen Lieblingen nah und fern nicht, wie sonst, ein goldenes Bäumchen, ein silbernes Säumchen und ein rosiges Fläumchen bescheeren konnte; denn außer den oben genannten Instrumenten und einigen bunten Bändern und Seiden- oder Goldfäden war im ganzen Hause nichts für mich zu finden, und doch — ein Weihnachtsfest ohne Puppen, das läßt sich gar nicht denken! Plötzlich aber fiel mein Auge auf ein Packet Modezeitungen, und weil ich ja ohnehin die vielen kleinen Aeffchen in diesen Modebildern gar nicht leiden kann, so schnitt ich — mir nichts, dir nichts — alle die Kinderbilder rasch heraus, malte den hübschen, kleinen Köpfen Gesichter, saubere rothe Bäckchen und braune oder blonde Haare und ging dann an die Toilette.

Jetzt schnitt ich aus Seide, Seidenpapier oder kleingemustertem Kattun kleine Schürzen, Mieder, Ueberwürfe, Hütchen und Mützchen, die nun theils mit Gummilösung festgeklebt, oder auch da und dort in den Falten mit einem Stiche angeheftet, oder durch eine kleine Stickerei von Seide und Goldsaum zugleich geschmückt und befestigt wurden. Mit ganz schmalen Bändern oder ausgefranzten Streifen bunter Seide machte ich zuletzt noch Schleifen an Hüte und Gürtel oder Schürzen, und ein schwarzer Seidenfaden um den Hals vertrat das unentbehrliche Sammtband; das Medaillon wurde durch eine Goldperle oder ein Stückchen Schmelz hergestellt.

Zuletzt beklebte ich die Rückseite mit steifem, grauem Papier und traf durch einen Streifen Pappe Sorge, daß das Püppchen bequem stehen konnte. Oft ließ ich auch ganze Kindergruppen, wie sie die Modezeitungen häufig bringen, beisammen stehen und benutze auch den öfters recht netten Hintergrund von Bäumen; denn es ist noch ein ganz besonderes Vergnügen, diese Bäume theils auszumalen, theils mit etwas feinem Moos und zarter Birkenrinde zu bekleben.

Ganz zuletzt pappte ich aus einigen leichten Stäben, die ich mit weißem Tarlatan und rothen Schleifen decorirte, auch noch eine kleine Bühne zusammen, und schon nach wenigen Tagen konnte mit mehr als 60 Figuren in ländlichem und städtischem Putze in Masken und fremden Trachten auf's Lustigste Theater gespielt werden.

Die Stecknadel.

Welch' geringfügige Dinge sind Stecknadeln! Und doch bedarf es der Arbeit von zehn Männern, sie zu machen. Der Erste zieht den Draht, der Zweite macht ihn gerade, der Dritte schneidet ihn in kurze Stückchen, der Vierte spitzt diese Stückchen, der Fünfte schleift sie, wo das Köpfchen hinkommen soll, der Sechste macht das Köpfchen, der Siebente setzt das Köpfchen an, der Achte macht die Stecknadeln glänzend und glatt, der Neunte steckt sie in Reihen und der Zehnte packt sie ein. Und welch' einen Haufen von Stecknadeln machen die Zehn an einem Tage? Oh! mehr, als du zählen kannst.

Versuchung.

Von **Robert Reinick.**

Gar emsig bei den Büchern
Ein Knabe saß im Kämmerlein;
Da lacht herein durch's Fenster
Der lust'ge, blanke Sonnenschein
Und spricht: „Lieb Kind, du sitzest hier?
Komm doch heraus und spiel' bei mir!"
Den Knaben stört es nicht;
Zum Sonnenschein er spricht:
„Erst laß mich fertig sein!"

Der Knabe schreibet weiter,
Da kommt ein lustig Vögelein,
Das picket an die Scheiben
Und schaut so schlau zu ihm herein.
Es ruft: „Komm mit, der Wald ist grün,
Der Himmel blau, die Blumen blüh'n!"
Den Knaben stört es nicht;
Zum Vogel kurz er spricht:
„Erst laß mich fertig sein!"

Der Knabe schreibt und schreibet,
Da guckt der Apfelbaum herein
Und rauscht mit seinen Blättern
Und spricht: „Wer wird so fleißig sein?
Schau meine Aepfel, diese Nacht
Hab' ich für dich sie reif gemacht!"
Den Knaben stört es nicht;
Zum Apfelbaum er spricht:
„Erst laß mich fertig sein!" —

Nun endlich ist er fertig;
Schnell packt er seine Bücher ein
Und läuft hinaus zum Garten.
Juchhe! Wie lacht der Sonnenschein!
Das Bäumchen wirft ihm Aepfel zu;
Der Knabe springt vor Lust
Und jauchzt aus voller Brust:
„Jetzt kann ich lustig sein!"

Bilder aus der kleinen Thierwelt.

Von **Heinrich Zeise.**

I.

Die Hausgrille.

Manchem unter euch wird das Heimchen oder die Hausgrille bereits bekannt sein, und der eine oder der andere wird schon bisweilen den melancholischen, einfachen Gesang des Thierchens vernommen haben. Die Grillen führen ihren Namen nach dem altdeutschen Worte „grillen", welches mit „singen" gleichbedeutend ist. Ihr sollt euch nun freilich nicht, so lang euch Lenz und Jugend blühen, wie der liebenswürdige Hölty singt, mit eingebildetem Kummer und mit Sorgen, den sogenannten Grillen, plagen, aber mit dem kleinen, harmlosen Thierchen wollen wir uns im Nachstehenden beschäftigen. Einigen unter euch ist gewiß die sinnige Dichtung des englischen Schriftstellers Dickens, „Das Heimchen am Heerde", wenigstens dem Namen nach bekannt. Diese poesiereiche Darstellung würde euch schon gezeigt haben, daß ihr es mit einem poetischen Thierchen zu thun habt.

Das Heimchen liebt hauptsächlich warme Orte, und man findet es am häufigsten, wo Getreide verarbeitet wird, namentlich in Bäckereien nnd Brennereien hat es sich angesiedelt; deßhalb wird Matthisson sich jedenfalls geirrt haben, als er in seiner „Elegie in den Ruinen eines alten Bergschlosses" niederschrieb:

„Schweigend in der Abenddämm'rung Schleier
Ruht die Flur, das Lied der Haine stirbt,
Nur daß hier im alternden Gemäuer
Melancholisch noch ein Heimchen zirpt."

Der Dichter wird den Gesang der Feldgrille für den des Heimchens gehalten haben. Das letztere lebt gesellschaftlich, nährt sich von feuchtem Getreide, hält sich während des Tages in Schlupfwinkeln versteckt, geht jedoch Abends und Nachts seiner Nahrung nach, und dann vernimmt man seinen traulich zirpenden Ton. Abergläubische Leute halten den Gesang des Heimchens, ebensowohl wie das Picken der Todtenuhr (der Holzbohrlarve), für den Vorboten eines nahe bevorstehenden Todesfalles. Das Männchen ruft in seinem Gesang das Weibchen herbei; letzteres legt seine Eier vermittelst des sogenannten Legestachels in die Erde oder den Schutt der Gebäude, und nach circa zwölf Tagen schlüpfen die Jungen aus; diese erreichen ihre vollkommene Größe erst, nachdem sie sich viermal gehäutet haben, und findet ein Puppenzustand bei ihnen nicht statt. Nach jeder Häutung wird das Thierchen größer und erscheint alsdann beinahe schneeweiß, doch bald wird es dunkler, und die erwachsene Hausgrille erscheint gelb oder braun. Männchen und Weibchen sind leicht zu unterscheiden; die Flügeldecken des erstern sind mit vielen krumm laufenden, starken Adern durchzogen, durch deren Aneinanderreiben sie den zwitschernden Ton hervorrufen, die des Weibchens dagegen sind gegittert und mehr glatt; der Legestachel, den nur das Weibchen trägt, ist fast so lang wie der Hinterleib. Die Hausgrillen unterscheiden sich von den Feldgrillen nicht allein durch hellere Färbung, sondern die Gestalt der ersteren ist auch eine geschmeidigere.

Der Kopf der Hausgrille ist rund und glänzend, an jeder Seite desselben tritt ein rundes, schwarzbraunes Auge hervor, und ein brauner Streif zieht sich quer über den Kopf von dem einen Auge zum andern. Die Fühlfäden sind sehr beweglich und können sich über den ganzen Körper erstrecken, so daß die Thierchen sowohl die vor, wie auch die hinter ihnen liegenden Gegenstände betasten können. Am Hinterleibe befinden sich bei beiden Geschlechtern zwei Spitzen, die, erst ziemlich nahe zusammen stehend, weiterhin auseinander gehen; man vermuthet, daß diese Anhängsel den Thierchen in ihren engen Wohnungen zum Tasten dienen, da sie sich in den engen Kanälen der Fühlfäden nicht rückwärts bedienen können.

Die Vorder- und Mittelfüße des Heimchens sind zarter gebaut, als die Hinterfüße; die Schenkel der letzteren aber sind namentlich stark und dick und geben dem Körper des Thierchens Schwungkraft beim Springen.

Der Gesang der Hausgrille oder des Heimchens unterscheidet sich von dem der Feldgrille dadurch, daß er häufiger absetzt und nicht so hell klingt. Nur das Männchen ist mit Gesang begabt und lockt durch seine Serenaden das Weibchen herbei; letzteres gibt dann seine Gegenwart, sobald es herangekommen, durch die Fühlfäden zu erkennen und wird vom Männchen froh bewillkommt.

II.

Die Feldgrille.

Die vollkommen ausgebildete Feldgrille erscheint im Juni oder Juli, sie hat sich dann zum vierten Male gehäutet und ist mit vier Flügeln versehen. Nach jeder Häutung erscheint die Grundfarbe weißlich, dann halten die Thierchen sich gewöhnlich versteckt; doch bald bekommt der Hinterleib, welcher mit zarten Härchen besetzt ist, eine braungraue Färbung, Kopf, Brustschild und Füße erscheinen schwarz; schon durch diese Zeichnung unterscheidet sich die Feldgrille wesentlich von der Hausgrille. Männchen und Weibchen sind ebenfalls leicht zu unterscheiden; die weibliche Feldgrille trägt, ebenso wie ihre nahe Verwandte, das Heimchen, einen Legestachel, auch sind die Flügeldecken des Weibchens nicht mit so straffen Adern durchzogen, wie die des Männchens. Die Feldgrille ist plumper als die Hausgrille gebaut, doch mit Ausnahme ihrer dunklern Farbe unterscheidet sie sich nicht wesentlich von dem Heimchen.

Die Feldgrillen legen ihre Höhlungen immer an sonnigen, hügelartigen Oertern, und zwar in solcher Weise an, daß das Regenwasser nicht in selbige hinein kommen kann; sie bauen deßhalb

nicht senkrecht, sondern wagerecht, und bohren später schräg in den Erdboden hinein; auch ist die Höhle, wahrscheinlich um ihren Feinden den Eingang unmöglich zu machen, so eng, daß sie sich in derselben nicht umzuwenden vermögen; sie bedienen sich bei Anlage dieser Wohnungen sowohl ihres Mundes, wie auch der starken Hinterfüße.

Die Feldgrillen sind sehr unverträglich und befehden sich unter einander auf das Heftigste; sie rennen mit den Köpfen wie die Böcke zusammen, beißen sich die Gliedmaßen ab, und der Sieger verzehrt gewöhnlich den Besiegten. Die männlichen Feldgrillen halten sich bei guter Witterung, größtentheils ihres Lobgesanges wegen, außerhalb ihrer Wohnung auf. Das Weibchen legt seine Eier im Juli oder August, etwa dreißig an der Zahl, an verschiedenen Stellen seiner Höhle vermittelst seines Legestachels in die Erde nieder; nach vierzehn Tagen kriechen dann die Jungen bereits aus, welche sich von zarten Grashalmen nähren; sie häuten sich zweimal, beziehen darauf ihre Winterquartiere, kommen im Frühling wiederum zum Vorschein, und sind dann mit der vierten Häutung vollkommen ausgebildet.

III.

Die Maulwurfsgrille oder Ackerwerre.

Die Maulwurfsgrille verdankt einer gewissen Aehnlichkeit mit unserm Maulwurf ihren Namen. Beiläufig sei hier bemerkt, daß der Maulwurf richtig Mullwurf oder Mullwerfer genannt werden sollte, denn er wirft die Erde nicht mit dem Maul auf, sondern sein Name entstammt dem plattdeutschen Mull, und Mull bedeutet lockere Erde. Indem der Hochdeutsche Mull durch Maul übersetzte, machte er sich desselben Fehlers wie jenes Dienstmädchen schuldig, welches das Wort „Grapen" für plattdeutsch hielt, und da sie sich gern hochdeutsch ausdrücken wollte, so sagte sie nie, der Grapen muß auf's Feuer gesetzt werden, sondern sie brachte den „Grafen" zum Feuer.

Die weibliche Maulwurfsgrille gräbt sich zur Mittsommerzeit einige Zoll tief eine Höhlung in die Erde, in welche sie etwa 300 Eier legt. Die Höhle steht mit einem Kanal in Verbindung, welcher dem Insecte zum Aus- und Einschlüpfen dient. Diese Höhlen befinden sich gewöhnlich auf Wiesen, an welche Getreidefelder grenzen. Nach vier Wochen entschlüpfen die Maulwurfsgrillen dem Ei, sie nähren sich von zarten Gräserwurzeln, und erst dann, wenn sie in ihrer Nähe keine mehr vorfinden, begeben sie sich, ihrer fortschreitenden Entwickelung entsprechend, weiter und weiter, und ist an dem vergilbten Grase auf der Wiese leicht der von ihnen eingeschlagene Weg zu verfolgen. Wenn die Grillen sich zum zweiten Mal gehäutet haben, trennt sich die Brut, und eine jede Grille geht einzeln ihrer Nahrung nach. Sie haben jetzt eine schwarzgraue Farbe, die bei fernerer Entwickelung des Insects in's Braunröthliche übergeht. Nachdem sie sich zum dritten Male gehäutet haben, bleiben sie in diesem Zustande während des Winters unter der Erde, aber noch fehlen ihnen die Flügelscheiden. In milderen Wintern gehen sie auch in diesem Zustande ihrer Nahrung nach, bei starkem Froste jedoch begeben sie sich tiefer in die Erde. Nach der vierten Häutung sind die Flügelscheiden zu erkennen; in dieser Gestalt erscheint sie im April oder Mai und beginnt ihr Vernichtungswerk in den Saaten. Nach der fünften, der letzten Häutung, hat die Maulwurfsgrille ihre vollkommene Entwickelung erreicht und ist mit vier Flügeln ausgestattet. Am Tage läßt sie sich selten sehen und bahnt sich ihre Wege dicht unter der Erdoberfläche. Das Bruststück der Maulwurfsgrille hat Aehnlichkeit mit dem eines Krebses; es ist vorn und hinten von einem schmalen Saum umgeben, der dem Theile Festigkeit verleiht und das Insect befähigt, dem zu durchbohrenden Erdreich mehr Widerstand entgegensetzen zu können. Der Kopf und die Augen sind klein, die Fühlfäden, welche das Thier bei den Wanderungen unter der Erde zurücklegt, ziemlich lang.

Die weibliche Haus- und Feldgrille ist an dem Legestachel leicht zu erkennen; dieser fehlt

dem Weibchen der Maulwurfsgrille, welches sich nur dadurch von dem Männchen unterscheidet, daß die Oberflügel des letztern mit stärkeren Adern durchzogen sind. Die Oberflügel sind klein und bedecken nicht die vielfach zusammengefalteten Unterflügel. Ebenso wie beim Heimchen und der Feldgrille musicirt auch nur das Männchen der Maulwurfsgrille, indem es, wie schon erwähnt, die Oberflügel aneinander reibt; der Ton jedoch, welchen es hervorbringt, klingt nicht so hell wie derjenige der Feldgrille. Der Hinterleib zeigt neun Absätze, ist oben braun und geht nach den Seiten und dem Unterleib in gelblichrothe Färbung über. An dem letzten Gelenke befinden sich ein Paar Fühlfäden, welche beinahe die Länge der am Kopfe befindlichen erreichen und dem Thiere wahrscheinlich, wie dies bei den Haus- und Feldgrillen der Fall ist, zum Tasten in den unterirdischen Höhlen dienen. Die Hinterfüße sind die längsten, jedoch zum Springen weniger geeignet, als die der beiden anderen Grillenarten. Die Vorderfüße bestehen aus drei Theilen, von denen der mittlere der stärkste ist; der dritte ähnelt, seiner zackenförmigen Gestalt wegen, dem Vorderfuße eines Maulwurfs. Wer die Maulwurfsgrille nur einmal gesehen hat, dem wird sich die an Krebs und Maulwurf erinnernde, eigenthümliche Gestalt fest einprägen.

Die endlose Galerie.

Vielleicht hast du dir schon manchmal den neckischen Scherz erlaubt, mit einem Stückchen Spiegelglas den Sonnenstrahl aufzufangen und damit drunten im Hofe die Wäscherin zu blenden, die eben im Begriffe war, die Wäsche zum Trocknen aufzuhängen. Natürlich hast du es nur mit einer solchen versucht, die eine gute Freundin von dir ist und deßhalb einen Spaß versteht, ohne unwillig darüber zu werden. Oefter wiederholt, wird es aber für den, welcher es macht, eben so langweilig, wie für denjenigen lästig und störend, dem das helle Sonnenlicht gerade in's Auge fällt; ich will dir deßhalb einige Kunststückchen lehren, zu denen du deine Spiegelstückchen besser verwenden kannst, ohne Jemandem unangenehm zu werden.

Vielleicht läßt dir der Vater ein langes Cigarrenkästchen ab. In Ermangelung eines solchen, mache dir selbst ein Kästchen von etwa 17 Zoll Länge, 6 Zoll Höhe und 11 Zoll Weite. Du kannst es auch größer oder kleiner machen, je nachdem die Spiegel groß oder klein sind; immer ist es aber von Vortheil, wenn du dieselben gegenseitigen Größenverhältnisse beibehältst. Die Oberseite des Kastens bleibt offen, an die beiden schmalen Endseiten werden innen Spiegel gestellt, so daß sie sich mit ihren Spiegelflächen grade gegenüber stehen. In der Mitte des einen Spiegelglases schabst du in die Zinnbelegung der Rückseite ein Loch von Thalergröße. Dann bestreust du entweder den Boden des Kästchens mit feinem, weißen oder gelben Sand oder belegst ihn mit Papier, das du mit Streifen oder nach Art des Schachbrettes bemalt hast. Dies richtet sich ganz danach, was du für eine Scene darstellen willst. Du wirst dich schon darin zurecht finden. An jeder Seitenwand des Kästchens stellst du aus deinem Spielkasten zwei Bäume auf. Hast du keine vorräthig, so machst du schnell selbst welche, indem du entweder Moosbüschelchen an dünne Zweigstücke bindest oder grüne Papierschnitzelchen mit dem Messerrücken kräuselst und um die Hölzchen wickelst. Die Oberseite des Kästchens überdecke mit dünner Gaze oder mit Musselin und schaue dann durch das Loch im Spiegel. Du hast entweder die eine Rückwand des Kästchens ganz beseitigt oder in sie ein eben so großes Loch eingeschnitten, das auf die durchsichtige Spiegelstelle paßt. In deinem Kästchen wirst du eine endlose Allee von Bäumen sehen. Hast du so viel Spiegelvorrath, daß du auch die Seiten des Kastens innen damit belegen kannst, so wird sich die Landschaft auch scheinbar nach rechts und links ausdehnen und als weites Feld erscheinen, das mit Bäumen besetzt ist. Je nachdem du die Figuren veränderst, wird sich auch die Scene verändern. Setzest du statt der Bäume Säulen ein, so erhältst du eine endlose Galerie; stellst du vier Soldaten auf, so wird ein streitbares Heer erscheinen. Bringst du Schafe an ihre Stelle, so kannst du wie ein Nomadenfürst deinen Reichthum kaum übersehen.

Der Park im Hause.

Von **Onkel Karl.**

Thereſe fühlte ſich nie wohler, als im Walde. Die friſche Luft, vermiſcht mit dem Duft der Blumen, der Kräuter und des Laubes — oder an einer andern Stelle auch der Tannen-Nadeln — ſchien ihr köſtlicher, als alle künſtlichen Wohlgerüche. Kein Gemälde machte auf ſie einen ſo erhebenden Eindruck, wie das bewegte Bild des Waldes mit ſeiner Mannichfaltigkeit in Formen und Farben. Auch ſchien ihr dort Alles belebt. Viele Blumen, Sträucher und Bäume kannte ſie und unterhielt ſich mit ihnen. Die große Eiche am Waldrande nickte ihr mit ihrer Krone freundlich zu, und ſie erwiderte den Gruß. Wenn der Veilchenſtock an deren Fuß im Frühjahr die erſte Blüthe trug, kniete ſie nieder, hob dem Veilchen das Köpfchen in die Höhe und freute ſich, die alte Bekanntſchaft erneuern zu können. Die Flechten an den Buchen ſchienen ihr gar ſo langſam hinaufzukriechen und Thereſe wunderte ſich, daß ſie die Geduld nicht verloren. Da ſie aber bemerkte, wie ſie jedes Jahr weiter kamen und muthig ihren beſchwerlichen Weg verfolgten, dachte ſie: „Geduld und Beharrlichkeit führt zum Ziele," und ſie beſchloß, ſich ein Beiſpiel daran zu nehmen.

Sie that keinem Thierchen etwas zu Leide, und ſo kam es, daß die buntgefiederten Vöglein und die flinken Eichhörnchen ſich gar nicht vor ihr fürchteten. Die erſteren ſangen ihr von nahen Zweigen die ſchönſten Lieder vor, und ein Eichhörnchen ſetzte ſich oft ihr gegenüber auf eine knorrige Wurzel, guckte ſie mit ſeinen klugen Aeuglein freundlich an und machte dann ſo komiſche Capriolen, daß ſie hell auflachen mußte.

Ein Blumenſtock kam ihr vor wie eine Mutter mit ihren Kindern, und wenn ſie für ihre Mama oder ihren Papa ein Sträußchen pflückte, ſo nahm ſie nie mehr als *eine* Blüthe von einem Stock. Auch ſchützte ſie die unteren Enden der Stiele mit feuchter Erde, und umwickelte ſie mit einem großen Blatt, damit die Blumenkinder auf dem Heimweg in der Sonnenhitze nicht verſchmachteten.

Einſtmals, als der Herbſt wieder kam und ſie bald Abſchied nehmen mußte von ihrem lieben Walde, ſchlich ſich die Wehmuth in ihr kleines Herz. Lange ſann ſie nach, wie ſie wohl den Schmerz der Trennung mildern könnte. Endlich kam ihr ein guter Gedanke, wie ein Retter in der Noth, und flugs eilte ſie nach Hauſe, um ihren Bruder Hermann in's Vertrauen zu ziehen und den großen Plan in's Werk zu ſetzen.

Hermann und Thereſe durften ein Kämmerchen über dem Hausgang als Spielwinkel und Rumpelkammer benutzen. Zuweilen ſah es recht bunt darin aus. Jetzt aber räumten ſie Alles ſchön auf, ſo daß die eine Seite ganz frei wurde, legten ein altes Stück Wachstuch auf den Fußboden und zogen dann mit einem kleinen Handwagen, den Hermann im vorigen Jahre zum Geburtstag bekommen hatte, hinaus in den Wald.

Dort ſammelten ſie zuerſt in einer Schlucht eine Menge tuffartiger Steine, die ſich wegen ihrer Leichtigkeit und merkwürdigen Geſtaltungen für ihren Zweck ſehr gut eigneten.

Zu Hauſe angekommen, ſtellten ſie damit auf dem mit Wachstuch bedeckten Theile des Fußbodens Hügel und Schluchten, ja ſogar an einem Ende ein Felſengebirge und am andern Ende eine Grotte dar; ſodann holten ſie mehrere Fuhren Moos, mit dem ſie die Steine bedeckten, ſo daß es ausſah, wie ſchwellender Raſen; an die Felſenabhänge und die äußere Seite der Grotte klebten ſie vermittelſt Kleiſter die ſchönſten Flechten, die ſie finden konnten; von dem Gebirge herab über die Fläche und bis in die Grotte hinein ſtellten ſie einen Bach dar, indem ſie eine Schnur der größten eckigen Glasperlen, die ſie erlangen konnten, in das vertiefte Bette legten.

So hatten sie die Erdoberfläche hergestellt; nun kam das Bepflanzen an die Reihe. Auf den Kuppen des Felsengebirges befestigten sie kleine Tannenbäume, welche den großen Vorzug hatten, daß sie noch lange grün blieben; an der Seite und am Fuße desselben pflanzten sie die möglichst regelmäßig geästeten Spitzen von belaubten Sträuchern, die grün abgeschnitten wurden, damit sie die Blätter lange behielten. So war der Hermanns-Wald fertig.

Die Grotte wurde mit Ruhebänkchen versehen, und in ihrer Umgebung stand bald ein dichtes Gebüsch mit grellrothen Früchten geschmückt. Diese Gegend wurde Thereſen-Ruh genannt, und nachdem noch durch den Moosrasen kiesbestreute Fußpfade und Ruhebänkchen angelegt waren, war der Park im Hause fertig.

Oft gingen von da an die Geschwister nach diesem Park spazieren und freuten sich ihres selbstgeschaffenen Werkes, das ihnen während der kalten, öden Winterszeit einigen Ersatz bot für den entbehrten Naturwald.

Bei jedem Besuch fanden sie noch etwas zu verbessern.

Kleine Thiere, die Hermann theils mit der Laubsäge ausschnitt, theils mit dem Taschenmesser schnitzte, belebten bald Berg und Thal im Hermanns-Wald. Thereſe dagegen formte und brannte Vasen und Urnen aus Thon, die ihr nach vielen mißglückten Versuchen endlich gelangen; ja, selbst einige kleine Gyps-Statuetten zierten zuletzt die „Wiese" und den Eingang zu Thereſen-Ruh, obwohl Thereſe hatte zu diesem Zweck ihre Sparkasse fast ganz leeren müssen.

Leider war das Kämmerlein nicht heizbar, sonst hätte der Reiz des Ganzen noch durch Blumenbeete gewinnen können, die dadurch herzurichten sind, daß man möglichst niedere Blumentöpfe gehäuft mit Gartenerde füllt und bis an den Rand in die dicke Moosdecke vergräbt, so daß die lebenden Blumen wie aus einem erhöhten Rundbeete hervorzuwachsen scheinen.

Wenn ihr, liebe Kinder, auch noch Verbesserungen am „Park im Hause" ausdenket, so wird euch eine solche Uebung eurer Erfindungsgabe viel Genuß bereiten.

Des Kindes Wintergarten.

Es kam der kalte Winter
Mit Stürmen, Frost und Schnee,
Da starben alle Blumen,
Und kahl sind Thal und Höh'.

Das Kind hat sich im Stübchen
Den Frühling festgebannt
In Blumen, die erblühen
Auf seines Fensters Rand.

Und sieht es draußen wirbeln
Der Flocken wildes Heer,
Dann hauchen seine Blumen:
„Lieb' Kind, wir danken sehr!

Du hast uns von dem Tode
Des Wintersturms befreit,
Erblühe deinem Herzen
Auch ewige Frühlingszeit!"

Räthselfragen.

(69.) Welche Jungfrau trägt immer ein weißes Kleid?
(70.) Niemand kann sagen, wer ich bin, als ich selbst.
(71.) Was kann kein Mensch wieder erzählen?
(72.) Wer bringt zum Essen immer den Löffel mit?
(73.) In welcher Schule wird nicht gelehrt?
(74.) Welches Eisen wird nicht geschmiedet?

Schulgang.

Es blieben einſt drei Kinder ſtehen,
Die grad zur Schule ſollten gehen;
Sie dachten dies, ſie dachten das:
Das Lernen ſei ein ſchlechter Spaß

Und ſprachen dann mit leichtem Sinn:
„Ei, laßt uns doch zum Walde hin!
Das Spielen iſt der Thierlein Brauch,
Laßt ſpielen uns mit ihnen auch!“

Sie luden dann im Walde ein
Zum Spiel die Thiere groß und klein;
Doch ſprachen die: „Es thut uns leid!
Wir haben jetzo keine Zeit!“

Der Käfer brummte: „Das wär' ſchön,
Wollt' ich mit euch ſo müßig geh'n!
Ich muß aus Gras ein Brücklein bau'n,
Dem alten iſt nicht mehr zu trau'n.“

An Ameishaufen ſchlichen ſie
Ganz leis vorbei, ich weiß nicht wie,
Und liefen vor dem Bienlein ſchier,
Als wär' es gar ein giftig Thier.

Das Mäuslein ſprach zu ihnen fein:
„Ich ſammle für den Winter ein.“
„Und ich,“ das weiße Täubchen ſprach,
„Zum Neſte dürre Reiſer trag'.“

Das Häschen nickte freundlich blos:
„Ich könnte um die Welt nicht los;
Ihr ſeht, mein Schnäuzchen iſt nicht rein,
Das muß im Fluß gewaſchen ſein.“

Und auch das Erdbeerblüthchen ſprach:
„Ich nütze dieſen ſchönen Tag,
Zu reifen meine ſüße Frucht,
Die dann der arme Bettler ſucht.“

Drauf dachten ſie in ihrem Sinn:
„Du, Bächlein, plätſcherſt doch ſo hin;
Komm, ſpiel mit uns, ſei mit uns froh!“
Das Bächlein ſprach erſtaunt: „Wie ſo?“

„Ei, ſeht die trägen Kinder, ſeht!
Ich weiß nicht, wo der Kopf mir ſteht!
Sie meinen, ich hätt' nichts zu thun,
Und kann doch Tag und Nacht nicht ruh'n.

Menſchen, Thiere, Gärten, Wälder,
Wieſe, Thal und Berg und Felder —
Alle muß das Bächlein tränken
Und die Töpfe auch noch ſchwenken,

Kinder wiegen, Mühlen treiben,
Bretter ſchneiden, Erz zerreiben,
Wolle ſpinnen, Schiffe tragen,
Feuer löſchen, Hämmer ſchlagen;

Ich kann euch Alles ſagen nicht,
Weil mir's dazu an Zeit gebricht.“
So ſprach's und ſprang von Ort zu Ort,
Und huſch! war gleich das Bächlein fort.

Von Thier und Blum' und Bach belehrt,
Sind drauf die Kinder heimgekehrt
Und wußten, daß dem Fleiß allein
Des Spieles Luſt ein Preis kann ſein.

Ein Stammbuch-Blatt.

Da kommt der kleine Quälgeiſt wieder,
Er ſtreicht mir ſchmeichelnd Wang' und Kinn,
Er legt ſein Stammbuch vor mich hin
Und zieht zum Tiſch mich bittend nieder.

Mein kleiner Schelm, was ſoll ich ſchreiben? —
Ich gehe bald, mein Weg iſt weit,
Und wünſchte wohl für Lebenszeit
In dieſem Wort dir nah zu bleiben:

„Geliebtes Kind, bleib' gut und rein
Und hüte ſtets mit treuem Sorgen,
Was mahnend dir am Lebensmorgen
In's Herz gelegt lieb' Mütterlein.“

Haſt du mich lieb,
So präg' dir ein,
Was ich hier ſchrieb,
Und denke mein.

Der Regenbogen.

Von Onkel Karl.

Es war an einem heißen Sonntag-Nachmittag, der Regen war eben nach Osten vorübergezogen; leichtere Wolken jagten noch am westlichen Himmel über das Gebirge her und ließen die blendende Sonnenscheibe von Zeit zu Zeit durchblicken; endlich erschien letztere in vollem Glanze und ließ die Millionen, an allen Halmen und Blättern hängenden Regentropfen wie ebenso viele Perlen und Krystallkügelchen blinken.

Ernst und Dorchen beobachteten mit inniger Freude dieses wechselnde Schauspiel. Auf dem Lande wohnend, waren sie nicht durch tausenderlei Schnurrpfeifereien verwöhnt, wie viele Stadtkinder, und so fanden sie einen großen Theil ihrer Unterhaltung in der Beobachtung der Vorgänge in der freien Natur.

Jedes Insect erregt ihre Aufmerksamkeit, und während sich vielleicht mancher Schüler, ja sogar mancher Professor etwas darauf einbildet, daß er weiß, zu welcher Klasse, Ordnung, Familie, Gattung und Species ein gewisser Käfer gehört, könnten unsere kleinen Naturforscher viel Wichtigeres erzählen: wie er als Ei und Larve aussieht, wo er sich aufhält, von welchen Pflanzen oder anderen Thieren er lebt, welche Feinde er hat und noch Vieles über seine Lebensweise.

Sie kannten die meisten Vögel, welche im nahen Walde hausten, an ihrem Gesange oder Pfeifen und hatten ihnen auch ähnlich klingende Namen gegeben, welche der große Vogelkenner Audubon wahrscheinlich nicht in seinen ornithologischen Katalog aufgenommen haben würde. Genug, sie hatten eine ganz eigene Naturgeschichte, welche für ihren Zweck — sich einander verständlich zu machen — ausreichte, wenn sie auch, weil die Beiden kaum die ersten „Krakelfüße" machen konnten, noch nicht geschrieben war.

Wie wir aber bald sehen werden, wäre es für sie doch gut gewesen, wenn sie hätten können in eine Schule gehen, worin die Erscheinungen der Natur auch wissenschaftlich erklärt werden; es wäre ihnen eine große Anstrengung und in ihrem spätern Leben gewiß noch mancher Nachtheil erspart worden.

Nachdem sie eine Weile dem „Versteckspiel" der Sonne zugesehen hatten, drehte sich Ernst um und gewahrte einen prachtvollen Regenbogen in der der Sonne entgegengesetzten Richtung, wo es in einiger Ferne noch immer regnete. Ein Ausruf der Ueberraschung, der ihm entfuhr, machte, daß auch Dorchen sich umwandte; und nun wetteiferten sie in dem Bestreben, die Schönheit der Farben in den stärksten Ausdrücken hervorzuheben.

„Ernst!" sagte nach einiger Zeit Dorchen.

„Was?"

„Ich möchte doch an dem Ort sein, wo der Regenbogen auf der Erde steht."

„Ich auch. Komm, wir wollen hinlaufen; sieh, es ist gar nicht weit; gleich hinter dem Walde dort."

Und nun fingen sie an, zu laufen, und lachten sich selbst aus, daß ihnen das früher nie eingefallen war. Ihr Eifer war so groß, daß sie kaum auf das frische Grün der Blätter achteten, die der Regen so sauber abgewaschen hatte, daß sie durch ihre Poren neu aufathmen konnten.

Als sie jenseit des Waldes ankamen, war der Regenbogen doch noch nicht erreicht; Dorchen wollte jetzt umkehren, aber Ernst meinte, es könne doch sicherlich nicht mehr weit sein; „gleich hinter dem jungen Buchenwäldchen auf der andern Seite der Weide."

Sie ruhten aus und pflückten einige Blumen; denn sie hatten diese auch gern; dann

ging es wieder über Stock und Stein, obwohl ihre Kleider unten ſchon ganz naß und ſchmutzig waren und ihnen dadurch das Laufen erſchwert wurde. Der zweite Wald war größer, als ſie gedacht hatten, und als ſie endlich aus demſelben hervorkamen, ſchien der Regenbogen noch

Der Regenbogen.

ebenſoweit entfernt zu ſein, wie früher. Dieſe Enttäuſchung war mehr, als unſere kleinen Freunde ertragen konnten. Dorchen brach in Thränen aus. Ernſt wollte zuerſt den Muthigen ſpielen; als er aber bemerkte, daß ſie ſich an einem ihm völlig unbekannten Orte befanden, und bedachte, daß ſie meilenweit durch Wälder gekommen waren, ohne ſich den Weg zu merken,

sank ihm der Muth, und fast hätte ihn die Unruhe und Rathlosigkeit auch zum Weinen gebracht. Aber unser kleiner Mann raffte sich auf. Vor Dorchen sollte er weinen? Er, ein Knabe, vor einem Mädchen? Er, der um ein ganzes Jahr älter war, als sie? Nimmermehr!

Er ging mit sich zu Rathe, was zu thun sei.

Vorerst wollte er nun sehen, ob ein Haus in der Gegend stände. Zu diesem Zweck kletterte er auf einen schlanken jungen Baum, von dem er auf den starken Ast einer alten Buche und in deren Krone gelangte. Der Regenbogen war längst verschwunden. Der Himmel hatte sich wieder mehr bewölkt, und die Sonne mochte auch schon untergegangen sein. Ernst konnte weit und breit keine Spur einer menschlichen Wohnung entdecken. Als er wieder unten bei der weinenden Schwester stand, beschlich ihn eine unsägliche Beklommenheit, denn er sah ein — woran Dorchen wohl noch nicht gedacht hatte—, daß sie die Nacht im nassen Walde würden zubringen müssen, jedem Wetter, dem Hunger und der Gefahr von Bären und Wölfen ausgesetzt. Er suchte Dorchen zu trösten, bereitete ihr am Fuße jener Buche einen Sitz aus einem vom Blitz abgeschlagenen Aste, und suchte dann etwas Eßbares, da er peinigenden Hunger fühlte.

Glücklicherweise fand er einige wilde Kirschen-, Pflaumen- und Holzapfelbäume, und vor Zufriedenheit über seinen Fund vergaß er fast seine Lage, als er mit dem Hut voll Früchte zu Dorchen kam. Nachdem ihre sonderbare Mahlzeit vorüber war, gingen sie eine Strecke in den Wald zurück in der Richtung, aus der sie glaubten, gekommen zu sein; indessen bemächtigte sich ihrer in der zunehmenden Dämmerung eine solche Angst, daß sie endlich stehen blieben und bitterlich weinten.

Da fielen ihre Blicke auf einen großen, abgestorbenen Baum, der unten eine weite Höhlung zeigte. Ernst untersuchte sie und fand, daß sie, vom Regen abgewendet, ganz trocken geblieben war. Er ließ nun zuerst Dorchen darin niederkauern, dann stieg er selbst hinein. So waren sie wenigstens gegen das Wetter geschützt, wenn es, wie es drohte, wieder losbrach.

Eine kurze Zeit fühlten sie sich nun verhältnißmäßig behaglich, ja fast glücklich; aber Dorchen überfiel bald wieder die Angst vor wilden Thieren, und Ernst, ein erfinderischer Kopf für sein Alter, trug eine Anzahl starker Aeste zusammen, die er nachher von Innen mit Bast kreuzweise übereinander so befestigte, daß sie in Gestalt eines Gitters eine ziemlich gute Schutzwehr abgeben konnten. Dann stemmten beide Kinder ihre Füße dagegen und schliefen bald vor Müdigkeit ein.

Sie hatten jedoch nicht lange geschlafen, als sie durch einen Vorgang aufgeweckt wurden, der ihnen das Blut in den Adern stocken machte. Zwischen ihren gegeneinander gewendeten Gesichtern fühlten sie einen haarigen Körper rasch emporsteigen, dazu hörten sie ein Kratzen, wie von den Klauen eines Thieres, an der Rückwand des Baumes. Im ersten Schreck dachten sie nicht anders, als, es sei ein Bär, und ihr letztes Stündlein habe geschlagen. Die große, weiche Bürste bewegte sich aber schnell nach Oben, und bald hörten sie auch das Kratzen höher und höher steigen, dann wieder außen am Baume herunterkommen und verschwinden. Wahrscheinlich war ein junger Waschbär (Raccoon, wissenschaftlich: Procyon lotor) durch ihr Eindringen in den Baum in dem untersten Theil seiner Höhle überrascht worden, und derselbe hatte nur gewartet, bis sie sich nicht mehr regten, um seine Flucht zu bewerkstelligen. Ob der Hauswirth oder die Einquartirung dabei die größte Angst ausgestanden hat, wird wohl nie an den Tag kommen.

Die Geschwister schliefen wieder ein, und bald fingen sie an, zu träumen. Sie glaubten, zu Hause zu sein. Es war Abend. In der Ferne hörten sie erst leise, dann immer deutlicher die Glocken der heimkehrenden Rinderheerde. Von einer andern Seite näherte sich das Gebell der Hunde, mit denen Vater und Brüder auf die Jagd ausgezogen waren. Plötzlich fiel ein Schuß, der sie jählings erweckte und zum Bewußtsein ihrer wirklichen Lage brachte. Indem sie durch das Gitter blickten, gewahrten sie im Walde dunkle Gestalten, die theils Feuerbrände

trugen, theils mit Kuhglocken läuteten, und einige Hunde, welche eifrig hin und her liefen, als suchten sie eine Fährte. Das war Alles so seltsam, daß sie noch immer zu träumen glaubten, bis plötzlich ihr lieber Spielkamerad, der treue Haushund Kastor, mit lautem Freudengebell an ihrem Gitter emporsprang, und darauf die Leute im Walde herbeigelaufen kamen. Nun wußten Ernst und Dorchen, wie sie zu ihrem Traum gekommen waren. Welche Freude sie empfanden, als ihr guter Vater sie mit Zärtlichkeit in seine Arme schloß, läßt sich besser denken, als beschreiben.

Man gab ihnen Speise und Trank, und nachdem sie auf ein Pferd gehoben waren, machte sich die ganze Gesellschaft auf den Heimweg. Zuvor wurden aber noch nacheinander dreimal zwei Flintenschüsse abgefeuert, das verabredete Signal für die im Walde zerstreuten Männer, sich zu sammeln. Von allen Seiten kamen jetzt Leute herbei, so daß der Zug zuletzt aus mehr als hundert Personen bestand.

Auf dem Heimweg erfuhren unsere kleinen Abenteurer, wie sich Alles zugetragen hatte.

Sie waren natürlich am Abend vermißt worden; als es immer später ward, und sie noch nicht kamen, bestiegen Vater und Brüder die besten Pferde und benachrichtigten alle Ansiedler zehn Meilen in der Runde von dem Vorfall. Diese versahen sich mit Fackeln, Kuhglocken und Flinten, sammelten sich zuerst, um einen Plan zu verabreden und zogen zuerst nach Osten aus, glücklicherweise also in der rechten Richtung. Die Hunde ließ man die Kleidungsstücke, welche die Kinder am Vormittag abgelegt hatten, beschnüffeln, um sie die Fährte suchen zu lassen. Die letztere war aber durch den gegen Abend nochmals eintretenden Regen so verwischt worden, daß man Anfangs an dem Erfolg dieser scharfsinnigen Maßregel zweifelte. Kastor aber, der sich vollkommen dessen bewußt schien, was vorging, war unermüdlich und lief in langen Zickzacklinien hin und her, bis er an den ersten Wald kam, wo er nach kurzem, eifrigem Suchen anhielt, den ausdrucksvollen Kopf gegen die nachfolgenden Männer umwandte, ein scharfes Gebell vernehmen ließ und dann pfeilschnell, die Nase dicht am Boden, dahinschoß, oft wieder zurückkehrte, als ob er den Männern Vorwürfe über ihre Langsamkeit machen wollte, und dann wieder der Spur nacheilte.

Der weitere Verlauf der Sache ist bekannt.

Ernst und Dorchen verfielen, zu Hause angekommen, in ein heftiges Fieber. Als sie nach mehrwöchentlichem Krankenlager beinahe genesen waren, erhielten sie Besuch von einem Vetter aus der Stadt, dem von ihrem Abenteuer und ihrer Krankheit geschrieben worden war. Er brachte einige einfache physikalische Apparate mit und unterhielt sie während seines mehrwöchentlichen Besuches mit Experimenten, die ihnen bald klar machten, warum sie den Regenbogen nicht erreichten und nie hätten erreichen können. Die Sonne stand zu jener Zeit *hinter ihnen* und sandte ihre Strahlen über sie hinweg zu den, in gewisser Entfernung *vor ihnen* in der Luft befindlichen Wasserkügelchen; in diesen Wassertröpfchen wurden die Strahlen dann so gebrochen (abgelenkt), daß sie die Augen der Geschwister trafen. Als diese ostwärts vorliefen, fand derselbe Vorgang in einer ebenfalls weiter östlich befindlichen Schicht von Wasserkügelchen statt; und so erschien ihnen der Regenbogen in immer gleicher Entfernung; oder, richtiger ausgedrückt, sie sahen, während sie vorwärts liefen, nacheinander eine beinahe unendliche Anzahl verschiedener Regenbogen.

Ernst und Dorchen haben nie wieder eine Regenbogenjagd unternommen.

Geh, lieber Gast, nicht von diesem Haus,
Ohne dich auszuruhen,
Daß du uns nicht trageſt die Ruh' hinaus
Mit deinen staubigen Schuhen.

Der Weitgereiſte.

Von Julius Sturm.

Klein Männlein zog aus ſeinem Haus
Einſt kühn auf Abenteuer aus;
Ein Dorn als Schwert ihm dienen muß,
Als Helm die hohle Haſelnuß.

Dicht ſtehn die Halme rings umher,
Sich durchzudrängen fällt ihm ſchwer;
Jetzt hat er einen Berg erſchaut,
Ameiſen haben ihn gebaut.

Der kleine Held ſteigt keck hinan,
Die Welt liegt vor ihm aufgethan.
Doch plötzlich fühlt er Stich auf Stich
Und zappelt, haut und ſticht um ſich.

Viel Hunde ſind des Haſen Tod,
Klein Männlein kommt in große Noth,
Es läuft bergab, ſo ſchnell es kann,
Bis es dem ſchwarzen Volk entrann.

Es ſeufzt: „Wie brennt die Sonne heiß!“
Und wiſcht ſich von der Stirn den Schweiß;
Zum Glück ſieht es ein großes Blatt
Und wählt hier ſeine Ruheſtatt.

Doch ſucht es hier vergeblich Ruh,
Denn kaum ſchließt es die Aeuglein zu,
Zerſticht ihm ſchon Geſicht und Arm
Gar jämmerlich ein Mückenſchwarm.

Wie ſich der tapfre Held auch wehrt,
Hier ſchützt kein Helm, hier hilft kein Schwert;
Er flieht; jetzt ſteht er ſtill und lauſcht —
Hat es nicht neben ihm gerauſcht?

O weh! ein neuer Feind rückt an,
Mit ſchwarzem Harniſch angethan;
Ein Käfer iſt's, und Ferſengeld
Giebt vor dem Ungethüm der Held.

Der Schreck hat ihm den Sinn verwirrt,
Der kleine Mann hat ſich verirrt.
Er ſeufzt: „Ach, wär' ich doch zu Haus!“
Und bricht in lautes Weinen aus.

Doch endlich endet alle Noth,
Er kommt, ermüdet bis zum Tod,
Zurück zu ſeinem ſichern Haus
Und ruht von ſeiner Reiſe aus.

Am andern Tag erzählt der Held,
Wie er gewandert in die Welt
Und hoch auf höchſtem Berge ſtand,
Tief unter ſich das weite Land;

Wie er mit Mohren ſiegreich ſtritt,
Doch auch der Wunden viel erlitt;
Wie ihm, als er im Schlaf geruht,
Vampyre ausgeſaugt das Blut;

Und wie ihn in der Urwaldsnacht
Ein Ungeheuer umgebracht,
Wenn er nicht kühn ſein Schwert gebraucht,
Bis es den Odem ausgehaucht;

Und wie er ſich aus frembem Land
Zurück zur lieben Heimath fand.
Und Alles ſtaunt verwundert an
Den kühnen, weitgereiſten Mann.

Winterlied.

Rauhe Tage, friſche Herzen!
Ueberall an Thür und Haus
Hängt der Froſt die ſtarren Kerzen —
Ei, was macht ein Bub' ſich draus?

Rauhe Tage, frohe Kinder!
Nur kein wimmernd Weh und Ach!
Sauſt der Schneewind, nur geſchwinder
Sauſen wir ihm munter nach.

Hei, das iſt ein luſtig Leben,
Winkt der Schnee und blitzt das Eis;
Hart gefroren, blank und eben
Iſt die Bahn, man fährt ſich heiß.

Feſt nur halt' dich; ſieh', ſchon fliegen
Wir im ſturmgeſchwinden Schritt;
Selbſt der Hofhund: Vor Vergnügen
Bellt und läuft er wacker mit!

Wiets Regenschirm

oder

Das kluge und das dumme Mäuschen.

Aus der Briefmappe des Onkel Karl.

Milwaukee, den 19. August 1877.

Liebe Laura!

Soeben komme ich mit Mama und Papa von „Lüddemanns Farm am See" zurück, wo wir mit vielen lieben Bekannten einen herrlichen Tag verlebt haben. Ich bin durch all' das Erlebte in eine so glückliche Stimmung versetzt worden, daß ich nicht umhin kann, an Dich zu schreiben, und auf diese Art Dir etwas von meinem Glück mitzutheilen. Ganz besondern Eindruck machte auf mich eine kleine Geschichte, die uns Großmütterchen erzählte, als wir Kinder uns an einem recht lauschigen Plätzchen auf dem Rasen um sie her niedergelassen hatten. Ich will versuchen, sie Dir so genau wie möglich wiederzuerzählen:

„Seht ihr die kleine, schattige, mit Farrnkräutern und Blumen dicht bewachsene Schlucht, die dort unten in die größere einmündet? Nun, dort wohnen in kurzer Entfernung von einander zwei Mäuschen, von denen das eine Wiet, das andere Miep heißt. Sie waren fast miteinander aufgewachsen, aber in ihren Neigungen und Gewohnheiten schon als Mauskinder grundverschieden gewesen. Wiet war von jeher fleißig und seinen Eltern aus freiem Willen und Herzensgüte ein folgsames Kind gewesen, während Miep den seinigen durch Ungehorsam und Leichtfertigkeit manchen Kummer verursacht und sich selbst nicht selten in Gefahren oder Unannehmlichkeiten gebracht hatte. Jetzt, da sie erwachsen sind und für sich selbst sorgen müssen, zeigen sich die Folgen ihrer verschiedenen Lebensart oft recht deutlich, ohne daß aber Miep sich bis jetzt viel gebessert hätte.

Als vor zwei Wochen die lieben Lehrer und Lehrerinnen — aus allen Theilen des Landes versammelt, um den achten deutsch-amerikanischen Lehrertag abzuhalten und sich darüber zu berathen, wie sie euer Wohl, ihr Kinder, am besten fördern könnten — ihren Ausflug hierher machten, da war das Wetter so prächtig, daß sich alle Welt hinaus sehnte in's Freie und Niemand gern in den dumpfen Häusern blieb, wenn er nicht mußte. Auch unsere kleinen Grauröckchen kamen aus ihren Verstecken hervor und freuten sich des heitern Sonnenscheins, der verstohlen durch das dichte, grüne Laubdach hindurch blitzte. Sie merkten bald, daß große Gesellschaft da war, und nun kannte die Neugier und Flatterhaftigkeit Mieps keine Grenzen mehr. Bald war er in der Sommerküche, bald im Speiseraum, dann wieder unter dem Bretterboden, auf dem Turnlehrer Brosius mit seinen Schülern und Schülerinnen Turnübungen vorführte, oder sogar auf dem Rasen zwischen den Spaziergängern und spielenden Kindern, wo ihn unser Knirps, der Rattenfänger, beinahe erwischt hätte. So trieb er es den ganzen Tag, genoß Kuchen und andere Leckereien im Ueberfluß und kehrte erst spät Abends todtmüde und übersättigt nach Hause zurück. Wiet hingegen hatte zwar auch den wunderschönen Sommertag genossen, aber sich mit seiner gewöhnlichen, kräftigen Hausmannskost begnügt und verständiger Weise einen Theil der Zeit dazu benutzt, um einen Vorrath von Eicheln und anderen Speisen zu sammeln, eingedenk des ihm von seinen Eltern eingeprägten Sprüchworts: ‚Bei Sonnenschein muß man für Regentage sorgen.'

Als Miep auf dem Heimweg an Wiets Wohnung vorüberkam, erzählte er letzterm von all' den Herrlichkeiten oben auf dem Festplatz und belächelte wohl gar die bescheidene Zurück-

gezogenheit und Genügſamkeit, in der Wiet lebte. Dieſer dachte aber bei ſich im Stillen: ‚Hochmuth kommt vor dem Falle‘ und ‚Wer zuletzt lacht, lacht am beſten‘.

Endlich trennten ſie ſich und legten ſich auf ihren weichen Moosbettchen zur Ruhe.

Während der Nacht zogen ſich ſchwere Wolken zuſammen und am andern Morgen begann es in Strömen zu regnen, ſo daß bald ein reißender Strom die ſonſt trockene Schlucht

Wiets Regenſchirm.

unwegbar machte. Wiet freute ſich jetzt, daß er ſo vorſorglich Speiſevorrath eingelegt hatte. Als der Regen etwas nachließ, kam er hervor aus ſeinem Neſte und verzehrte ſein Frühſtück unter einem großen Pilz, der dicht dabei ſtand und einen vortrefflichen Regenſchirm machte. Als das Unwetter mit neuer Heftigkeit losbrach, zog er ſich wieder in ſein ſchützendes Neſt

zurück. Zwei Tage und Nächte dauerte das schreckliche Wetter noch. Am dritten Morgen ging Wiet aus, um seinem Kameraden Miep einen Besuch zu machen. Als er aber an den Eingang zu dessen Nest gelangte, erschrak er gar sehr, da er leises Wimmern vernahm. Nachdem er den Boden rings umher vorsichtig mit seiner rüsselartigen Nase beschnuppert und sich so vergewissert hatte, daß nicht irgend ein Feind den Miep überfallen hatte, ging er hinein und fand diesen in einem jämmerlichen Zustand. Miep war in Folge seiner Unmäßigkeit im Genuß von Kuchen und Braten in der Nacht so krank geworden, daß er sein Nest nicht verlassen konnte, und da er nicht wie sein Kamerad für solche Fälle vorgesorgt hatte, so mußte er die zwei Tage und Nächte bis zu Wiets Besuch von Schmerzen gepeinigt und durch Mangel an Nahrung entkräftet zubringen. Es würde um ihn geschehen gewesen sein, wenn sein Freund nicht gerade noch zu rechter Zeit gekommen wäre und ihn genährt und gepflegt hätte, bis er wieder genas.

Wiet fühlte durchaus keine Schadenfreude, aber er hoffte, Miep würde sich die gemachte bittere Erfahrung zu Herzen nehmen und künftig nie wieder so dumm und leichtsinnig in den Tag hinein leben."

Als Großmütterchen mit der Erzählung zu Ende war, blieben wir Kinder alle „mäuschenstill", denn Jedes von uns fragte sich, ob es nicht auch zuweilen in den Fehler verfiel, der dem Miep beinahe das Leben gekostet hätte, und wir nahmen uns vor, uns den fleißigen, bescheidenen, bedächtigen und herzensguten Wiet zum Vorbild zu nehmen.

Und nun, meine liebe Freundin, muß ich Dir „gute Nacht" wünschen. In der Hoffnung, daß Du mich bald durch ein Briefchen erfreuen wirst, schließe ich mit herzlichen Grüßen an Dich, Deine lieben Eltern und Geschwister und verbleibe, wie immer,

Deine treue Freundin

Thusnelde.

Autobiographie eines Grashalmes.

Von **Toni.**

Die Blumen, die niedlichen Kinder der Natur, erzählen so oft ihre Lebensgeschichte, warum sollte ich kleiner Grashalm nicht auch einmal von mir erzählen?

Es war noch kalt und rauh, als der Säemann uns kleine Körnchen in die Erde streute, mit Erde bedeckte, und dann uns selbst überließ; doch es dauerte nicht lange, da platzte das Körnchen, in dem ich wohnte, ich guckte als winziges Keimchen in die Welt hinaus, ein Sonnenstrahl küßte mich bei meinem Erwachen, überrascht schaute ich mich um; da fand ich, daß ich in Gesellschaft von Tausenden von Grashälmlein in einem Garten unter Bäumen stand. Von Tag zu Tag wurde ich größer, bald bildete ich mit den anderen Hälmchen einen schönen grünen Teppich, zwischen welchem Gänseblümchen und Veilchen standen; auch Rosen und Lilien hatte man zwischen uns gepflanzt, aber die ragten über uns empor und blickten stolz auf die unscheinbaren Hälmchen herab. Wir beneideten jene Rosen und Lilien nicht, wir konnten ja mit ihnen alle Freude theilen, über uns wölbte sich auch der schöne blaue Himmel, uns spendete die Sonne ja auch ihre Strahlen, derselbe Thau erquickte uns, und auch über uns sangen die Vöglein ihre schönsten Lieder. Wohl treten die Menschen auf uns herum, doch wir kleinen verkannten Pflanzen heben immer wieder von Neuem unsere Köpfchen hoch empor; das haben wir doch voraus vor jenen stolzen Blumen. Unsere Wurzeln stehen so fest in der Erde, daß ja auch der Winter, der Feind so vieler Pflanzen, uns nicht tödten kann; wir schlafen und ruhen nur aus, um als erste Frühlingsboten zu erscheinen und den Menschen zuzurufen: „Das Grashälmchen, welches ihr so gering schätzt, kommt immer wieder, euch zuerst im Frühling zu begrüßen!"

Schlechte Beispiele verderben gute Sitten.

Von Edmund Märklin.

Kein Sprüchwort ist wahrer als dieses, und so manche Eltern mißrathener Kinder wissen ein trauriges Lied davon zu singen. Daß aber dies Sprüchwort nicht nur auf vernunftbegabte Menschen anzuwenden ist, sondern auch auf Thiere, das, meine lieben kleinen Neffen und Nichten, wird euch etwas Neues sein. Der Aquarium-Onkel wird euch deßhalb eine wahrhaftige Geschichte erzählen, welche sich vor seinen eigenen Augen zugetragen hat.

Vor Jahresfrist etwa las ich von einem australischen Vogel, der sich bisher redlich genährt hatte von seines Schnabels Arbeit, indem er Samenkörner aufpickte, oder, wenn Schmalhans Küchenmeister war, fleißig nach Insecten und Gewürm schnappte, später aber das Beispiel eines Raubvogels, welcher auf dem Fell eines Hammels sitzend dessen Wolle zerzauste und die Haut wie das Fleisch des Thieres auffraß, nachahmte und endlich derart Lebens- und Nahrungsweise änderte, daß er ebenfalls Räuber und Fleischfresser, ja der Schrecken der australischen Schafheerden wurde.

„Merkwürdig; ist so etwas möglich?" werdet ihr ausrufen. Hab' ich doch dasselbe gesagt, als ich das Buch weglegte. Bald aber sollte ich etwas ganz Aehnliches selbst erleben.

Vor meinem Fenster befindet sich ein mittelgroßes Aquarium, worin neben jungen Weißfischen, Hechten, Sonnenfischen, den winzig kleinen, silberglänzenden Minnows, niedlichen Eidechsen mit gar klugen Aeuglein, zwei munteren Aal-„Babies", kleinen Krebsen, verschiedenen Arten von Schnecken, Fluß-Austern und Wasserspinnen, auch vier allerliebste Goldfischchen sich umhertummelten. Dieselben waren bisher die genügsamsten Geschöpfe, wie sie überhaupt die billigsten Kostgänger von der Welt sind; denn bei einer Ausgabe von einigen Kupfermünzen für Gebäck (crackers) kann man eine hübsche Anzahl dieser Thiere das ganze Jahr erhalten.

Zur Fütterungszeit haschten sie begierig nach dem Backwerk und schwammen munter und guter Dinge einer dem andern nach, wie beim „Hasche-mich"-Spiel; gefolgt von Weiß- und Sonnenfischen umkreisten sie die Felspartie in der Mitte des Aquariums, daß es anzusehen war, wie ein Fischcarousel. Vor Würmern, welche den Kameraden vorgeworfen wurden, hatten sie eine wahre Furcht und mieden schüchtern ihre Nähe. Dieser Zustand der Unschuld währte aber nur so lange, bis zwei junge Schildkröten in dem Wasserbehälter Aufnahme fanden.

Zur Nahrung erhielten die letzteren außer rohem Fleisch auch Fröschchen, welche eben ihre Verwandlung durchgemacht hatten. Obgleich kaum von der Größe eines silbernen Viertelsdollar, faßte die eine, eine sogenannte Schnappschildkröte, diese Frösche geschickt bei den Hinterbeinen, worauf sie anfing, das Fleisch abzulösen und zu verspeisen, eine Arbeit, die sie niemals allein verrichtete; denn Eidechsen und Aale halfen ihr dabei und jagten sich gegenseitig die Beute ab.

Die Goldfische sahen anfangs der Sache ruhig zu, tummelten sich, einander nachjagend, im Aquarium umher, besuchten die Höhlen, schlüpften leicht und gewandt in zierlichen Windungen unter den Wasserpflanzen hinweg und trieben ihre Kurzweil zur Freude und zum Ergötzen der Zuschauer.

Aber siehe da! Eines schönen Morgens traf ich meine Tugendmuster in der Gesellschaft der verführerischen Schildkröte, welche eben ihr Frühstück verzehrte, neugierig ein abgefallenes Froschbein umschwimmend, und eins nach dem andern es mit der Schnauze berührend, aber dann schnell sich zurückziehend, als ob sie sich selbst über ihre Kühnheit verwunderten. Den andern Tag dasselbe Schauspiel, nur mit dem Unterschiede, daß meine goldigen Tugendhelden doch etwas an dem Froschfleisch tippten und schmupperten — versteht sich, nur so ein ganz

klein Wenig — bei Leibe nicht mehr! — aber dafür ihre „Crackers" den Spielkameraden überließen. Den nächstfolgenden Tag wiederholte sich Dasselbe. Doch nein, es war nicht mehr Dasselbe! Denn aus meinen schüchternen Lieblingen, die, nachdem sie der bedauerlichen Verführung anheimgefallen waren, die abgefallenen Fleischfasern noch gar behutsam auflasen, waren über Nacht vollendete Taugenichtse geworden; denn ich traf sie eben an, als sie ihrer Ernährerin, der Schildkröte, die Bissen an dem Schnabel wegstibizten. Also nicht blos Leckermäuler, sondern auch Diebe und undankbare Schlingel waren sie geworden.

Aber betrete Eins nur die schiefe Bahn des Unrechts, so geht es rasch abwärts in's Verderben. So erging es meinen Goldfischen, und so geschah es, daß die ursprünglich sanften Thierchen eines andern Morgens selbst auf die Froschjagd gingen und ein armes Fröschlein gar arg zurichteten, indem zwei der Missethäter je eins seiner Beine faßten und auffraßen. Es war ihr letztes Heldenstücklein; denn die verführerische Schildkröte wurde nebst Fleisch und Fröschen anderswohin versetzt, und meine Goldelsen hatten das Nachsehen. Ohne anderweitige gerechte Strafe ging es auch nicht ab; denn die betrogene Verführerin hatte zweien von den Tagdieben die hübschen Schwanzflossen abgenagt, und zwei Stumpfschwänze erzählen jetzt in meinem Aquarium die Geschichte von vier Goldfischen, welche ursprünglich als liebenswürdige und angenehme Gesellschafter gemüthlich ihre Mehlspeise verzehrten, aber, durch schlechte Beispiele verführt, endlich zu Räubern und Mördern wurden und sich dem Fröschefraß ergaben.

Räthsel: Die freundliche Tante.

(75.) Dort geht sie einher in ihrem Kindergarten, still und heiter Ordnung haltend und die losen Gruppen ihrer Zöglinge mit dem Lichte ihres freundlichen Antlitzes verklärend. Ein Theil derselben hat sich zu einem Streifen geordnet, wie zu einem Marschirspiel. Sie sind von der verschiedensten Größe. Manche tragen rothe, andere blaue, wieder andere gelbe, die übrigen weiße Gewänder, alle von tadelloser Reinheit und wunderbarem Glanze. Sie behandelt alle mit gleicher Liebe, und wenn sich auch zuweilen einmal eine Wolke auf ihrer Stirn zeigt, so pflegt dieselbe selten lange zu verweilen, und bald blickt sie mit der gewohnten Heiterkeit um sich. Sie schilt nicht, zeigt nur Jedem seinen Weg und verläßt sich darauf, daß er auf demselben bleibe. Wie manche böse That hat sie nicht durch ihren Blick verhindert, wie manchen verirrten Wanderer in die rechte Bahn zurückgeleitet! Die Möpse sollen ihr nicht gewogen sein und sie bisweilen anbellen. Sie aber kümmert sich nicht darum, sondern geht ruhig ihres Weges und gibt dadurch den Kindern ein gutes Beispiel. Ihre Uhr geht jeden Tag um eine Stunde zu spät, und sie scheint es nicht zu wissen, denn sie kommt täglich eine Stunde später. Wer mag wohl die gute Tante sein, und wie heißen ihre Zöglinge?

Mach's ebenso.

Von Enslin.

Die Sonne blickt mit hellem Schein
So freundlich in die Welt hinein.
Mach's ebenso,
Sei heiter und froh!
Der Baum streckt seine Aeste vor,
Zur Höhe strebt er kühn empor.
Mach's wie der Baum
Im sonnigen Raum!

Die Quelle springt und rieselt fort,
Zieht rasch und leicht von Ort zu Ort.
Mach's wie der Quell
Und rege dich schnell!
Der Vogel singt sein Liedchen hell,
Freut sich an Sonne, Baum und Quell.
Mach's ebenso,
Sei heiter und froh!

Wie Karl der Große seine Höflinge kurirt.

Von Ludwig Bauer.

Carolus, der Held, der mit mächtiger Hand
Den Scepter schwang über's deutsche Land,
War, ob ihn umstrahlt' auch die Kaiserpracht,
In Brauch und Sitte, in Speis' und Tracht
Gar schlicht und bescheiden.
Indeß seiner Höflinge prunkende Schaar
Stolzirt' in fremdem Flitter sogar,
In Sammt und in Seiden!

Deß zürnte der mächtige Kaiser und schwur:
„Für euer Gebrest weiß ich wirksame Kur;
Ich werd' euch die welsche, die weibische Sucht,
Der deutschen Sitte nicht würdig und Zucht,
Bald gründlich verleiden!
An züchtigen Frauen kaum mag ich, trau'n!
Doch nimmer an Männern solch' Prunkwerk schau'n
Von Sammt und von Seiden."

Da lud er zu lustigem Waidwerk sie ein.
Sie kamen im leuchtenden Frührothschein;
Der Kaiser sie mild und huldreich empfing.
Ein Wolfspelz um's Lederkoller ihm hing,
Ganz schlicht und bescheiden;
Doch sie, sie zogen gar schmuck auf die Birsch,
Zu hetzen den Eber, zu jagen den Hirsch
In Sammt und in Seiden!

Im Walde ritt er Allen voran,
Bald ließ er die breite, betretene Bahn,
Bald ging es „Hopp, Hopp!" hin über die Schlucht,
Wo schäumend der Waldbach den Pfad sich sucht,
Ueber Moorland und Halden,
Durch Dornengestrüpp, über Hecken auch:
Mit bunten Fetzen bald prunkte der Strauch
Von Sammt und von Seiden!

Und ehe der Tag noch geendet den Lauf,
Zog drohend ein schwarzes Wetter herauf,
Der Regen in mächtigen Strömen floß.
Da kehrte nach Hause der Höflinge Troß,
Nicht sehr zu beneiden;
Der Kaiser gar munter, doch hinterher
Die Aermsten, die Kleider vom Regen so schwer,
Von Sammt und von Seiden.

Daheim in der Hofburg drauf ging es zum Mahl,
Es sprach der Kaiser: — sie hörten's mit Qual! —
„Das war ein fröhliches Jagen heut,
Wie sich's ziemet für mannliche Jägersleut;
So mag ich es leiden!"
Und Keiner hat später die Edlen geseh'n
Zu Hofe, geschweige zum Waidwerk geh'n
In Sammt und in Seiden!

Hen und Ben.

Ein Märchen, für die amerikanische Jugend bearbeitet von **Onkel Karl.**

Motto: Märchen noch so wunderbar,
Dichterkünste machen's wahr.
(Göthe.)

Ganz am Ende einer, an einem Ausläufer der Cumberland-Gebirge in Kentucky gelegenen deutschen Ansiedlung, in einem kleinen Hause wohnte eine arme Wittwe mit ihrem Sohne. Der letztere hieß eigentlich Heinrich, aber die Leute nannten ihn Hen, weil in jener Gegend alle Heinriche Henry, abgekürzt Hen, genannt wurden. Die arme Wittwe ging den Tag über auf Arbeit, und Hen war zwar des Morgens ganz früh auf einige Stunden in der Schule, aber den größten Theil des Tages hütete er die Truthühner des reichen Farmers Konrad Sturm, welcher die Zucht dieser Geflügelart im Großen betrieb.

Die Weide war eine große Wiese, auf der einen Seite von einem Flusse, auf der andern von einem Walde begrenzt, und Hen hatte seinen Platz meistens am Rande des Waldes im kühlen Schatten der alten Eichbäume, weil er von da aus seine Schützlinge gut übersehen konnte. Neben ihm lag sein treuer Hund Pollo, der nach dem Sonnengott Apollo getauft, sehr klug war und ganz von selbst die Ordnung unter den Thieren aufrecht erhielt. Wollte etwa eines über den Steg nach der andern Seite des Flusses gehen, um dort spazieren zu gehen, so litt er das durchaus nicht, sondern schoß wie ein Pfeil über die Wiese hinüber und trieb den Flüchtling wieder herüber, so daß Hen also eigentlich ein ganz bequemes Hirtenamt und in Folge dessen viel Langeweile hatte.

Der Lehrer hatte zwar befohlen, daß er sein Lesebuch und seine Rechentafel mit hinausnehmen sollte, aber er konnte doch nicht immer lesen und rechnen, zumal er das Buch wohl schon hundertmal durchgelesen und seine Exempel so genau einstudirt hatte, daß er fast ebenso gut las und rechnete, wie der Lehrer selbst.

Da kam nun Hen in seiner Einsamkeit auf allerlei Erfindungen. Zuerst machte er sich, weil er gern die Töne des Spottvogels nachahmen wollte, eine sehr schöne Flöte aus einem Weidenstock, den er so lange leise klopfte, bis er ihm mit Leichtigkeit die Haut über die Ohren ziehen konnte; darauf steckte er oben in die Röhre einen kleinen Pflock hinein, von dem er vorher der Länge nach ein Stückchen abgeschnitten hatte; sodann schnitt er von dem Pflock und der Röhre ein weiteres Stück schräg ab, so daß ein Mundstück herauskam; endlich machte er einige kleine Löcher in die Röhre und steckte nun unten auch einen längeren Pflock hinein, den er wie ein Posaunenbläser beim Blasen mehr oder weniger herausziehen konnte. Dazu fingerte er auf den Löchern herum, während er oben in das Mundstück hinein blies, und machte nun eine so schöne Musik, daß Pollo ganz erstaunt zuhörte und die „Turkeys" neugierig herbeikamen, da sie alle musikalisch waren.

Aber das feinste musikalische Gehör hatte doch Pollo, denn wenn Hen das hohe Fis blies, dann sah der Hund ganz gerührt gen Himmel und begann so erbärmlich zu heulen, als ob er zu der Musik singen wollte; das Heulen ging schließlich in ein lautes Bellen über, namentlich wenn Hen mit dem Stocke drohte und sich die Störung verbat. Bei dem Bellen fingen die Truthühner an zu kollern und zu schreien, und es entstand ein solcher Lärm, daß Hen die Flöte absetzen und die Ruhe herstellen mußte.

Uebrigens hatte die Flöte noch einen andern Fehler, denn wenn sie trocken wurde, so wollte sie nicht mehr blasen, und Hen mußte darum alle Tage eine neue machen. Er sann deßhalb über eine bessere Erfindung nach, und so erfand er eine viel schönere Flöte aus Hollunder und endlich sogar eine aus hartem Holze, welches er mit vieler Mühe und großer

Ausdauer ausbohrte. Jedoch auch bei dieſer verbeſſerten Flöte heulte Pollo, wenn das hohe Fis daran kam, und deßhalb dachte Hen über ein ganz anderes Inſtrument nach.

Da fiel ihm die Geige ein, mit welcher der Lehrer den Geſang in der Schule zu begleiten pflegte.

Hen war ein geſchickter Junge, und wenn das Unternehmen auch ſchwer war, ſo entſtand doch bald unter ſeinen Händen ein Ding, welches der Geige des Lehrers ziemlich ähnlich ſah. Bretter und Leim gab ihm der gutmüthige alte Tiſchler; zu Saiten nahm er Pferdehaare und gewichſten Bindfaden, und auch den Fidelbogen ſtellte er recht geſchickt her.

Pollo.

Nun war die Freude groß; die Griffe ſah er dem Lehrer begierig ab, und als er ſeine Zuhörer am Waldesrand wieder verſammelt hatte, machte er die erſten Striche.

Ach! das klang ihm ſo herrlich in der ſchönen friſchen Waldesluft, viel ſchöner als des Lehrers Geige in der niedrigen und dumpfen Schulſtube, und Pollo konnte dies neue Inſtrument auch ganz ruhig mit anhören, weil es viel ſanfter klang, als die ſchneidende Flöte mit den hohen Fis.

Als Hen an einem Sonntag-Nachmittag ſeine Geige nach Herzensluſt ſtrich, ſtand plötzlich der Sohn ſeines Brodherrn, des Konrad Sturm, neben ihm. Der junge Sturm hieß mit

Vornamen Benjamin; weil aber in dortiger Gegend alle Benjamine Ben genannt wurden, so hieß der Junge auch Ben.

Ben hörte ganz erstaunt das Geigenspiel mit an und fragte, ob er nicht mitspielen dürfe, denn er war ein artiger Junge und gegen arme Kinder gar nicht so barsch und stolz, wie viele Kinder reicher Leute; das kam aber daher, weil sein Vater ein verständiger Mann war und seinen Jungen dazu anhielt, jeden andern als gleichberechtigt zu betrachten und zu behandeln.

Also Ben wollte mitspielen. „Ja," sagte Hen, „dann muß ich dir erst eine Geige machen, aber das dauert sehr lange."

Als Ben nun ein sehr betrübtes Gesicht machte, so dauerte das den guten Hen, und er besann sich.

„Halt," sagte er, „wir können doch zusammen spielen," und damit nahm er die Flöte, zeigte dem lernbegierigen Ben die Griffe, und bald spielte dieser ganz leidlich.

„Den einen Ton," sagte Hen, „mußt du nicht spielen, sonst singt Pollo mit, und das klingt ganz erbärmlich," und damit blies er selbst zur Probe das hohe Fis, und Pollo setzte sich sofort auf die Hinterbeine und sang, daß es einen Stein hätte erweichen können. Da schlug Ben vor, das Loch, aus dem das hohe Fis kam, zu verstopfen, und Hen dachte: „Der ist noch klüger als ich," und so wurde das Loch zugeklebt.

Jetzt begannen die beiden kleinen Musikanten zusammenzuspielen, und je mehr sie spielten, um so höher schlugen die jungen Herzen, und um so heller und reiner kamen die Töne aus den unvollkommenen Instrumenten.

So ging das viele Tage. Ben kam, sobald es drei Uhr schlug, auf die Wiese hinaus, und dann wurde musicirt. Am liebsten spielten sie die Lieder, welche in der Schule gesungen wurden, und Hen kam bald so weit, daß er die zweite Stimme zu der Flöte spielte, was dann immer sehr schön klang.

Eines schönen Tages, es war gerade am Abend vor dem 4. Juli, spielten sie das schöne vaterländische Lied "Red, White, and Blue." Hen sang dazu mit heller, reiner Stimme:

"O Columbia, the gem of the ocean,
The home of the brave and the free,
The shrine of each patriot's devotion:
A world offers homage to thee.

'Thy mandates make heroes assemble,
When liberty's form stands in view;
Thy banners make tyranny tremble,
When borne by the red, white, and blue."

Dabei liefen den beiden Kindern die hellen Thränen der Freude und Rührung über die Wangen, und es erfaßte sie eine Stimmung, wie sie dieselbe kaum jemals empfunden hatten.

Es war ein warmer, schöner Sommerabend, das Sonnenlicht zitterte in dem jungen Laub der Eichen, und die kleinen Vögel sangen so lieblich, daß es war, als ob sich der Himmel, von dem die Menschen träumen, schon auf die Erde herniedergelassen hätte.

„Hörst du wohl den Spottvogel?" fragte Ben, „ich glaube, der macht noch bessere Musik, als wir." Hen meinte: „Ja, das ist gewiß wahr, aber wenn wir nur eine bessere Geige und Flöte hätten, so spielten wir auch schöner, als jetzt."

Da flog der kleine „Mocking-Bird" ganz nahe zu ihnen auf einen Ast und begann zu singen. Laut schmetterte er sein Lied in die reine Luft hinaus, daß es durch den Wald wiederhallte, und je mehr er sang, desto mehr hörte man die Melodie des Liedes heraus, welches die Kinder soeben gesungen und gespielt hatten. Zuletzt verstanden die erstaunten Zuhörer sogar Worte, denn das Vöglein sang die letzte Strophe des Liedes. Während des Gesanges schien sich die Gestalt des Vogels ebenso zu verändern, wie die Stimme, und bei

den letzten Worten des Liedes ſchwebte von dem Baum eine kleine, zarte Frau hernieder in einem ſilberglänzenden Gewande mit einer goldenen Harfe im Arme und einem, mit blitzenden Diamanten beſetzten grünen Kranz auf dem goldgelockten Haupte.

Das zarte Weſen, welches kaum eine Spanne hoch war, ließ ſich auf einen Stein dicht vor den erſtaunten Kindern nieder und ſprach: „Ich bin Philomele und wohne ſchon ſeit vielen tauſend Jahren in euren Wäldern. Oft habe ich euer Spiel belauſcht und kenne eure Wünſche. Kommt morgen mit Anbruch des Tages wieder hierher, dann will ich euch eine Freude machen," und damit zerfloß das kleine Fräulein in Luft, das Vöglein ſaß wieder auf dem Baum und ſchmetterte ſein altes Lied. Dann flog es fort, und immer ferner und ferner erſcholl der Geſang, bis er nicht mehr gehört wurde.

Philomele.

Kaum hatte die Uhr am folgenden Morgen die vierte Stunde verkündet, ſo ſtanden Hen und Ben bereits am Waldesrande. Die gefiederte Heerde wurde heute nicht ausgetrieben, denn es war ja Feſttag, und es gab Stallfutter; aber Pollo durfte natürlich nicht fehlen.

Die kleine Sängerin ſaß ſchon auf ihrem Aſte und ſang ihr Morgenlied; dann flog ſie einige Schritte weiter, und die Kinder folgten; immer tiefer und tiefer ging es in den ſchönen, friſchen Wald hinein, bis ſie endlich an einen hohen Felſen gelangten, den ſie früher noch gar nicht geſehen hatten.

Ihre Gefährtin flog auf den Felſen, und die Kinder kletterten den ſteilen Weg hinauf. Der Weg war mühſam und beſchwerlich, aber ſie mußten hinauf; denn ohne Beſchwerden, hatte ihnen der Lehrer oft geſagt, kann man das Große und Schöne nicht erreichen. Endlich waren ſie oben, und da ſtand wieder das wunderſchöne Fräulein von geſtern Abend.

„Ihr habt nun schon eine Probe von eurer Ausdauer und eurem guten Willen abgelegt," sagte die Kleine, „bleibt nun auch standhaft und treu, dann soll euch ein reicher Lohn zu Theil werden," und damit griff sie in die Saiten der goldenen Harfe und sang mit lieblicher Silberstimme:

„Des Sanges Macht bewegt den Stein,
O laß dein Herz nicht härter sein,
Mach' auf das Thor der kalten Brust,
Laß einzieh'n süßer Töne Lust."

Da öffnete sich der harte Felsen, und Philomele stieg den Kindern voran auf einer Treppe von weißen Marmorstufen in die Tiefe. Tausende von Glühwürmchen erleuchteten die Höhle, welche schließlich in einen großen Saal endigte, in welchem gar wunderbare schimmernde Gebilde umherstanden und von der Decke herabhingen. In der Mitte des Saales war ein großes Wasserbecken, aus welchem ebenfalls allerlei Steingestalten herausstiegen, und in welchem herabfallende Tropfen eine wundersame Musik machten.

Jetzt trat hinter den Steingebilden hervor eine große Anzahl kleiner Gestalten, alle mit zierlichen Instrumenten. Da trugen die einen kleine Flöten mit silbernen Klappen, die andern Geigen, wieder andere Harfen, wie Philomele; manche hatten kleine Waldhörner und einige trugen ganz verschieden tönende, silberne und gläserne Glöckchen.

„Das sind diejenigen meiner Geschwister, welche früher den Wald bevölkerten und starben," sagte Philomele, „wir alle kommen einst in dieses Heiligthum, in welchem wir sicher leben vor den Verfolgungen unserer Feinde unter den Menschen und Thieren, und hier können wir ganz und gar unserer lieblichen Kunst leben."

Nun ordnete sich der Zug der kleinen Geister, und im Tacte fortschreitend ließen sie eine herrliche Musik erschallen und einen tausendstimmigen Gesang zum Lobe der Natur, die den Freudenbecher füllt für Alles, was lebt und webt.

Auf dem See in der Mitte des Saales schaukelten sich in Nußschalen ganz kleine duftige Wesen, welche ebenfalls mit ihrem Saitenspiel den Gesang begleiteten.

„Dort auf dem Stein," sagte Philomele zu den beiden entzückten Knaben, „liegen viele Instrumente; nehmt euch ein jeder eines davon und bewahrt dasselbe getreulich, dann wird es euch einst den Lebensweg verschönen."

Hen nahm sich nun eine kleine Geige, deren Bogen kaum so lang war, als eine ganz kleine Stecknadel, und Ben wählte sich eine Flöte aus, welche er kaum mit den Fingerspitzen halten konnte. Eines der kleinen Geschöpfe kam herbei und gab jedem der Knaben eine mit Seide ausgefütterte Nuß, welche man aufklappen konnte, wie einen Kasten; da hinein legten die Kinder die Instrumente und steckten das Geschenk in die Westentasche.

Kaum war dies geschehen, so erhob sich in dem Saale ein großer Sturm, die Wellen in dem See rauschten hoch auf und die Bildsäulen stürzten laut tönend über einander. Hen und Ben fühlten sich von einer unsichtbaren Macht in die Höhe gehoben, immer höher und höher ging ihr Flug bis an die Wolken, so daß sie die Besinnung verloren, dann aber schwebten sie sanft hernieder auf die Erde, und als sie zum Bewußtsein kamen, lagen sie am Rande des Waldes, wo sie sonst zu sitzen pflegten, und da sprang ihnen auch schon der treue Pollo, welcher seiner Pflicht und Gewohnheit gemäß auf seinem Platz geblieben war, mit freudigem Gebell entgegen.

Ganz erstaunt sahen sich die Knaben gegenseitig an, denn das wunderbare Erlebniß umfing sie noch, wie ein Zauber. Beide fühlten einen schmerzenden Druck in der rechten Seite, als sie aber unwillkürlich und gleichzeitig dem Schmerze nachfühlten, bemerkten sie, daß ihre Westentaschen dick angeschwollen waren, daß die kleinen Haselnüsse schon die Größe eines guten Apfels erreicht hatten, und daß sie immer noch wuchsen und gewiß die Westentaschen gesprengt hätten, wenn sie nicht schleunigst herausgenommen worden wären.

Kaum lagen die großen Nüsse neben den Knaben auf der Erde, so dehnten sie sich aus zu einem großen Violinkasten und einem Flötenkasten, aus dem nun die Kinder eine kostbare, mit Elfenbein ausgelegte Geige und eine silberbeschlagene Flöte herausnahmen.

Wer beschreibt das Glück und die Freude unserer kleinen Musikanten? Einige Striche über die Geige und einige Probetöne auf der Flöte belehrten die feinhörenden Kinder, daß sie es mit ein Paar Prachtinstrumenten zu thun hatten, und Pollo, welcher sich schon wie ein Knäuel zurecht gelegt hatte, um ein bischen zu schlafen, sprang sogleich beim Erklingen der Töne empor und horchte aufmerksam.

„Wir wollen einmal probiren," sagte Ben. „Ja wohl," erwiderte Hen mit einer Stimme, welche vor Freude zitterte, „stimm an, lieber Freund, das liebe Lied, welches uns die kleine Tante Philomele so schön vorgesungen hat." Und nun erklang das schöne Lied durch den Wald, daß alle Vöglein still wurden, der frische Morgenwind sich legte, und die Bäume gar nicht mehr rauschten.

Heiße Thränen vergossen die Knaben, und dem Hen, welcher singen wollte, blieben die Worte in der Kehle stecken. Pollo saß vor den beiden Musikanten, er hatte das Haupt auf die Seite geneigt, und auch aus seinen treuen Augen perlten die Zähren in das duftige Gras. „Nun," sagte Ben, „wollen wir aber auch einmal etwas Lustiges spielen, denn der Morgen ist so schön und mein Herz ist so fröhlich." „Wohlan," sagte Hen, „also den lustigen ‚Yankee Doodle'; " den hatten sie nämlich auch schon eingeübt.

Nun ging es los. Da begannen alle Vögel fröhlich zu singen, die Bäume schwankten hin und her und rauschten, und Pollo stellte sich, was er noch niemals gethan hatte, auf die Hinterbeine und tanzte, wie rasend, auf der Wiese umher, daß ihm die Zunge weit aus dem Halse hing. Je mehr die Kinder spielten, desto lebhafter betheiligte sich die ganze Natur an der Musik, und Pollo tanzte und schaffirte unaufhörlich. Als die Instrumente schwiegen, fiel Pollo wie todt in das Gras und streckte erschöpft alle Viere von sich.

Da merkten die beiden Musikanten, welcher Zauber in ihren Instrumenten lag, und gingen Arm in Arm hochbeglückt nach Hause, um bei dem Aufzuge der Ansiedler und bei der Festrede zugegen zu sein.

Die Feier sollte mit einem Chorgesang von Männern und Frauen eröffnet und geschlossen werden; aber der Lehrer, welcher den Gesang leiten sollte, war plötzlich erkrankt; die Sänger sahen sich verlassen und waren unschlüssig, was sie thun sollten. Unsere beiden Musiker hatten das Lied, welches gesungen werden sollte, oft gespielt und eingeübt; unaufgefordert traten sie in den Kreis und fingen an, die Melodie des Liedes zu spielen. Alle Anwesenden lauschten; ihre Gesichter verklärten sich, als die harmonischen Töne in ihre Ohren drangen. Gleichsam vom Zauber erfaßt, stimmte der ganze Chor der Männer und Frauen in die Melodie mit ein. Rein und klar hörte man die Töne der beiden Instrumente sich aus der Mitte des Gesanges hervorheben, und als die Musik schwieg und der Chorgesang verstummte, trat der Festredner vor und schilderte die Heldenthaten der Vorfahren, welche im Freiheitskriege im vorigen Jahrhundert den Sieg über die Engländer errungen und die wahre Grundlage menschlicher Freiheit im Staate und im gesellschaftlichen Leben mit ihrem Lebensblut erkauft hatten. Den Schluß der Feier bildete ein Lied, welches die beiden jungen Musiker auf ihren Instrumenten spielten, und welches von dem Chor der Männer und Frauen gesungen wurde. Die Feier war zu Ende, der Farmer Konrad führte an der einen Hand seinen lieben Sohn Ben und an der andern den braven Hen. Die alte Mutter des letztern kam laut schluchzend herbei und umarmte ihr liebes Kind, dessen Neigung zur Musik sie bisher nur für eine Spielerei gehalten hatte. Mutter und Sohn mußten heute mit am Tische des Farmers sitzen, und der sagte, mit dem Hirtenleben sei es nun vorbei, und mit dem Beginn des Winters sollten beide Kinder in eine Stadt gebracht werden, um einen bessern Unterricht in den Wissenschaften und in der Musik zu erhalten, damit sie auch die Regeln der Kunst kennen lernten.

Nachmittags versammelte sich das ganze Dorf auf dem großen Platze unter dem Freiheitsbaum vor dem Schulhause. Da gab es nun fröhliche Spiele, und schließlich wollte man tanzen. Allein es fehlte an der Musik, denn Niemand dachte daran, daß aus denselben Instrumenten, welche heute das Volk mit patriotischen Gefühlen erfüllt hatten, auch heitere Weisen ertönen könnten. Nun stimmten Hen und Ben den lustigen „Yankee Doodle" wieder an, und da war es gerade, als ob die ganze Ansiedlung aus dem Häuschen wäre. Alles hüpfte und sprang, der dicke Fleischer packte den windigen Schneider und drehte sich so schnell mit ihm herum, wie ein Brummkreisel, alle Männer und Frauen tanzten, und mitten zwischen Allen sprang Pollo auf den Hinterbeinen wie besessen umher. Konrad Sturm flog mit Hens Mutter dahin, daß der Staub aufwirbelte. So verging der Nachmittag in fröhlichster Stimmung, und nie war der vierte Juli so zur allgemeinen Zufriedenheit gefeiert worden.

* * *

Viele Jahre waren vergangen. Hen und Ben waren große Musiker geworden. Der Eine gab Unterricht auf der Flöte, der Andere durchzog alle Länder der Erde und entzückte die Welt durch sein Geigenspiel. Nach langer Trennung kamen sie einst am Vorabend des vierten Juli in ihrer Heimath zusammen. Sie gingen hinaus auf die Wiese und setzten sich still nieder am Waldesrande. Pollo, der seinen Herrn nie verlassen hatte, saß wieder vor ihnen, wie in alten Zeiten, und oben auf dem Baume sang die liebe Philomele.

„Habe Dank, du lieber Vogel," sagte Hen, „du meine Lehrerin und Wohlthäterin," und da sang das Vögelein zum letzten Mal mit menschlicher Stimme dasselbe Lied, mit welchem es einst die Kinder begrüßte.

Pferd und Esel.

Esel: „Pferdchen, mir wird die Last zu schwer.
Nimm mir was ab, du gehst ja leer!"
Pferd: „Was? Tragen helfen? Ich danke euer Gnaden,
Bin froh, daß mir nichts ward aufgeladen."
Esel: „Ich falle zu Boden! Ach — lieber — Gaul!"
Pferd: „Nein, nein, Herr Esel, du bist nur faul!"

* * *

Allein der Esel erlag der Last.
Der Treiber drauf in Zorn und Hast
Schlug auf ihn los; doch als er gesehen,
Was mit dem armen Tier geschehen,
Lud er die Bürde dem Pferde auf,
Des Esels Haut noch oben drauf. (E. L.)

Der Knabe und die Nüsse.

Ernst sah einen Krug, der zur Hälfte mit Wallnüssen gefüllt war. Schnell fuhr er mit der Hand hinein und ergriff so viele derselben, als er nur fassen konnte. Aber nun konnte er die Hand nicht wieder durch die enge Oeffnung zurückziehen. — „Laß die Hälfte der Nüsse fallen, mein Junge," sagte Onkel Karl, „und versuche dann, die Hand zurückzuziehen." Ernst that es, und siehe da, jetzt brachte er die Hand mit drei Nüssen heraus. Ergreife nie zu viel, sonst möchtest du gar nichts gewinnen

Vom ſchlafenden Apfel.

Von Robert Reinick.

Im Baum, im grünen Blättchen,
Hoch oben ſich ein Apfel wiegt,
Der hat ſo rothe Bäckchen,
Man ſieht's, daß er im Schlafe liegt.

Ein Kind ſteht unterm Baume,
Das ſchaut und ſchaut und ruft hinauf:
„Ach, Apfel, komm herunter!
Hör' endlich doch mit Schlafen auf!

Es hat ihn ſo gebeten:
Glaubt ihr, der wäre aufgewacht?
Er rührt ſich nicht im Bette,
Sieht aus, als ob im Schlaf er lacht.

Da kommt die liebe Sonne
Am Himmel hoch daher ſpaziert.
„Ach, Sonne, liebe Sonne,
Mach' du, daß ſich der Apfel rührt!"

Die Sonne ſpricht: „Warum nicht?"
Und wirft ihm Strahlen in's Geſicht,
Küßt ihn dazu ſo freundlich; —
Der Apfel aber rührt ſich nicht.

Nun ſchau, da kommt ein Vogel
Und ſetzt ſich auf den Baum hinauf,
„Ei, Vogel, du mußt ſingen,
Gewiß, gewiß, das weckt ihn auf!"

Der Vogel wetzt den Schnabel
Und ſingt ein Lied ſo wundernett,
Und ſingt aus voller Kehle; —
Der Apfel rührt ſich nicht im Bett.

Und wer kam nun gegangen?
Es war der Wind, den kenn' ich ſchon;
Der küßt nicht und der ſingt nicht,
Der pfeift aus einem andern Ton.

Er ſtemmt in beide Seiten
Die Arme, bläſt die Backen auf
Und bläſt und bläſt; und richtig:
Der Apfel wacht erſchrocken auf

Und ſpringt vom Baum herunter,
Grad' in die Schürze von dem Kind;
Das hebt ihn auf und freut ſich
Und ruft: „Ich danke ſchön, Herr Wind!"

Des Märchens Geburt.

Erzählung von Ida Seele.

Es war einmal eine Zeit, wo es noch keine Märchen gab, und die war recht traurig für die Kinder. Damals lebten auch zwei Kinder, die ſpielten mit einander in dem Garten ihres Vaters. Der Garten war voll herrlicher Blumen, die Wege waren mit bunten Steinen und Goldkies beſtreut und glänzten wie die Thautropfen auf den Blumenbeeten. Es gab in dem Garten kühle Gänge, friſche Quellen, Springbrunnen, Bildſäulen aus Marmor, und Ruhebänke. In den Waſſerbecken ſchwammen Gold- und Silberfiſche, in großen Vogelhäuſern flatterten Vögel, und andere Vögel flogen frei umher und ſangen ihr liebliches Lied. Die beiden Kinder ſahen und hörten dieſes alle Tage und es gefiel ihnen zuletzt nicht mehr. Sie ſaßen ſtill bei einander, waren traurig, aber ſie wußten nicht warum. Da trat die Mutter zu ihnen und betrübte ſich darüber, daß ihre Kinder nicht froh waren. Die Mutter ſetzte ſich zu ihnen und fragte ſanft: „Was fehlt euch, liebe Kinder? Es iſt ſo ſchön in dieſem Garten, ihr habt Alles, was euch Freude machen kann, was wünſcht ihr euch noch?" — „Wir wünſchen uns etwas," antworteten die Kinder, „wiſſen aber ſelbſt nicht was." Die Mutter ſchwieg und ſann nach, was wohl die Kinder wünſchen möchten. — „O wäre ich nur ſelbſt wieder ein Kind," ſprach die Mutter betrübt zu ſich ſelbſt, „dann fiele mir

wohl ein, was Kinder froh macht. O kämen doch die goldenen Wundervögel wieder her und brächten meinen Kindern, was sie glücklich macht!" — Da flog plötzlich in den blauen Lüften über sie her ein schöner Vogel, schwebte tiefer und immer tiefer. Die Kinder sahen ihn, die Mutter auch, und wie aus einem Munde riefen sie: „Ach, ein schöner Vogel!" Der Vogel setzte sich auf den Schooß der Mutter und sah die Kinder an, mit Augen, die wie freundliche Kinderaugen glänzten, und doch wagten die Kinder nicht, den Wundervogel zu berühren. Alsbald hob sich der Vogel wieder empor, flog immer höher und höher, bis er endlich ganz verschwand. Mit Staunen sahen sie ihm nach. Aber, o Wunder! Als Mutter und Kinder wieder niederblickten, wie staunten sie da auf's Neue! Auf dem Schooße der Mutter lag ein goldenes Ei, das hatte der Wundervogel gelegt, und es schimmerte wie die schönste Perlmuschel des Meeres. Und die Kinder riefen freudig aus: „O, das schöne Ei!" Die Mutter aber dachte, das schöne Ei müsse in seiner herrlich glänzenden Schale wohl ein Gut enthalten, das die Kinder wieder fröhlich machen könnte. Die Kinder aber konnten sich nicht satt sehen an dem schönen Ei und vergaßen darüber bald den Vogel, der es gebracht hatte. Erst wagten sie nicht, es zu berühren, endlich legte das Mädchen einen Finger daran und sagte: „Das Ei ist warm!" Nun griff auch der Knabe das Ei an und fühlte auch, daß es warm war. Endlich legte auch die Mutter ihre Hand daran, und was geschah da? Die Schale fiel in zwei Hälften auseinander und aus dem Ei kam ein Wesen hervor, wunderschön anzusehen. Es war kein Vogel, kein Schmetterling, keine Biene, und doch hatte es Flügel, bunte Flügel — es war — das Märchen. Nun sah die Mutter ihre Kinder nicht mehr traurig, denn das Märchen blieb immer bei ihnen und sie wurden seiner gar nicht müde. Seit sie das Märchen hatten, wurden ihnen Garten und Blumen, Wälder und Wiesen erst recht lieb, das Märchen gab Allem Lust und Leben, es gab selbst den Kindern Flügel, daß sie weit in der Welt umherfliegen und doch bald wieder daheim sein konnten. — Das ist die Geschichte vom Märchen, welches die beiden Kinder so froh gemacht hat; wenn es aber zu anderen Kindern hinfliegt, dann freuen sich auch diese und haben es so lieb.

Die Märchenerzählerin.

Nach Reinick.

Großmütterchen sitzet am Ofenstein;
Da fliegt das Märchen zum Fenster herein
Und setzet sich auf sie im Nu. —
Das Fensterlein schließet sich zu.

Jetzt schlägt es die Flügel in leisem Schlag; —
Großmütterchen gern wohl erzählen mag,
Was es raunt ihm leise in's Ohr;
Die Enkelchen rücken schon vor.

Da wird es den Kindern andächtig zu Muth,
Und im Schooß die begonnene Arbeit ruht.
Nur die Spindel sachte sich dreht;
Der Mond leis' am Himmel geht.

Die Wanduhr schlägt den zehnten Schlag,
Großmütterchen wohl nun gern ruhen mag;
Schlaft wohl, ihr Enkelein mein,
Um morgen recht artig zu sein.

Scherzfrage.

(76.) Die kleine Anna hörte eine Drehorgel. Flugs lief sie hinaus; denn die kleine Neugierige meinte, sie müßte wohl dabei sein, wenn auf der Straße etwas zu sehen war.

Ehe sie zu dem Drehorgel-Mann hinkam, sah sie einen Hund, zwei Schulknaben, eine Postkutsche, ein Kindermädchen, das einen kleinen Knaben hielt, vier Briefträger und eine alte Frau. Nun sagt schnell, wie viel Leute sie unterwegs traf.

Gustav, der kleine Turner.

Von Ed. Grohe.

„Kinder, freuet euch, heute kommt Onkel Karl wieder und erzählt eine kleine Geschichte.“ — Da klopft es an die Thür. Alle Kinder rufen „herein!“ Onkel Karl grüßt freundlich und sucht, frierend, den wärmenden Ofen. Die Kinder umringen den Onkel und fragen, warum es immer noch so rauh und kalt sei, da es doch schon Frühling wäre? „Ja, ihr lieben Kinder,“ sagt der Onkel, „der Kalender besagt Frühling, denn da steht gedruckt: der Frühling fängt mit dem 22sten März an. Die häufig wechselnden Winde aber, welche die schönste der Jahreszeiten so winterlich machen, arbeiten nach anderen Gesetzen, als der Kalendermacher, welcher die vier Jahreszeiten nach Monaten und Tagen berechnet.“

„Nun, lieber Onkel, setze dich und erzähle uns eine Geschichte.“

„Recht gern, liebe Kinder, aber erst dann, wenn ihr eure Schulaufgaben fleißig ausgearbeitet habt; denn es ist ein frohes Gefühl, seine Pflicht gethan zu haben. Was du heute thun kannst, verschiebe niemals auf morgen. Erst die Arbeit, dann das Spiel.“

„Wir sind alle fertig, Onkel!“

„Nun denn, zur Erzählung:

In einem kleinen Städtchen Deutschlands, unweit des Rheins —.“ Hier fiel die kleine Hedwig fragend ein: „Was ist das: Rhein?“

„Aber Hedwig,“ ließ Bruder Ernst sich hören, „hast du schon wieder vergessen, was uns der Lehrer von den ähnlichlautenden Wörtern — rein, Rhein, Rain, Reihen und reuen gelehrt hat?“

„Ja, ja,“ rief Auguste, „Rhein, der Rhein ist ein großer Fluß in Deutschland, des Vaters und Mutters Geburtsland; ich habe den Fluß auf der Landkarte schon aufgesucht und bald gefunden.“ —

„Ihr müßt,“ ruft der kleine Fritz, „die angefangene Erzählung nicht so unterbrechen.“

„Fragt nur immer, Kinder,“ spricht der Onkel, „denn Suchen und Fragen führt zum Ziele. Lern- und Wißbegierde sind werthvoller, als die edelsten Metalle. — Nun weiter. Also in einer Stadt in Deutschland lebte eine Familie Namens Fischer. Der Vater, ein kleiner Beamter, war vor zwei Jahren gestorben. Die Mutter lebte mit ihrem einzigen, elf Jahre alten Sohne Gustav von den wenigen, übrig gebliebenen Ersparnissen und vom Ertrag ihrer Handarbeit bescheiden in einem kleinen Hause vor der Stadt. An dem Hause befand sich ein kleines Gärtchen, welches in den freien Stunden von den beiden zur Erholung mit Blumen und Nutzpflanzen geziert und sorgsam gepflegt wurde. Es war der freundlichen Mutter Fischer ganzes Bestreben, den fleißigen und folgsamen Gustav alles lernen zu lassen, was zum Fortkommen im Leben nöthig ist.

In diesem guten Vorhaben wurde die Mutter von einem Onkel, welcher eine halbe Stunde von der Stadt entfernt ein Landgut besaß, reichlich unterstützt. Er liebte den fleißigen Neffen gleich seinen zwei Söhnen Robert und Otto, welche beide annähernd in demselben Alter wie Gustav standen. Gustav, der Hauptheld unserer Geschichte, war das Muster eines fleißigen, lernbegierigen, reinlichen, pünktlichen, gehorsamen und höflichen Schülers. Mit solchen guten Eigenschaften begabt, gewann er sich die Liebe und Zuneigung seiner Lehrer, der Mutter, des Onkels und Aller, die ihn kannten. Seine Jugendgenossen wußten den Gustav Fischer hoch zu schätzen; denn er war kein Störenfried, Raufbold und Spielverderber. Er liebte Bewegungsspiele in frischer, freier Luft, und die kurze Spielzeit wurde meistens unter Gustavs

Führung mit Ball-, Reifen- und Laufspielen, ohne daß hierbei die Nachbarn gestört wurden, in der kindlichsten Weise verbracht. Die Zeit des Tages wußte Gustav vortheilhaft einzutheilen. Ein kleines Tagebuch, geordnet nach Tagen und Stunden, gab Rechenschaft über die Benützung der Zeit. Auf dem Titelblatte dieses Tagebuches, welches er immer Abends, vor dem Schlafengehen ordnete, standen die goldenen Worte: ‚Benutze jeden Augenblick, verlorene Zeit kehrt nie zurück.' Auf der ersten Seite stand der Stundenplan der Schule, welcher die Zeit des Vormittags von 8 bis 11 Uhr und des Nachmittags die Zeit von 1 bis 3 Uhr umfaßte. Die übrige freie, verfügbare Zeit regelte Gustav ziemlich genau, und erlitt diese, je nach unvorhergesehenen Vorkommnissen, je nach den Jahreszeiten oder auch Witterungsverhältnissen, einige Abänderung. — „Liebe Kinder," sagte Onkel Karl, „ich wünsche, daß ihr es dem Gustav nachmacht und euch auch ein Tagebuch anlegt. Es ist dieses Buch eine Sparbüchse der Zeit, welche gerade so nützlich wirkt, als die Sparbüchse des Geldes."

„Ja, wir wollen es thun," riefen die älteren, des Schreibens kundigen Kinder, „erkläre uns nur, wie wir es anzufangen haben!"

„Hier nur einige Winke. Da der Tag mit Sonnenaufgang beginnt, und die Morgenstunde Gold im Munde hat (was bedeutet: nach der Ruhe und in der ersten Tagesfrische arbeitet und lernt man am Besten), so fing Gustavs Tagebuch auch mit früher Morgenstunde an. Zuerst nach dem Aufstehen kamen einige kräftige Arm-, Rumpf- und Beinübungen, um bessere Athmung und sofortige frische Munterkeit zu befördern; das war bei ihm das Werk weniger Sekunden; dann folgte eine heilsame Waschung des ganzen Körpers mit kaltem Wasser und Abreiben mit einem recht rauhen Handtuch. Nach der Reinigung kam der Morgengruß an die Mutter, welche bereits in der Küche beschäftigt war. — Merkt also, Kinder, das Tagebuch besagt: 6 Uhr früh: Aufstehen, — Reinigung, — Morgengruß; auch stand das Wort Vogelfüttern darunter. Gustav hatte nämlich einen Canarienvogel, welcher im Winter irgendwo entflohen war, auf dem Dache eines Stalles gefangen, und hierdurch das arme Vögelein vom Erfrieren gerettet, auch dabei Proben besonderer turnerischer Geschicklichkeit abgelegt. Diesem lieben Pflegling, sowie einigen Hühnern widmete er zu ihrer Pflege ebenfalls eine bestimmte Zeit. Die übrige Zeit vor dem Frühstück wurde mit Gartenarbeiten ausgefüllt. Alsdann ertönte der Mutter Ruf zum Frühstück, welches unserm Gustav nach so viel gesunder Körperbewegung ganz vortrefflich schmeckte, gewiß besser, als so manchem Langschläfer, der gähnend aus dem Bette zum Frühstückstische geht. Nach dem Frühstück wurde die Stunde von 7 bis 8 Uhr mit Schulaufgaben und anderen nützlichen Arbeiten zugebracht. Da Gustav von seinem Hause bis zur Schule einen Weg von 800 Schritten zu gehen hatte, so suchte er diese der Zeit nach zu berechnen, indem er ausgefunden hatte, daß er bequem in einer Minute 80 Schritt vorwärts kam und demnach 10 Minuten für den Schulweg brauchte.

Bevor er in die Schule ging, warf Gustav noch einen prüfenden Blick auf seine Schulbücher und seine Kleidung, ob auch Alles in der besten Ordnung sei. Dieser angewöhnten Pünktlichkeit hatte er es zu verdanken, daß er nie in die Verlegenheit gerieth, zu spät in die Schule zu kommen, und er hatte als Belohnung dafür das frohe Bewußtsein, die Zeit immer gut angewendet zu haben.

O, Jugendzeit! O, Jugendzeit!
Du bist ein gold'ner Traum.
Zum Lernen sind' mich stets bereit!
Du fliehst, man merkt es kaum.

Prägt euch diese Strophe in euer Gedächtniß ein und merkt noch nebenbei das alte Sprüchlein: ‚Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr.'"

Alle Kinder lachten herzlich und freuten sich, daß sie nicht Hans hießen.

„Wir verlassen nun Fischers Gustav an der Schule, in welcher er das Bestreben zeigte, in allen Fächern des Lernens sich auszuzeichnen und dieses edle Ziel durch Fleiß und Ausdauer auch erreichte.

Zur selbigen Zeit war in der Schule ein neuer Unterrichtszweig eingeführt, nämlich das Turnen, wofür sich die Kinder lebhaft interessirten. Das Turnen (welches Wort in mehreren Sprachen drehen und bewegen bedeutet) soll die Ausbildung der körperlichen Kraft, Gewandtheit, Leibes- und Geistesfrische bezwecken.

In Gustavs Uebungsbuche für freie Aufsätze stand die Erklärung: ‚Turnen heißt eine jede vom Geiste geleitete Bewegung, welche den Zweck hat, den Leib und dessen Glieder fähiger zu machen.‘ "

„Hast du auch geturnt, lieber Onkel Karl?" fragten die Kinder. „In meiner Schulzeit leider nicht; denn damals glaubte man, Sitte und Anstand dadurch fördern zu können, daß man den Bewegungstrieb, der jedem lebenden Wesen eigen ist, so viel wie möglich zurückhielt. Es war uns Knaben damals selbst das so wohlthätige frische Bad im Freien streng verboten. Die alte Schule hatte nur die geistige Ausbildung im Auge, und was die körperliche betraf, diese suchte sie als störend mit Verboten und Strafen zu belegen und fern zu halten. Wenn durch Uebung und Pflege Pflanzen und Thiere besser gedeihen und veredelt werden, um so eher sollte doch der Mensch, als das edelste Wesen, geistig und körperlich gleichmäßig ausgebildet werden, denn ‚nur in gesundem Körper kann sich ein ganz gesunder Geist entwickeln‘.

Wir wollen nun unsern Gustav auf dem Turnplatze wieder aufsuchen. Bei der Schule befand sich ein großer freier Raum, der geebnet und mit Sand bedeckt war. An der Südseite standen einige Lindenbäume, welche den Platz mit kühlendem Schatten versahen. Die Hälfte des Platzes bot einen freien Raum und diente hauptsächlich für die Turnarten erster Linie, für Ordnungs- und Freiübungen. Dieser Theil des Platzes wurde auch als Spielplatz verwendet, denn auch im kindlichen, geordneten Bewegungsspiel liegt eine kleine Welt verborgen. Der andere Theil dieses Schulturnplatzes war mit einfachen, festen, zweckmäßigen kleinen Gerüsten und Geräthen versehen. Ringsum, an der Einfriedigung, erblicken wir Blumenbeete, Sträucher und einige junge Bäumchen, welche sorgsam von den Schülern selbst gepflanzt und gepflegt werden. — Es gewährte einen prächtigen Anblick, nach einem bestimmten Glockenschlag eine Turnklasse von 60 Schülern, angethan mit leichter Turnkleidung, mit Gleichtritt und Gesang des Liedes ‚Alles neu macht der Mai, macht die Brust so frisch und frei u. s. w.‘ aufmarschiren zu sehen. Es war die Klasse Gustavs, aus Schülern im Alter von 10 bis 12 Jahren bestehend. Auch in diesem Fache zeichnete sich Gustav als der Anstelligste und Geschickteste aus, darum sehen wir ihn als ersten Führer der Abtheilung so wacker dahinschreiten. Heute sagte der Stundenplan eine monatliche Prüfung an, die das Ergebniß im Fortschritte der Einzelnen feststellen sollte. Die Probe-Uebungen waren diesmal Freiübungen, Wetthinken und Laufen, Tau- und Stangenklettern und Weitspringen. Es war eine Lust, die kleinen Turner unter Anordnung ihres Lehrers in der größten Ordnung und Aufmerksamkeit wetteifern zu sehen.

Auch war es eine Freude, die Schüler von der ruhenden, gebückten, sitzenden Stellung, wie sie von den meisten Schularbeiten bedingt wird, erlöst und in Lagen und Stellungen zu sehen, wobei die Lebensorgane, besonders Herz und Lunge, am freiesten ihre volle Thätigkeit entfalten können. Wie wohlthätig muß das Turnen auf den Schüler und auf das ganze Schulleben wirken! Und doch gibt es noch viele Leute, die den Werth der körperlichen Uebungen nicht begreifen, nie das Vergnügen haben kennen gelernt, das sie gewähren, und wohl gar sagen: ‚Ich habe nie geturnt und bin doch so groß und alt geworden!‘

Gustav und viele seiner Mitschüler wußten jedoch die wohlthätige Wirkung des Turnens wohl zu schätzen und vergaßen über der Lust an den Uebungen und Spielen nicht den ernsten Zweck. Bei jeder Uebung konnte man deutlich sehen, daß diese bei ihnen das Produkt des Denkens sei und die Ausführung auch mit der dazu gehörenden Willenskraft geschah. Der Lehrer pflegte oft zu sagen: ‚Willenskraft Wege schafft.‘ Die Wirkungen des Turnens sind leicht ersichtlich und äußern sich am Gange, in Haltung und in edleren Formen. Diese

geregelten Leibesübungen wirken kräftigend auf die ganze Muskulatur und das Nervensystem, bilden die Geistesgegenwart, erhöhen die Herrschaft des Willens über alle Körpertheile, erweitern den Brustkasten und machen den Turner für die verschiedensten Berufsarbeiten gewandter und befähigter. — Nach beendigter Prüfung durchzogen die Turnzöglinge im Tacte eines Marschliedes den Turnplatz, um dann entlassen zu werden.

Nun, liebe Kinder, merkt auf und ahmt dem Gustav nach, von welchem ich jetzt einige Stücklein erzählen werde, die euch zeigen, wie er durch Thatkraft, Muth, Entschlossenheit und Gewandtheit, Eigenschaften, die er größtentheils durch das Turnen unter der Leitung fähiger und auch geistig bedeutender Lehrer gewann, seinen Mitmenschen Dienste leistete und in diesen Fällen das Turnen praktisch verwerthete.

Eines Tages befand sich Gustav auf dem Heimwege aus der Schule. Um eine Straßenecke biegend, sah er plötzlich ein Gespann scheu gewordener Pferde mit einem schweren Lastwagen im schnellsten Galopp ohne Führer daher rennen. Einige Leute suchten mit auffallenden Geberden die zügellosen Thiere aufzuhalten; aber vergebens, denn sie wurden dadurch nur noch scheuer und beschleunigten ihren Lauf. In demselben Augenblicke kreuzte ein kleines, ungefähr drei Jahre altes Mädchen die Straße, erkannte die Gefahr, lief und kam zum Falle. Gustav sprang, schnell entschlossen, mit einigen kühnen Sprungschritten, sich selbst in die größte Gefahr begebend, nach dem liegenden Kinde hin; es zu erfassen und bei Seite zu springen war das Werk einiger Augenblicke; schon im nächsten gingen Pferde und Wagen über die Stelle, wo das Kind gelegen hatte; dieses erholte sich bald von dem Schrecken und kam unbeschädigt nach Hause. Gustav nahm seine Bücher und ging, als wäre Nichts geschehen, still nach Hause. Innerlich aber war er gewiß hoch erfreut, daß ihm die Rettung des Kindes ohne Nachtheil gelungen sei. War das nicht eine That, zu welcher ein rascher Entschluß, Kraft und Gewandtheit gehörte?"

Alle Kinder riefen einstimmig: „Das war gut und brav vom Gustav!" Ernst sagte, er hätte es nicht thun können, weil ihm die Kraft dazu fehle. „Ich auch nicht," meinte der kleine Fritz. „Aber," fiel Auguste ein, „hat denn der Retter keine Belohnung für seine edle Handlung bekommen?" „Liebe Kinder," sprach der Onkel, „eine jede gute That würde am Werthe verlieren, wenn sie des Eigennutzes oder Gewinnes halber ausgeführt würde. Gustav hatte, als er das drohende Unglück gewahrte, keine Zeit, erst Gewinn oder Verlust zu berechnen. Sein inneres Gefühl drängte ihn zur Rettung, und das Bewußtsein, eine hochherzige Handlung vollbracht zu haben, war ihm ein schönerer Lohn, als alle Schätze der Welt.

Da der Vorfall, welcher viele Augenzeugen hatte, zum Tagesgespräch wurde und der Name Gustav Fischer in Aller Munde war, so mußte er viele Belobungen und Auszeichnungen hören und annehmen. Das Kind, Bertha, die Tochter des Uhrmachers Klaus, war noch zu jung, um Dankesgefühle auszusprechen. Gustavs Mutter, welche erst von den Nachbarn die Heldenthat ihres Sohnes erfuhr, wußte nicht recht, ob sie ihn dafür loben oder tadeln sollte, insofern er sich der eigenen Gefahr aussetzte. Sie ließ sich den ganzen Hergang genau erzählen, welcher mit den Worten endete: ‚Ich mußte es thun und konnte nicht anders, es war gut so.' Unter mütterlicher Rührung umarmte und küßte sie ihn. —

Eine Stunde nach dem Ereigniß war der Onkel Fischer in der Stadt anwesend, um einige Einkäufe und Geschäfte zu besorgen. Sein erster Weg führte zum Uhrmacher Klaus wegen Ausbesserung seiner Uhr. Hier erfuhr er das Tagesgespräch, in welchem sein Liebling, der Neffe Gustav, und die kleine Bertha die Hauptrollen spielten, aus erster Hand. Der Vater Klaus dachte gerade darüber nach, wie der kleine Retter sich am besten belohnen lasse und fragte den Onkel. ‚Uebergeben Sie mir, als nahem Verwandten, dieses Geschäft der Dankbarkeit, denn ich kenne Gustavs Bescheidenheit; ein Geschenk wird sonst kränkend auf ihn einwirken. Wir wollen am nächsten Sonntag ein kleines Familienfest in unserm Hause

veranstalten, zu dem ich Sie mit den Ihrigen freundlichst einlade. Dabei läßt sich dann dem Gustav eine kleine Freude bereiten, ohne daß er in große Verlegenheit kommt.'

Die Einladung ward angenommen und das Programm für den nächsten Sonntag war schnell in dem Kopfe des guten Onkels fertig. Sein nächster Weg führte nach der Wohnung der Mutter Fischer, welche er, im Garten beschäftigt, antraf. ‚Wo ist Gustav?' war seine erste Frage. ‚Weißt du denn nicht, daß es Schulzeit ist?' ‚Ach, ja! — Der Gustav ist doch ein ganz tüchtiger Kerl; ich wünsche nur, daß meine beiden Schlafmützen Robert und Otto, welche von der Großmutter etwas verzärtelt werden, einen Theil von den körperlichen Tugenden Gustavs besäßen. Diese sind Blei; er ist Quecksilber, nur mit dem Unterschiede, daß er sich nicht, wie dieses leicht bewegliche Metall, von der Wärme und Kälte beeinflussen läßt.' ‚Es ist wahr,' sagte die Mutter, ‚ich fürchte nur —.' ‚Nichts,' sagte der Onkel, ‚es ist besser so, als bebte er bei dem geringsten Anlaß. Ich kam, um dir etwas mitzutheilen. Du wirst nichts dagegen haben, wenn wir am nächsten Sonntag bei uns draußen auf dem Lande deines Sohnes Geburtstag recht fröhlich feiern, wie schon einmal, als Gustav acht Jahre alt war.' ‚Damals lebte der gute Vater noch,' erwiderte die Mutter. ‚Ich will selbst seine Lehrer dazu einladen, und der Gustav soll einige seiner besten Spielgenossen mitbringen. Punkt 1 Uhr soll der Wagen hier sein, um die Gäste abzuholen. Die muntere Jugend aber, die gut laufen kann, mag sich hier versammeln und mit dem Gustav zusammen den schönen Waldweg gehen, welchen er so liebt und oft schon gegangen ist. Meine beiden Buben werden den jungen Gästen entgegenkommen. Nun, lebe wohl, und ein fröhliches Wiedersehen auf den Sonntag!'

‚Wie wird Gustav sich freuen, auch seinen Freunden eine Freude bereiten zu können,' sagte die Mutter und pflanzte weiter.

Als Gustav nach der Schule diese Nachricht von der Mutter hörte, sprang er vor Freude umher, dann nahm er ein Stück Papier und schrieb zwölf Namen von solchen Knaben auf, von welchen er wußte, daß sie keine Spielverderber, aber auch gute Turner waren; denn er wollte seinen Vettern einmal zeigen, was das Turnen bedeute.

Die Einladungen waren erfolgt, die Zusagen gegeben und Alle freuten sich auf den kommenden Sonntag. Der Onkel hatte alle Vorbereitungen getroffen, um seine Gäste gut zu empfangen, zu bewirthen, auch für Zeitvertreib hinreichend Sorge getragen. An freiem Raume im Hofe, im Garten und auf der Wiese fehlte es nicht. Ganz besonders war die grüne Rasenfläche, nahe dem Hause, recht geeignet, allerhand Kurzweil zu treiben. Der Onkel hatte auch für Wurf-, Ball- und Kugelspiele gesorgt, auch eine Kletterstange, die oben mit kleinen Fähnlein versehen war, aufgestellt. Ferner wollte er zum Schlusse des Festes einen ziemlich großen Ballon steigen lassen. Robert und Otto's Mutter und Großmutter hatten alle Hände voll zu thun mit dem Kochen, Braten und Backen. Die Speisekammer und der Keller wunderten sich, daß sie so oft aufgemacht wurden. Die Milchkühe brummten einander zu: ‚Es ist was los,' und die Hühner gackerten lustig drein, als wollten sie sagen, daß auch sie ihren Theil dazu beitragen. Selbst der Storch, welcher auf dem Firste des Heustalles sein Nest hatte, klapperte, auf einem Fuße stehend, und meinte, er müsse auch dabei sein.

Endlich war er da, der lang ersehnte Sonntag. Es war der letzte Sonntag im Wonnemonat Mai, von dem schönsten Frühlingswetter begünstigt. Die Bäume standen in vollster Blüthe und die ganze Natur hatte an diesem Tage ihr schönstes Sonntagskleid angezogen.

Punkt halb 1 Uhr rollten zwei Wagen nach der Stadt, um die Gäste abzuholen. Robert und Otto wollten auch schon gehen, der Vater meinte aber, sie sollten noch eine halbe Stunde warten. Die Mutter war an der letzten Arbeit, um eine große, mit den Zuckerbuchstaben G u s t a v gezierte Torte auf den Eßtisch zu setzen. Rechts und links neben diese stellte der Vater zwei blühende Rosenstöcke. Onkel und Tante überblickten mit prüfendem Blicke noch einmal alle Vorbereitungen, um zu sehen, ob auch Alles in Ordnung sei. Die Stadtleute waren nicht so ganz pünktlich, da mußte erst hin und her gelaufen werden. Der Eine hat das,

der Andere wieder jenes vergessen. Aber die zu Fuße gehende Jugend stand punkt 1 Uhr marschfertig und harrte des Abganges unter Gustavs Führung. Sie waren fast Alle mit Botanisirbüchsen versehen, um ihr Herbarium mit den ersten Frühlingsblumen zu bereichern. ‚Habt ihr denn auch das Taschenliederbuch bei euch?‘ fragte Gustav. ‚Ja, hier ist es,‘ war die einstimmige Antwort. ‚Nun, so tretet zum Abmarsch an.‘ Mit leichtem Schritt zog die muntere Schaar, zwei und zwei geordnet, dem Walde zu.

Lustig und wohlgemuth
Wandert das junge Blut
Ohne Rast, ohne Ruh'
Dem grünen Walde zu.

Die wieder erwachende und Alles neu belebende Natur, die jeden guten Menschen zu Lust und Freude bewegt, fand bei unseren lernbegierigen Wanderern Geist, Augen und Ohren offen. Zwischen grünenden Saatfeldern, unter blauem Himmel und singenden Lerchen, von aufsprießenden Maßliebchen und Maiblumen umgeben, wovon einige in die Botanisirbüchse wanderten, zog die junge Turnerschaar mit Gesang heiterer Frühlingslieder den Weg weiter. Noch einen kleinen Hügel hinauf, dann hatten sie den prächtigen Laubwald, gemischt aus Eichen, Buchen, Ahorn, Eschen und Linden und vielen anderen Nutzbäumen erreicht und die halbe Strecke zu ihrem Ziele zurückgelegt. Oben angekommen, machten sie eine kleine Rast, um Rundschau zu halten, und suchten sich in der meilenweiten Aussicht zurecht zu finden. Nicht weit von ihnen war die Landstraße, welche nach dem Wohnsitz des Onkels hinführte. Dort sahen sie zwei vollbesetzte Wägen. ‚Da fahren sie!‘ riefen die Knaben, jubelten und schwenkten ihre Hüte. Sie wurden von den Fahrenden gesehen und ihr Gruß wurde erwidert. ‚Nun vorwärts, Marsch!‘ rief Gustav, ‚auf daß wir nicht zu spät kommen. Wir wollen singend, mit dem Marschliede: „Im Wald und auf der Haide, da such' ich meine Freude,“ den schattigen Waldweg betreten.‘ Auf diesem kamen sie nicht so schnell vorwärts, als sie erwartet hatten. Hier nickte das stille Veilchen: ‚Komm und pflücke mich;‘ dort das Maiblümchen und Himmelschlößchen; der Waldmeister, das liebe Vergißmeinnicht und die schöne blühende Walderbse grüßten auch, und wurden für ihre Freundlichkeit gepflückt und zu Sträußchen gebunden. Alles dieses sah der Kukuk und das muntere Eichkätzchen, welche beisammen auf den hohen Aesten eines Eichbaumes saßen. ‚Es ist gut,‘ sagte der Kukuk zu seinem Nachbar, ‚daß du recht klettern und springen kannst.‘ ‚Und du schreien und fliegen,‘ erwiderte das Eichhörnchen, ‚denn sonst wären wir vielleicht auch schon in der Büchse. Von diesen Buben, die da so schön singen können, haben wir zwar nichts zu fürchten.‘ — Gustav ermahnte zur Eile. Da kamen Otto und Robert, welche unter lautem Jubel begrüßt wurden. Nun erst ging es mit Eilschritten nach der nicht mehr weit entfernten Wohnung des Onkels.

Am Ende des Waldstücks, welches dem Onkel Fischer gehörte, stand eine mehrere hundert Jahre alte Buche. Unter derselben war eine Ruhebank angebracht. Es war das Lieblingsplätzchen des Onkels und vieler Waldbesucher. Von diesem Punkte aus hatte man eine reizende Aussicht über die naheliegende Ortschaft, zwischen welcher und dem Walde des Onkels Haus, Stallung, Garten, Felder und Wiesen sich befanden. ‚Hier auf diesem Platze,‘ sagte Robert, ‚hört man ein Echo.‘ Er bestieg einen in der Nähe liegenden Stein, wendete sich nach Norden und rief mit lauter Stimme: ‚Willkommen!‘ und ein dreimaliges ‚Willkommen‘ gab das Echo zurück. Die Knaben zeigten große Lust, hier länger zu verweilen, allein Otto, Robert und Gustav ermahnten zum Aufbruch, und sie ordneten sich zum Einzuge. ‚Kameraden,‘ sprach Gustav, ‚ehe wir aus dem Walde fortgehen, laßt uns unsere Hüte mit Eichenlaub schmücken, denn die Eiche ist das Symbol der Eintracht und Stärke.‘ ‚Ein Hurrah! dem Gustav, dem Wald und dem Eichenlaub!‘ riefen die Knaben und suchten schleunigst den Befehl ihres Führers zu vollziehen. In Reih' und Glied, im Schritt und Tritt, mit dem

Gesange: ‚Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut, so hoch dort oben u. s. w.‘ nahmen sie Abschied vom Walde.

Bei Onkel Fischer ging es unterdessen hoch her.

In der ungezwungensten Weise, unter den heitersten Gesprächen, labten sich die Anwesenden. —

‚Wo bleiben denn die Knaben? Sie sind doch pünktlich fortgegangen, und wir haben sie auch auf dem halben Wege gesehen,‘ fragte Gustavs Mutter etwas ängstlich. ‚Die werden schon kommen,‘ sagte der Onkel, ‚für diese ist der Aufenthalt im Walde oft mehr werth, als ein Mittagsessen, und beim Vergnügen macht man bei der Pünktlichkeit eine kleine Ausnahme. Auch habe ich vorhin ein Echo gehört und glaube, daß sie an der alten Buche ein lehrreiches Spielzeug gefunden haben und dadurch etwas aufgehalten werden. Horch! der Caro bellt. Da kommen sie schon anmarschirt.‘

Alle Anwesenden eilten zu den Fenstern und hörten Gustavs Kommando: ‚In Front aufmarschiren, Marsch! Halt!‘ Dann zog die jugendliche Schaar ihre Liederbücher heraus, und als Begrüßung ertönte unter Gustavs Leitung der Chorgesang: ‚Seid willkommen, lieben Freunde, seid gegrüßt von Nah und Fern.‘ Und

‚Die Tauben auf dem Dache,
Sie gürrten lustig drein,
Und auch der Caro bellte
Sein wau, wau, wau hinein.‘

Die Großmutter schüttelte den Kopf, Onkel Fischer, Gustavs Mutter und alle Gäste klatschten Beifall. Die Kühe brummten, die Enten und Gänse schnatterten, die Hühner gackerten, der Storch klapperte, die Pferde, welche heute nicht auf der Wiese herumspringen durften, wieherten, und Alle dachten, daß etwas los sei. Nur die große Wanduhr in der Stube des Onkels ließ sich nicht stören, machte tick, tack und zeigte halb 3 Uhr. ‚Jetzt Jungens, kommt herein zum Essen, ihr werdet hungrig sein,‘ ruft Onkel Fischer. ‚Auch durstig,‘ schallte die Stimme Otto's. Nachdem sich die Knaben eiligst vom Staube gereinigt hatten, begrüßten sie jeden einzelnen Anwesenden und nahmen dann Platz an der wieder reichlich gedeckten Tafel. Die anderen Gäste machten indessen einen Spaziergang im Garten.

An der Südseite des Hauses befand sich ein geräumiger überdeckter Anbau, mit Epheu und anderen Schlingpflanzen umrankt, mit Bildern und vielen Blumenstöcken geschmackvoll ausgestattet. In diesem Raume versammelte der Onkel alle seine Gäste, um die Gustavsfeier abzuhalten. In der Mitte stand ein Tisch, worauf die Geburtstagstorte, zwei Rosenstöcke, eine Rolle Papier und ein kleines zierliches Kästchen sich befand. Außer dem Gustav hatte die ganze Gesellschaft rings um den Tisch in weitem Kreise Platz genommen und die Knaben sich hinter die Sitzenden gestellt. Der Onkel bat jetzt Gustavs Mutter, ihren Sohn hereinzuholen. Sie nahm die kleine Bertha bei der Hand und ging zur Thüre hinaus. Einige Sekunden später kam Gustav, Hand in Hand mit der Bertha, welche ihn nach Onkels Platze hinführte und laut ausrief: ‚Hier bringe ich das Geburtstagskind.‘ Gustav, etwas schüchtern durch die Ueberraschung, machte eine freundliche Verbeugung.

Der Onkel nahm hierauf das Wort und sprach: ‚Hier stelle ich Ihnen meinen Neffen, den Gustav Fischer, vor. Er ist heute 12 Jahre alt. Seine Jugend und seine Handlungen berechtigen zu der Hoffnung, daß er, gleich wie er ein guter Junge ist, auch ein braver und ganzer Mann werde. Wünschen wir ihm dieses von ganzem Herzen.‘ Dann ergriff der Klassenlehrer Gustavs das Wort und sprach in lieber und belebender Weise über seinen Fleiß und Gehorsam und berührte die letzte edle That, wovon die kleine, neben ihm stehende Bertha ein lebendes Zeugniß sei. Hierauf ergriff der Lehrer das Kästchen, machte es auf und übergab dem Gustav, wie er bemerkte, aus Dankbarkeit zur Erinnerung geweiht, eine silberne Uhr

nebst Kette. Einer von den Schulkameraden gratulirte ihm und überreichte dem sehr bestürzten Gustav die Rolle Papier, welche ein schönes Gedicht, mit den Namensunterschriften seiner Mitschüler versehen, enthielt. Da kamen auch Otto und Robert mit den zwei Rosenstöcken und die Mutter mit der großen Zuckertorte. Der bescheidene und überraschte Gustav, dem die Worte des Dankes wohl vom Herzen, aber nicht vom Munde gehen wollten, blickte freundlich die Geber an und dankte mit kräftigem Händedruck. Endlich ermannte er sich, ging auf die kleine Bertha zu, hob sie auf, gab ihr einen Kuß und sprach: ‚Du bist an der ganzen Freude schuld.' Und gleich darauf stand er vor seinem guten Onkel, welcher ihn sichtlich erfreut beobachtete, um dem Festgeber bestens zu danken. Die Mutter Gustavs stand, zu Thränen gerührt, schweigend in einer Ecke und verzieh gern, daß sie heute etwas zurückstehen mußte. — ‚Nun, liebe Gäste und Kinder, jetzt hinaus in's Freie, daß wir auch die Freuden des Frühlings recht genießen. In einer Stunde soll der Kaffee fertig sein, da wird uns gewiß der Gustav ein Stück von seiner Geburtstagstorte zum Kosten geben,' sagte der Onkel lächelnd. ‚Ach ja, die ganze,' erwiderte Gustav.

Die lustige Gesellschaft ging nach der Wiese, um dem angesagten kleinen Schauturnen beizuwohnen, welches Gustav seinen Vettern versprochen hatte.

‚Wir wollen zum Turnen antreten,' sagte Gustav; ‚Robert und Otto, sowie die hier anwesende Dorfjugend, sollen nicht zusehen, sondern mitturnen.' Die Reihe ergänzte sich auf 20 Turner. Nur einige Schüchterne blieben zurück. ‚Das Programm besteht aus Frei- und Ordnungsübungen, Klettern, Wettlaufen und Hinkekampf.' — Einer der Herren Lehrer und der Onkel wurden als Preis- und Schiedsrichter gewählt.

‚Achtung! Richt — euch! Rechts — um! — Führer links — Marsch!' Bald gehend, bald laufend durchzog die Reihe, den Lauf mit verschiedenen Armbewegungen begleitend, abwechselnd in graden, gebogenen und kreisförmig gewundenen Linien einen Theil der Wiesenfläche. Der Onkel kniff fest die Lippen zusammen, um nicht laut lachen zu müssen, als er sah, wie die Neulinge sich ernstlich bemühten, Schritt zu halten, aber immer im Tacte zu spät kamen. Noch mehr zeigte sich diese Ungeübtheit in der Darstellung einzelner Gliederbewegungen, wie sie bei den Freiübungen üblich sind, die bei Einigen linkisch und unbeholfen ausfielen. Die nicht gewollten, aber häufig vorkommenden Mitbewegungen, welche beweisen, daß das zu bewegende Glied noch nicht fähig ist, der Herrschaft des Willens zu gehorchen, laden immer den Zuschauer zum Lachen ein. Auch Onkel, Mutter, Großmutter und Andere konnten sich des Lachens nicht enthalten. ‚Da seht ihr's,' sagte der Onkel, ‚Uebung macht den Meister und macht dabei gewandt und geschickt; wir sehen es hier recht deutlich, wer geturnt und nicht geturnt hat.' Die Umstehenden nickten beistimmend mit dem Kopfe.

Nun kam das Klettern an die Reihe. Alle bildeten einen großen Kreis um die Kletterstange. Das Loos entschied die Reihenfolge. Es war hierbei die Aufgabe, je ein numerirtes Fähnlein zu holen; wer diese Aufgabe löste, konnte einen Preis beanspruchen.

Der Onkel hatte für diese Unterhaltung als Preisgegenstände viele nützliche, für Schule und Haus brauchbare Gegenstände gekauft. —

‚Im Klettern sind *wir* Meister,' dachte die Dorfjugend, und Otto, welcher Nr. 1 gezogen, wollte dieses beweisen. Mit voller Kraft setzte er an, kletterte hastig den dritten Theil der Stange hinauf, stockte, und kam nicht weiter; trotz aller Aufmunterung der Umstehenden rutschte er herunter. Der Vater lachte und sagte: ‚Der Anfang war gut, aber das Ende?' Otto meinte, er könne nicht mit solchen Stiefeln klettern. ‚Wir erlauben dir, später noch einmal, und zwar wie du willst, zu klettern.' Da kam Nr. 2, ein Kamerad von Otto, der hatte nicht nur die Stiefel, sondern auch die Strümpfe ausgezogen, damit er, wie die Affen es zu thun pflegen, die Fußsohlen und Zehen besser anschmiegen könne. Schnell wie ein Affe war er oben, hielt sich am Kreuze fest, und jetzt erst die Beine an die Stange klemmend, nahm er sich eine Fahne und glitt herunter. ‚Bravo!' riefen Einige. ‚Das war das

sogenannte Affenklettern, welches eine Steig-Art ist,' erwiderte der Lehrer; ‚du hast wohl schon manchen Baum erstiegen und viele Vogelnester —?' ‚Nein,' erwiderte schnell der kühne Steiger, ‚das dürfen wir nicht thun; aber Nüsse —.' ‚Was hast du denn für eine Nummer an deiner Fahne?' fragte der Onkel. ‚Nr. 11.' Die Liste, welche in Onkels Händen war, zeigte als Gewinn ein Taschenmesser. ‚Hier hast du es,' sagte die Mutter Fischer, welche beauftragt war, die Gaben zu vertheilen. Nun kommt Nr. 3 zum Klettern. Es war ein Mitschüler Gustavs und ein sehr gewandter Turner. ‚Dieser soll euch zeigen, wie geklettert werden soll.' Mit festem Griff zog er den ganzen Körper sanft an die Stange, nahm Kletterschluß mit den Beinen und kletterte mit Leichtigkeit die Stange auf und ab mit dem eroberten Fähnchen Nr. 9. ‚Ein Notizbuch!' ‚Darf ich für den Otto klettern?' fragte sein Kamerad. ‚Nein!' rief Otto, ‚ich möchte mir es selbst verdienen und werde dir es genau nachmachen.' ‚Recht so,' sagte der Vater; und richtig, es gelang dem Otto, die Höhe zu erreichen, das Fähnlein abzunehmen und wieder herabzuklettern. ‚Bravo!' riefen Alle, Otto aber: ‚Nr. 12!' ‚Hier, ein Malkasten.' ‚Den habe ich mir schon längst gewünscht,' sagte Otto. ‚Siehst du wohl, was fester Wille vollbringen kann?'

Nach und nach wurden der Fähnlein immer weniger. Einige Knaben vermochten auch trotz des größten Eifers nicht, das Kreuz zu erreichen. Gustav hatte die letzte Nummer; er kletterte flink hinauf, nahm alle Fähnchen zu sich und brachte, oben an der Stange hängend, dem lieben Festgeber ein dreimaliges ‚Gut Heil' aus, in welches alle Anwesenden einstimmten.

Nun folgte der Hinkkampf, welches Kampfspiel viel Erheiterung brachte. Sehr anregend war auch der Wettlauf, aus welchem ein älterer Knabe von der Ortschaft als erster Sieger und Gustav als zweiter Sieger hervorging.

Bald nachher war die ganze Gesellschaft im Reifenspiel begriffen. Es war eine Lust, die Reifen hoch im Bogen dahinfliegen zu sehen, um beim Fallen von dem Nächststehenden aufgefangen zu werden. Die Stimme der Mutter Fischer rief, zum Kaffee zu kommen; der Onkel selbst führte die Gäste in das Haus zurück. Unterwegs dachte Gustav an seine erkletterten drei Fähnchen und fragte den Onkel sehr bescheiden, ob diese auch etwas gewinnen; ‚ich frage nicht für mich; ich wollte den dreien, welche nicht hinaufkamen, damit eine Freude machen.' ‚Und du willst dabei leer ausgehen?' sagte der Onkel. ‚Ich leer?' sagte Gustav und deutete auf seine Taschenuhr. ‚Wende dich an die Tante und laß dir die drei Preise geben; um keinen zu betrüben, verloose sie.' ‚Ich lasse alle drei darum wettlaufen.' ‚Noch besser,' sagte Onkel Fischer. Und so geschah es.

Der Kaffee und frische Milch nebst verschiedenen Sorten Backwerk waren aufgetischt, und die Gäste ersucht worden, nach ihrem Belieben zuzulangen. Da gedachte Gustav der Worte des Onkels wegen der Torte. Er holte sie herbei und reichte sie den Gästen. Das schönste Zuckerstück davon gab er der kleinen Bertha. Nach dem Kaffee zerstreuten sich die Gäste und unterhielten sich mit angenehmen Gesprächen. An Stoff zum Denken und Sprechen fehlt es auch auf dem Lande nicht. Hier bieten die Hausthiere, der Garten mit seinen blühenden Obstbäumen und die grünenden Saaten, auch die Ackergeräthe für den Städter immer etwas Neues.

Die lustige und beweglichere Jugend ging, nachdem sie den Kühen und Pferden einen Besuch abgestattet, wieder zum Spiel auf die Wiese. Gustav fragte mehr als einmal seine Uhr, welche mit der am westlichen Horizonte sich neigenden Sonne in Uebereinstimmung stand, denn Sonne und Uhr zeigten die sechste Stunde. Der Onkel hatte mit Einverständniß seiner lieben Gäste die Heimfahrt auf 7 Uhr bestimmt und dachte jetzt an die letzte Ueberraschung, nämlich an das Steigen des Luftballons. Die Knaben aber wollten die letzte Stunde der Geburtstagsfeier noch recht munter mit Ball- und anderen Spielen zubringen. ‚Und morgen soll uns die neubeginnende Woche fleißig beim Lernen wiederfinden,' sagte

Gustav. ‚Und dann wollen wir zu Pfingsten wieder den schönen Wald aufsuchen und dem Kukuk, dem Eichhörnchen, dem Echo, Veilchen und Vergißmeinnicht einen Besuch abstatten.‘

Bald darauf kam der Vater mit einer großen Schachtel unter dem Arme nach der Wiese. Als er sie öffnete und den Luftballon herausnahm, war die Freude groß, und aus war's mit dem Spiel. ‚Ein Ballon wird steigen,‘ riefen sie. Die ganze Gesellschaft umringte nun den Vater Fischer, um das interessante Schauspiel zu sehen. Der Ballon war von rothem und weißem Seidenpapier und so groß wie Gustav. Unten befand sich eine kleine Gondel, auch von Papier gemacht. Der Onkel steckte einige Bohnenstangen in die Erde und befestigte den Ballon daran, um ihn besser füllen zu können. Ueber der Gondel, an der Oeffnung des Luftballons, war ein Draht mit einem lampenartigen Blechgefäße befestigt, welches für den Spiritus, das Heizmaterial zur Füllung, diente. Ein Stück Baumwolle, in Spiritus getränkt und angezündet, erwärmt die Luft im Innern des Ballons, dieselbe dehnt sich aus, wird leichter als die äußere Luft und bringt den Ballon zum Steigen. Viele von den Kindern hatten schon Luftballons fliegen sehen, aber die Vorbereitungen waren ihnen noch nicht recht bekannt. Der Lehrer, welcher dem Onkel Fischer behülflich war, gab einige Aufklärung und versprach, in einer der nächsten Schulstunden den Knaben über Ursache und Wirkung dieser Erscheinung nähere Aufklärung zu geben.

Nachdem Alles bereit war, zündete Vater Fischer behutsam die Baumwolle an. ‚Jetzt, Kinder, tretet etwas zurück und verhaltet euch ruhig, damit kein Luftzug entsteht und der Ballon sich besser füllen kann, was einige Minuten in Anspruch nimmt.‘ ‚Unterdessen,‘ setzte der Onkel lächelnd hinzu, ‚sollen die, welche mitfahren wollen, sich reisefertig machen.‘ — ‚Wir möchten gerne so eine Luftreise mitmachen, der Ballon erlaubt es aber nicht. Ich weiß ein Mittel,‘ sagte Robert, ‚wie wir alle mitfahren können.‘ ‚Und das wäre?‘ fragten die Knaben neugierig. ‚Wir schreiben unsere Namen auf ein Stück Papier und legen dieses in die Gondel.‘ — ‚Das ist ein guter Einfall, den wollen wir gleich ausführen.‘ Während dieser Zeit übte die Füllung ihre Wirkung aus und gab dem Ballon eine rundliche Form. Es war recht possirlich anzusehen, wie dieser papierne Luftballon immer größer, dicker und fester wurde und das Bestreben äußerte, frei zu werden, um in die Höhe zu steigen.

‚Jetzt ist es Zeit, den Ballon gehen zu lassen!‘ Schnell warfen die Knaben die mit ihrer Namensunterschrift versehenen Papiere in die Gondel. Vater Fischer nahm ein Messer, durchschnitt die haltenden Fäden, und unter allgemeinem ‚Ah!‘ und ‚Lebewohl!‘ trat der Ballon, im Anfange kerzengerade in die Höhe steigend, seine Luftreise an. In einer ziemlichen Höhe schlug er, vom Winde getrieben, eine südwestliche Richtung ein, welche über die Ortschaft führte. Viele der Knaben, worunter auch Gustav, suchten einen Wettlauf mit dem Ballon zu machen, indem sie glaubten, daß er bald fallen werde und sie ihn fangen könnten. Schon stand das Luftschiffchen ganz in der Nähe der ersten Häuser, über einem Theil des Ortes, der meistens aus Scheunen und vielen Strohspeichern bestand. Plötzlich nahm der Ballon eine geneigte Stellung an, fing Feuer und senkte sich. Gustav erkannte sofort die Gefahr, welche die fallende, brennende Papiermasse dem Orte bringen könnte. ‚Das Feuer fällt gerade herunter auf das Dach,‘ ruft er; ‚dort hängt eine Leiter an der Wand, wir wollen sie schnell aufrichten und das Dach besteigen.‘ Die schnellste Ausführung dieses guten Vorhabens folgte noch zur rechten Zeit, denn kaum waren sie auf dem Schindeldache angelangt, als die letzten brennenden Reste des Ballons sich auf das Dach legten und dieses sicher in Brand gesteckt hätten, wenn nicht die kleinen Helfer die Gefahr beseitigt hätten. Von dem Luftballon war nichts mehr übrig, als ein Theil der verkohlten Gondel und der anfänglich glühende Draht mit dem Blechgefäße. Von der Wiese aus, wo die übrige Gesellschaft den Flug des Ballons verfolgte, hatte man das Verunglücken desselben gesehen, glaubte aber, daß die brennende Masse weit hinter der Ortschaft auf die Felder niederfallen müsse. Wie erstaunt waren sie, als die Knaben mit den Ueberresten des Ballons zurückkehrten und den Vorfall erzählten.

‚Da sieht man wieder, was gute, flinke Beine, Besonnenheit und entschlossenes Handeln zu leisten vermögen. Ohne eure schnelle Hülfe wäre unser heutiges Freudenfest sicherlich recht getrübt worden. Geht in das Haus, Kinder, und ruht euch aus; ihr werdet gewiß recht müde sein.‘ Die Gäste freuten sich über den guten Ausgang des letzten Vorfalles. Der Uhrmacher Klaus bemerkte, daß ‚Ende gut, Alles gut‘ sei. Die zwei Wägen und hinter diesen noch ein dritter, welcher die Knaben aufnehmen sollte, kamen jetzt vorgefahren. Die Gäste dankten in der herzlichsten Weise für die gute Aufnahme und höchst angenehme Unterhaltung und reichten der Familie Fischer die Hand zum Abschiede. Gustav, der des Onkels Fahrgelegenheit noch gar nicht bemerkt hatte, sammelte seine Kameraden zum Abmarsch. ‚Wir wollen uns jetzt aufstellen und verabschieden von einem Orte, wo wir so fröhliche Stunden verlebt haben. Nehmt eure Liederbücher und laßt uns das auf Seite 26 stehende Abschiedslied singen.‘

In heiterer, aber feierlicher Stimmung lauschten alle Anwesenden dem Gesang, und als das letzte ‚Lebewohl!‘ verklungen war, da kam die kleine Bertha mit einem Körbchen in der Hand daher und übergab jedem der Knaben einen zierlichen Veilchenstrauß. Aber einem derselben überreichte sie nebst dem Sträußchen auch einen aus Blättern gewundenen Kranz.“ —

Hier fragte der erzählende Onkel Karl die Kinder: „Welcher Knabe wird es gewesen sein?“ Alle Kinder riefen: „Es war Gustav, der kleine Turner.“ „Ja, er war es, welcher Strauß und Kranz aus Bertha's Hand nahm und den Kranz auf seinen Hut legte. Da kam der Onkel, um die Knaben auf die Fahrgelegenheit aufmerksam zu machen. Alle umringten ihn, drückten dem freundlichen Wirthe in kindlicher Weise die Hand und nahmen Abschied. Auch die Sonne neigte sich, als wollte sie ein Lebewohl sagen.

Der Storch auf seinem Neste spannte noch einmal seine Flügel aus, dann hockte er sich nieder und klapperte mit seinem langen Schnabel, als wollte er sagen: ‚Gute Nacht, ihr lieben Knaben, ihr habt mir und all' meinen befiederten Genossen nichts zu Leid gethan.‘ Aber die etwas ungeduldigen Pferde, welche den ersten Peitschenknall erwarteten, spitzten die Ohren, wieherten und dachten: ‚Heute ist für uns kein Sonntag; aber gern wollen wir die Städter nach Hause fahren, denn es ist ja der Geburtstag des guten Gustav.‘ Nachdem Alle Platz genommen hatten, brachten Otto und Robert die Rosenstöcke, die Großmutter Fischer kam auch noch mit vielen Päckchen Backwerk und wünschte die fröhliche Gesellschaft zum Kirsch- und Erdbeerenfeste wieder zu sehen. Der Onkel winkte, die Kutscher spannten die Zügel, die Peitschen knallten und fort rollten die Wägen mit den Abschied jubelnden Gästen.

Otto und Robert standen am Hofthore und blickten betrübt den scheidenden Gästen nach. ‚Kommt, Kinder,‘ rief der Vater, ‚laßt uns nachsehen, ob auch Alles in Hof, Haus und Stall in Ordnung ist, dann wollen wir in die Stube gehen.‘ Der Vater Fischer pflegte immer des Abends mit seiner ganzen Familie zusammen zu sein, um die Tageserlebnisse zu besprechen, und heute hatte es deren sehr viele gegeben. ‚Das war ein schönes Geschenk, welches Gustav erhalten hat,‘ sagte Otto. ‚Hast du auch gelesen, was auf dem Deckel der Uhr stand?‘ sprach Robert. ‚Ja, „Dem Gustav Fischer zum zwölften Geburtstage. Für Fleiß und Ausdauer,“ und die Jahreszahl.‘ ‚Ganz richtig.‘ antwortete der Vater und betonte die Worte: ‚*für Fleiß und Ausdauer*.‘ ‚Mit diesen beiden Tugenden ausgerüstet, verrichtet die kleine Ameise Wunderbares. Warum sollte der Mensch, als ein vollkommeneres und begabteres Wesen, nicht noch mehr vollbringen? Fleiß und Ausdauer im Guten führt zum Glücke des Lebens und verdient Aneignung. Die Uhr, welche Gustav bekam, ist ein Geschenk, aber keine Belohnung einer guten That, welche aus wahrem Pflichtgefühl, Gemeinsinn oder durch Nächstenliebe angeregt, begangen wurde, die aus der innersten, durch gute Sittenlehre und Beispiele angewöhnten, eingelernten Ueberzeugung entsprungen ist, und deren Ausführung keine eigen- oder gewinnsüchtigen Beweggründe, wohl aber einen edlen Zweck hatte. Eine solche Handlung aus Gewinnsucht, in der Hoffnung auf Lohn vollbracht, verlöre den schönsten Theil ihres Werthes. Da sehet euren Freund Caro den treuen

Hofhund an, welchen wir viel höher schätzen, als den Spitz, und warum wohl?' ‚Weil der Caro mich aus dem Wasser gerettet hat,' rief Robert; ‚erzähle uns die Geschichte noch einmal, sie ist ja kurz.' ‚Als Robert fünf Jahre alt war,' erzählte der Vater, ‚spielte er mit einigen Knaben seines Alters in der Nähe des Mühlteiches Ball. Caro war auch dabei und belustigte die Kinder mit seinen Sprüngen und indem er öfters den Ball auffing und dem Robert brachte. Bei einem Wurfe nun geschah es, daß der Ball nach dem Wasser zu rollte; Robert wollte schneller sein, als der Caro, kam bis zum Ufer, als der Ball in das Wasser fiel, glitt aus und fiel in's tiefe Wasser. Als die anderen Knaben das Unglück sahen, liefen sie schreiend davon. Der treue Hund aber lief nicht; mit einem Satze sprang er in das Wasser, erfaßte den Robert beim Arme und brachte ihn glücklich an das Ufer, bellte und winzelte so lange, bis die nächsten Nachbarn herbeieilten, die alsdann den geängstigten und durchnäßten Robert in das Trockene brachten. Seht, Kinder, so handelte der treue Hund Caro. — Aber immer ist es nicht mit dem bloßen Willen gethan, weil außerdem noch andere Eigenschaften, die mit dem Willen sich paaren, zum Vollbringen vorhanden sein müssen. Nicht nur der Entschluß eines gesteigerten Willens bringt das Gelingen einer guten That zu Stande, es gehören oft auch gelernte Fertigkeiten und geübte Kräfte dazu, welche jeden Augenblick dem Willen zur Verfügung stehen müssen. Denn was hilft der gute Wille dem Menschen, wenn er die Kräfte zum Vollbringen nicht besitzt, wenn er z. B. nicht schwimmen und nicht turnen gelernt hat. Diese körperlichen Fertigkeiten, die ebenfalls durch Fleiß und Ausdauer errungen werden, machen den Menschen vollkommener und dienstbarer, sie kräftigen ihn, erhöhen seine Gesundheit und gereichen jedem Menschen zur Zierde. Darum, Kinder,' schloß Vater Fischer, ‚sucht Alles, was dem Geist und Körper nützlich werden kann, in der Jugend euch anzueignen, wenn ihr auch oftmals den Vortheil von Diesem oder Jenem nicht gleich begreifen solltet, und ahmt in dieser Hinsicht dem Gustav nach.'"

Hier beendete Onkel Karl seine Erzählung und erwähnte noch, daß der kleine Turner Gustav ein recht wackerer Mann, ein braver Bürger und ein tüchtiger Maurermeister geworden ist, welcher hochgeachtet in seiner Vaterstadt, bei seiner Mutter, für deren Pflege er kindlich sorgte, friedlich lebte.

Der treue Seehund (Robbe).

Ein Herr, welcher in der Nähe der Seeküste in Irland lebte, wo das Landvolk sehr unwissend war, hatte einen so zahmen und anhänglichen Seehund, daß dieser ihm überall hin folgte. Es ereignete sich nun, daß zwei Mißerndten auf einander folgten und das abergläubische Volk meinte, der Seehund sei daran schuld. Die Leute erhoben darüber ein solches Geschrei, daß der Herr, um sie zu beruhigen, seine Zustimmung zu der Entfernung des Seehundes gab, jedoch nur unter der Bedingung, daß das Leben seines Lieblings geschont werde. Der Seehund wurde in einem Kahn weit hinaus in die See gerudert und in's Wasser geworfen, aber es dauerte nicht lange, so war er wieder bei seinem Herrn.

Ein zweites Mal wurde das Thier noch viel weiter in den See hinaus gebracht, aber wiederum kehrte es zurück.

Zum dritten Male wurde es so weit in die See hinausgefahren, daß die Bootsleute zwei oder drei Tage abwesend waren, bevor sie nach Hause zurückkehrten; sie hatten überdieß noch dem armen Thiere in grausamer Weise die Augen ausgestochen, bevor sie es über Bord warfen. In einer Nacht kurze Zeit danach hörte der Herr den kläglichen Schrei seines lieben Seehundes, und als er die Hausthüre öffnete, um dem Geräusche genauer nachzuforschen, fand er das Thier in der That vor seiner Thür, aber bereits todt daliegen. Es hatte alle seine Kräfte noch einmal aufgewandt, um seines Herrn Thür zu erreichen, und nachdem es so weit gekrochen war, um seine Liebe und Anhänglichkeit in dieser Weise bis zuletzt darzuthun, war es gestorben.

Räthsel.

(77.) Schmerz brachte dir mein Kommen,
Doch hat dein Mütterlein
Mich jubelnd aufgenommen,
Ob ich auch winzig klein.
Für dich muß ich mich plagen,
Drum pfleg' und schone mich;
Schwer hätteſt du zu tragen
Am Leben ohne mich.
Und muß von dir ich ſcheiden,
Dann ſei nicht ungerecht,
Wenn du mußt Schmerzen leiden
Um einen alten Knecht.

(78.) Bin ein Vogel der Alpenwelt,
Fliege empor zum Himmelszelt,
Stürze als Fluß mich in den Rhein;
O, wäre nur noch ein Zeichen mein,
Dann wär' ich — wer hätte das geglaubt! —
Selber zu finden auf deinem Haupt.

Die Wacht am Rain.

Von **Hermann Hoffmeiſter.**

Steht am Rain den muntern Knaben
Ohne Strumpf und ohne Sohlen;
Eine Schaar von kleinen Gänſen
Hat man ſeiner Hut befohlen;
Gelb und grün geſlaumte Rücken,
Eben erſt dem Ei entkrochen,
Soll der Hans, der Flachskopf, weiden
Und beſchirmen lange Wochen:
Hans blickt gar ſo ſtolz darein,
Hans fühlt ſich als Wacht am Rain!

Vater hat ihn von dem Hofe
An den grünen Rain entſendet:
„Nimm in Acht dich," ſprach er warnend,
„Daß der Weih kein Thier entwendet!"
Hans bewaffnet ſich zum Kampfe;
Eine Gerte in der Rechten,
Reißt die Jacke er vom Leibe
Und verſucht ſich ernſt im Fechten:
Hans blickt gar ſo ſtolz darein,
Hans fühlt ſich als Wacht am Rain!

Doch der Feind läßt auf ſich warten,
Hans hockt nieder auf den Raſen:
„Sollt' es einſt zum Angriff kommen,
Mußt du auch' zum Streite blaſen!"
Alſo denkt er, eilt zum Bache,
Wo voll Saft die Weiden ſtehen;
Klopfend mit dem Taſchenmeſſer
Seh'n wir ihn ſein Schlachthorn drehen:
Hans blickt gar ſo ſtolz darein,
Hans fühlt ſich als Wacht am Rain!

Kaum doch iſt die Pfeife fertig,
Kommt ein Weih daher geflogen,
Witternd eine leck're Beute,
Zieht er immer eng're Bogen;
Hurtig greift der Hans zum Schwerte,
Lockt die Gänslein auf die Seite;
Die Trompete in der Linken,
Forbert er den Feind zum Streite:
Hans blickt gar ſo ſtolz darein,
Hans fühlt ſich als Wacht am Rain!

Und das Raubthier ſchreckt der kleine
Kampfentbrannte, tapfre Knabe,
Wahrt der alten Gans die Küchlein,
Seinem Vater Gut und Habe;
Pfeifend und die Gerte ſchwingend
Hat der Freund den Feind vertrieben,
Iſt vom Morgen bis zum Abend
Sieger auf dem Feld geblieben:
Hans blickt gar ſo ſtolz darein,
Hans fühlt ſich als Wacht am Rain!

Die Bleisoldaten.

Peter, der für seine Thaten
Eine Schachtel Bleisoldaten
Zum Geburtstag jüngst erhielt,
Kann die Zeit nun kaum erwarten,
Wo auf einem Tisch im Garten
Hans mit ihm Soldaten spielt!
Hans, sein Spielkam'rade, gehet
In die Schule und verstehet
Der gelehrten Dinge viel;
Sagt dem Peter oft Gedichte
Und erzählt ihm Weltgeschichte,
Ja, er mischt sich oft in's Spiel.
Dies ist Peters größte Freude.
Heut', am Sonntag, sitzen beide
Schon ganz früh im Gartenhaus.
Hans will heut' der Perser Kriege
Und der tapfern Griechen Siege
Führen hier im Kleinen aus;
Doch zuvor muß er erklären,
Wer die tapfern Griechen wären
Und die Perser, die er nennt.
Horcht, er sagt: „Vor vielen Jahren
„Beides große Völker waren,
„Die ein jedes Schulkind kennt!
„Erst war Xerxes Perserkönig,
„Ihm gehörten gar nicht wenig
„Reiche, doch er wollte mehr!
„Griechenland wollt' er erringen,
„Deßhalb ließ zusammenbringen
„Er ein ungeheures Heer!
„Dieses ließ er kostbar rüsten,
„Zog hin an der Griechen Küsten
„Und vergoß viel Menschenblut!
„Doch die mächt'gen Perser-Schaaren
„Schimpflich bald geschlagen waren
„Von der Griechen Heldenmuth!"
Peter horchet ganz andächtig,
Wie sein Freund erzählte; prächtig
Die Soldaten stellt er auf!
Bei dem schönen Spiel vergessen
Beide Kinder Trank und Essen,
Bis die Mutter ruft: „Hinauf!"

Wer war die Klügste?

Von **Onkel Karl.**

Lenchen und Gretchen wohnten nicht weit von einander in einem herrlichen Wald, am Fuße der Catskill-Berge. Sie waren die besten Freundinnen, besuchten sich oft und gingen, so oft sie konnten, miteinander in Wald und Feld spazieren. Auf einem dieser Spaziergänge fanden sie ein Blümchen, das sie noch nie gesehen hatten und das roth und blau gestreift war. Sie geriethen nun in Streit über die Farbe des Blümleins; Lenchen nannte es roth und Gretchen behauptete, es sei blau. Der Streit wurde immer heftiger, sie schalten einander dumm, ja schlugen sogar nach einander. Von diesem Tage an schien ihre Freundschaft auf immer zerstört zu sein. Sie mieden sich, und wenn sie sich doch begegneten, gingen sie grollend an einander vorüber. Beide aber fühlten sich recht unglücklich.

Eines Abends — es war am Tage vor Gretchens Geburtstag — war Lenchen in einer gar trübseligen Stimmung. Sonst hatte sie immer Gretchens Geburtstag mitgefeiert. Als sie daran dachte, wie schön das immer gewesen war, konnte sie das Weinen nicht länger unterdrücken, lief zu ihrer Mutter hin und barg ihr Gesicht laut schluchzend in deren Schooß. Diese wußte ganz gut, was ihr fehlte; sie holte ein Buch, in dem allerlei schöne Geschichten und Sprüchwörter standen und gab es Lenchen, damit sie sich zerstreuen sollte. Diese schlug es auf, und sogleich fiel ihr Blick auf das Sprüchwort:

‚Der Klügste gibt nach.'

Da reifte in ihrem kleinen Herzen der Entschluß, sich mit Gretchen auszusöhnen, und morgen bot sich ja die schönste Gelegenheit dazu. Schon der Gedanke machte sie froh und heiter, und als sie zu Bett gegangen war, konnte sie lange vor freudiger Aufregung nicht schlafen.

Am nächſten Morgen ſtand ſie um Tagesanbruch auf, pflückte die ſchönſten Blumen in ihrem Garten und machte einen prächtigen Strauß davon. Dann ſchrieb ſie einen herzlichen Glückwunſch und darunter in eine Ecke: „Liebes Gretchen, das Blümchen iſt blau und roth.“ Sie ſteckte das Briefchen in den Strauß und machte ſich dann auf den Weg nach Gretchens Elternhaus. Wie ſangen ihr auf dem Wege die Vögelein ſo freudig zu, wie lieblich dufteten die Waldblumen ihr entgegen, und wie freundlich grüßten ſie die erſten

Wer war die Klügſte?

Strahlen der Morgenſonne! Wie war Alles um ſie her ſo ganz anders, ſeit es in ihr anders geworden war!

Leiſe ſchlich ſie an das Fenſter des Kämmerchens, in dem Gretchen ſchlief, legte den Blumenſtrauß auf das Fenſterbrett und lief dann, ſo ſchnell ſie ihre Füße tragen konnten, nach Hauſe.

Als Gretchen aufstand, ging sie wie gewöhnlich zuerst an das Fenster, um ihre Blumen zu begießen; als sie dort den Strauß sah, ergriff sie ein freudiger Schreck, und nachdem sie einen Blick in das Briefchen geworfen hatte, jubelte sie laut auf und rief gewiß zehnmal: „Ja, das Blümchen ist roth und blau, das Blümchen ist roth und blau!“ Sie brachte das ganze Haus in Aufruhr, und ehe ihre Eltern die Ursache ihres auffallenden Benehmens erfahren konnten, lief sie, nein, flog sie fast durch den Wald zu ihrem Lenchen, das sie schon an der Hausecke erwartete. Die Kinder fielen sich um den Hals und besiegelten ihre Versöhnung unter Freudenthränen mit hundert Küssen.

Oft werden ältere Menschen einander durch Kleinigkeiten in ähnlicher Weise entfremdet, wie Lenchen und Gretchen; und wie viel Herzeleid könnte ihnen erspart werden, wenn sie diesen Kindern in der Versöhnlichkeit nachahmten!

Das Nebelmännchen.

(Ein Märchen aus dem Thüringer Wald, erzählt von **C. Lucke.**)

Meine lieben kleinen Freunde, in keinem Land der Erde werden so viel Märchen erzählt, als in unserm lieben Deutschland; fast jede Gegend hat da ihre besonderen Erzählungen von Berggeistern, Kobolden, Seejungfern und Nixen, von Zwergen und Hexen, von Zauberern und Schwarzkünstlern. So trieb im Riesengebirge vor Zeiten der neckische Berggeist „Rübezahl“ sein Wesen, im Harz plagte der Teufel mit seinen Hexen die Menschen und im Thüringerwald lebten die Zwerge und Kobolde in ihren Erzbergen und bewachten ihre Schätze. Von dorther ist mir eine Erzählung vom Manne im Nebelhüttchen und Nebelröckchen, welches mir meine Kinderfrau oft als selbsterlebt erzählt hat, im Gedächtniß geblieben, welche ich euch wieder erzählen möchte, wenn ihr mir zuhören wollt.

„Als ich noch jung war,“ erzählte sie, „und ich mich mit Meinesgleichen auf der Gasse umher trieb und Feld und Wald durchstreifte, auch wohl unsere Nachbarn neckte, des Abends an ihre Läden pochte und viel dergleichen Unfug trieb, da redeten die Leute viel zu uns Kindern vom Nebelmännchen. ‚Gebt nur Acht!‘ riefen sie, ‚wenn ihr fortfahrt, euch so zu betragen, wenn ihr fortfahrt, unser Obst von den Bäumen zu werfen, die unreifen Beeren abzupflücken oder den Jungen der Singvögel im Neste die Ruhe zu stören, dann kommt sicher das Nebelmännchen über euch und liest euch mit seiner langen Ruthe eine tüchtige Lection.‘

Wir lachten darüber und sagten: ‚O, das Nebelmännchen fürchten wir nicht! laßt es nur kommen; dann wissen wir doch endlich einmal, wie es aussieht.‘ ‚So — !‘ sagten die Leute, ‚macht nur so fort und ihr werdet es bald einmal zu eurem eigenen Schaden kennen lernen —‘; drohten uns dann mit dem Zeigefinger und gingen fort. Wir hatten aber doch von der Zeit an Furcht und sprachen heimlich unter uns oft vom Nebelmännchen; und wenn Eins oder das Andere von uns etwas Unrechtes thun wollte, riefen wir ihm zu: ‚Du! das Nebelmännchen kommt.‘—

An einem recht heitern Sonntagnachmittag gingen wir einmal Alle zusammen vergnügt hinaus in den nahen Dorfwald, um uns des schönen Wetters zu freuen und im Schatten der Bäume zu spielen. Des Jägers böser Heinrich war bei uns. Der war ein bitterböser, starker Junge, den keiner von uns liebte; wir Alle fürchteten uns vor ihm, denn uns Mädchen hatte er allen schon Schabernack angethan, und alle Buben hatte er mehr als einmal geprügelt. Aber heute hatte er seinen gelben, zottigen Leo bei sich, den wir noch mehr fürchteten, als ihn selbst, und so wagten wir nicht, ihn aus unserer Gesellschaft zu verweisen.

Anfangs war Heiny auch recht artig und spielte alle unsere Spiele mit. Doch nach und nach wurde ihm das langweilig, es ging ihm nicht toll genug her, er liebte das Raufen und Balgen. Und so schlug er einen Ringkampf vor; aber keiner der Buben nahm seine Herausforderung an. ‚Nun, dann laßt uns Alle um die Wette laufen!‘ rief er. Wir traten nun auf die nahe Wiese hinaus, und als wir jetzt so rannten, lief uns der Leo nach und riß Jedes, das er einholte, nieder: uns Mädchen zerzauste er die Kleider ganz jämmerlich. Und der böse Heinrich hatte seinen Spaß daran, wenn wir vor dem Leo erschrocken zusammenfuhren. Dieses wilde Spiel hörte dann bald auf. Nun wurde aber Heinrich zornig und rief: ‚Wenn ihr nicht thun wollt, was ich euch befehle, so ruf ich gleich das Nebelmännchen herbei, das wird es euch lehren!‘ Aber wir verlachten seine Drohung und sagten: ‚Das Nebelmännchen hat noch Niemand gerufen; wenn es kommt, kommt es von selbst und straft das böse Kind; du kennst auch das rechte Sprüchlein nicht, dem es folgt.‘ ‚Ich kenne es doch!‘ rief Heinrich noch zorniger, ‚mein Vater hat es mich gelehrt, die Jäger wissen Vieles der Art.‘ Und ehe wir es verhindern konnten, rief er in den Wald hinein:

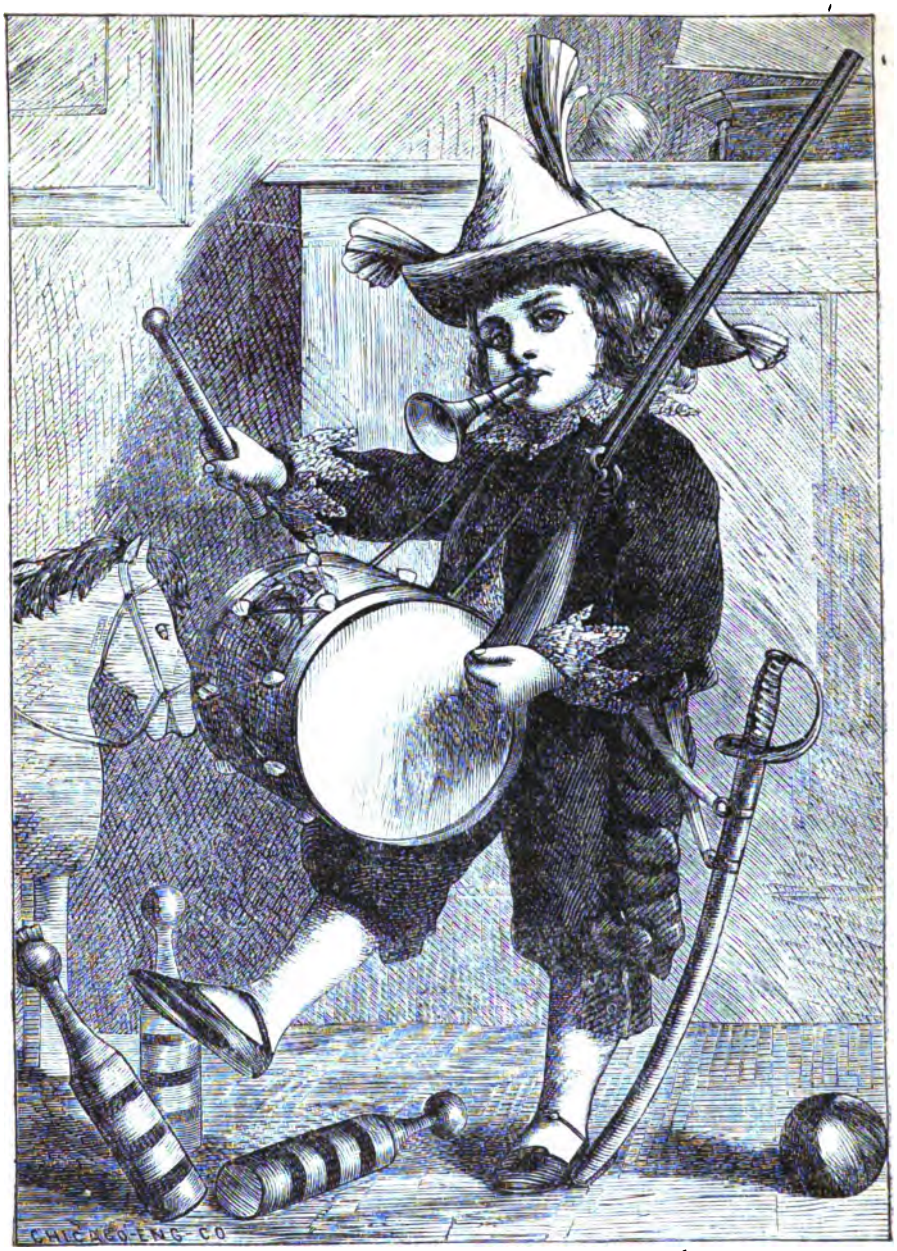
‚Mein Schühchen ist zerrissen,
Mein Röckchen ist zerschlissen,
Es guckt mein Hemdchen überall 'raus;
Es ist ein Jammer, es ist ein Graus!
Nebelmännchen!
Hinter'm Tännchen!
Soll ich heut mit dir zum Tanz,
So komm doch her und flick mich ganz!‘

Kaum hatte er dies Verslein gerufen — horch! da raschelte es im nahen Buschwerk, da sauste und brauste es durch die Krone der Eichen und Buchen und plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, steht das Nebelmännchen in seinem runden Nebelhütchen und grauen Nebelröckchen vor dem Heinrich, schaut ihn mit großen rollenden Augen an, packt ihn mit starker Faust am Arm und sagt:

‚Bürschlein, Bürschlein, nun bücke dich,
Komm jetzt geschwind, ich flicke dich;
Dein Mütterchen hat keine Zeit,
Drum flickt dich's Nebelmännchen heut!‘

Bei diesen Worten zog es den Widerstrebenden über's Knie und zählte ihm mit der großen Ruthe tüchtig auf, daß er jämmerlich aufheulte; und auch der Leo, der an allen Gliedern zitterte, daß ihm die langen Zotten hin und her flogen, heulte mit, obgleich er vom Mann im runden Hütchen und grauen Röckchen keine Schläge erhielt.

Wir anderen Kinder waren vor Schrecken wie am Boden festgewachsen und vermochten uns anfangs nicht zu regen. Doch als wir uns vom ersten Schrecken erholt hatten, sprangen wir dem Dorfe zu, als ob der böse Geist hinter uns wäre. Unsere Eltern und die anderen Leute im Dorfe sahen unser Laufen von Weitem, kamen uns entgegen und riefen: ‚Was gibt's? was ist euch widerfahren? ihr seid ja so verstört!‘ ‚Ach!‘ schrien wir, ‚Jägers Heinrich, der Uebermüthige, hat das Nebelmännchen gerufen, das ist gekommen, hat ihn gepackt und hat ihn tüchtig mit seiner Ruthe gestrichen.‘ ‚Da haben wir's!‘ sprachen die Leute, ‚es wird auch noch über euch kommen; diesmal hat es glücklicherweise den Schlimmsten von euch zuerst erwischt; nehmt euch in Acht! sonst kommt auch noch die Reihe an euch!‘ Von der Zeit an nahmen wir uns in Acht, und unsere Eltern, Nachbarn und Lehrer hatten nicht mehr über uns zu klagen. Auch Heiny wurde ein guter Junge und wir gewannen ihn später recht lieb.“



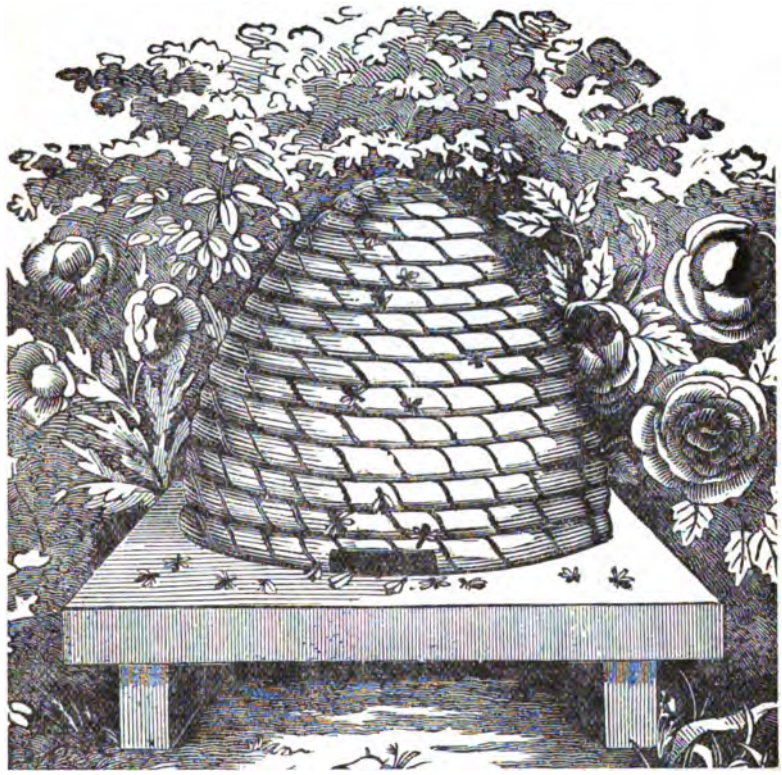
Zum fröhlichen Feste der Sonnenwende!

Nun ist das schöne Fest wieder da mit seinem Kling-Klang und Sing-Sang, mit tausend Sternlein und tausend Lichtlein. Frau Holle hat ihre Bettfedern herunter geschüttelt, daß sie wie so viel weiße Vöglein langsam zur Erde niederflatterten, und so können die neuen Schlitten jetzt lustig den Berg hinuntergeritten und mit Hurrah wieder hinaufgezogen werden. Die kürzesten Tage sind vorüber, wir können uns nach der Schule schon bald länger draußen umhertummeln, ohne daß die Mutter uns schilt, und ehe uns die Wintervergnügungen langweilig werden, kommen dann die lauen Frühlingslüfte mit ihren Verheißungen von lachendem Grün und Blumenduft. Wie schön ist die Welt, ob Winter, ob Sommer, Herbst oder Frühling!

Dritte Abtheilung.

Herzblättchens Spielwinkel.

Herzblättchens Spielwinkel.



Bienlein, ſumm', ſumm',
Flieget, brumm, brumm,
Holet den Honigſeim,
Trägt ihn in's Häuschen heim.
Kindlein, willſt klug du ſein,
Mach's wie das Bienelein!

Der Kindergarten.

Die Blumen in dem Garten,
Die ſind den Kindern gleich,
Man muß ſie pflegen, warten,
Ob arm ſie oder reich
An Blättern, Blüthen, Farben;
Das Alles iſt nur Tand!
Der wahre Schmuck ruht innen,
Doch nicht in dem Gewand.

Drum, wer die Blumen kennet
Nur nach der Farbe Glanz,
Der weiß, wie man ſie nennet,
Doch kennt er ſie nicht ganz.
Der zarte Duft der Blume,
Den nicht das Auge ſchaut,
Geht für ein Herz verloren,
Das nur dem Aeußern traut.

Onkel Fröbel.

Ein Garten iſt die weite Welt,
Ein Garten iſt das Menſchenleben,
Der, je nachdem er wird beſtellt,
Von jeher ſeine Frucht gegeben.

Da ſchwillt's vom friſchen Lebensſaft
In tauſend tief verborg'nen Röhren,
Da ſtrotzt's von reger Jugendkraft,
Dem Licht will Alles zu ſich kehren,

Entfalten ſich aus dunklem Keim
In Blüthenpracht und Schönheitsfülle,
Zur Frucht, voll ſüßem Honigſeim
Im würz'gen Duft, in zarter Hülle.

Doch, ſoll die Pflanze wohlgedeih'n,
Bedarf's der treuen Gärtnerpflege;
Sie muß des Auges ſich erfreu'n,
Des Herzens, das ſie liebend hege.

Allein, ſolch' treues Gärtnermüh'n
Verſtändnißreich und wohl erwogen,
's iſt auch ein Pflänzchen, ſchwer zu zieh'n,
Das manche Hoffnung ſchon betrogen.

Drum Ehr und Preis dem Gärtnersmann,
Der nicht nur ſchuf den Kindergarten,
Nein, der zugleich die Kunſt erſann
Der rechten Pflege, ſein zu warten.

Ihn ſelber rief der Tod zwar ab;
Doch ſieh', mit jedem neuen Lenze
Entſprießen Blumen ſeinem Grab,
Daß fördernd ſich ſein Werk ergänze.

Die ersten Höschen.

Von Tante Auguste.

Der kleine Franklin wohnte mit seinen Eltern und Geschwistern auf dem Lande, nicht weit von der Stadt Milwaukee. Es war wunderschön dort, und die Kinder hatten einen großen Rasenplatz, wo sie spielen konnten. Sie bekamen auch oft Besuch aus der Stadt, und dann ging's lustig her. Franklin hatte zwei ältere Schwesterchen, und er konnte gar nicht begreifen, warum er nicht auch ein Mädchen sein sollte; er wurde sehr böse, wenn man ihn einen Jungen nannte. Als er drei Jahre alt war, machte ihm seine Mama ein Paar Höschen und einen Kittel; er aber freute sich gar nicht einmal besonders darüber. Von einer Tante bekam er auch ein kleines Segelschiffchen geschenkt. Als es nun Sonntag war, und der kleine Franklin seine neuen Höschen an hatte, sagte der Papa: „Nun bist du schon ein großer Junge und mußt jetzt lernen, dein Schiffchen selbst auf dem Wasser schwimmen zu lassen; kommt, wir wollen jetzt alle hinunter an den Bach gehen." Da waren aber alle gleich bereit: die Mama, die Tante, die zwei Schwesterchen, und sogar das ganz kleine Brüderchen wurde mitgenommen. Als sie am Bache angekommen waren, sagte die Mama: „Franklin, gib aber Acht, daß du nicht hineinfällst!" „Ja, ich geb' Acht!" sagte er und lief lustig am Ufer hin und her, wobei er sein Schiffchen an einer langen Schnur auf dem Wasser schwimmen ließ. Er sang dabei laut und lustig das Liedchen:

Die Wasserfahrt.

1. Tanze, mein Schifflein, o schnelle,
Tanze, o tanze vom Land.
Tanze, du spiegelnde Welle,
Trag' uns zum blumigen Strand.

2. Wiege, mein Schifflein, o wiege
Mutter und Schwester mir gut!
Fliege, mein Schifflein, o fliege
Ueber die glänzende Fluth.

Er war so in sein Spiel versunken, daß er alles Andere um sich herum vergaß. Auf einmal that er einen Fehltritt und — plumps! — lag der dicke Bub kopfüber im Wasser. Nun schrien aber die Schwesterchen und die Mama zugleich: „Oh! der Franklin ertrinkt!" und liefen ihm zu Hülfe. Der hatte sich aber unter der Zeit allein wieder heraus gearbeitet und weinte natürlich vor Schreck; mehr aber aus Zorn darüber, daß er so dumm war. Nun mußte die Mama ihn schnell in's Haus bringen und umkleiden, denn seine neuen Höschen waren ganz naß und schmutzig geworden. Als die Mama ihm sein altes Kleidchen wieder angezogen hatte, sagte er zu ihr: „Mama, nicht wahr, jetzt bin ich doch wieder ein Mädchen?" Wenn er später wieder an den Bach hinunter ging, gab er immer besser Acht und ist auch nicht wieder hinein gefallen.

Kleiner Leute Leben.

Unter dem Tische,
Hinter dem Schrank,
Hinter dem Vorhang,
Unter der Bank,
Neben dem Waschtisch —
Lustig und froh

Ueberall Spiel und
Lautes Halloh.
Spielt nur, Kinder,
Wie's euer Brauch,
Kommt doch des Ernstes
Stunde einst auch.

Aus dem Kindergarten-Leben.

1. — Die Thon-Arbeiten.

Von Tante Therese.

„Nun, August, heute kommst du aber spät in den Kindergarten; bist du zu spät aufgestanden?“ Er wird ganz roth vor Verlegenheit, daß die Tante so etwas von ihm denken kann, da er vorgestern schon 5 Jahre alt war. „Ach, nein, liebe Tante, aber als ich über die Brücke wollte, war sie versperrt, da etwas dran ausgebessert werden muß, und da hatte ich ziemlich viel Umweg zur andern Brücke.“ „Dann ist's schon gut, da brauchst du dich ja nicht zu schämen, ich dachte ja auch gar nicht, daß du zu spät aufgestanden warst. Komm her und setz' dich an den Tisch; ich wollte gerade den Thon holen; ich denke, er ist weich genug heute. Da hat jedes; — du — du — und du; jetzt habt ihr alle welchen. Nun will ich aber sehen, wer heute einen schönen, runden Apfel machen kann; für den Stiel geb' ich euch nachher ein kleines Stäbchen, womit ihr auch die Blüthe am andern Ende des Apfels zeichnen könnt.

Nehmt also ein Stückchen Thon, rollt es in den Händen und helft etwas nach, indem ihr manchmal leicht mit dem Fingerchen dran drückt, wo sich eine Ecke bildet. Horcht, es klopft. — Herein! — Nun, Selma, was willst du?“

„Ach, unsere Tante ist krank, und so soll ich dich bitten, uns aus der Verbindungsklasse zu dir kommen zu lassen!“

„Gewiß, liebes Kind, ihr werdet ja auch artig sein, wie Kinder von 8 bis 9 Jahren schon immer sein sollten. Hole die anderen. — So, da seid ihr ja. Nun setzt euch an den andern Tisch, — hier — und hier — und da habt ihr auch Thon; formt daraus, was ihr wollt; nur vergeßt nicht, daß man immer zuerst die Kugel macht; die Kugel ist die Grundform, woraus ihr alles Andere am besten formen könnt.“

Nun machten die Kleinen aus dem Kindergarten Kirschen, Mehlsäcke, Würste, Birnen und noch Dies und Das; und die Großen aus der Verbindungsklasse formten schöne Mäuschen, Hühnchen, einen angeschnittenen Schinken, Trauben, eine Locomotive, eine Schnecke mit Schneckenhaus und noch andere schöne Dinge, bis es zur Spielstunde klingelte.

Die Tante ließ die Kinder selbst ein Spiel vorschlagen. Frida, die an dem Morgen mit ihrer Mama beim Bäcker gewesen war und dort viele Brödchen und Kuchen gesehen hatte, sagte ganz schüchtern: „Ach, liebe Tante, wir wollen das ‚Bäcker-Spiel‘ 'mal wieder spielen.“ „O, ja! O, ja!“ rief die ganze Schaar, „das Bäcker-Spiel!“ „Ja, gewiß, Kinder, das haben wir auch lange nicht gespielt.“

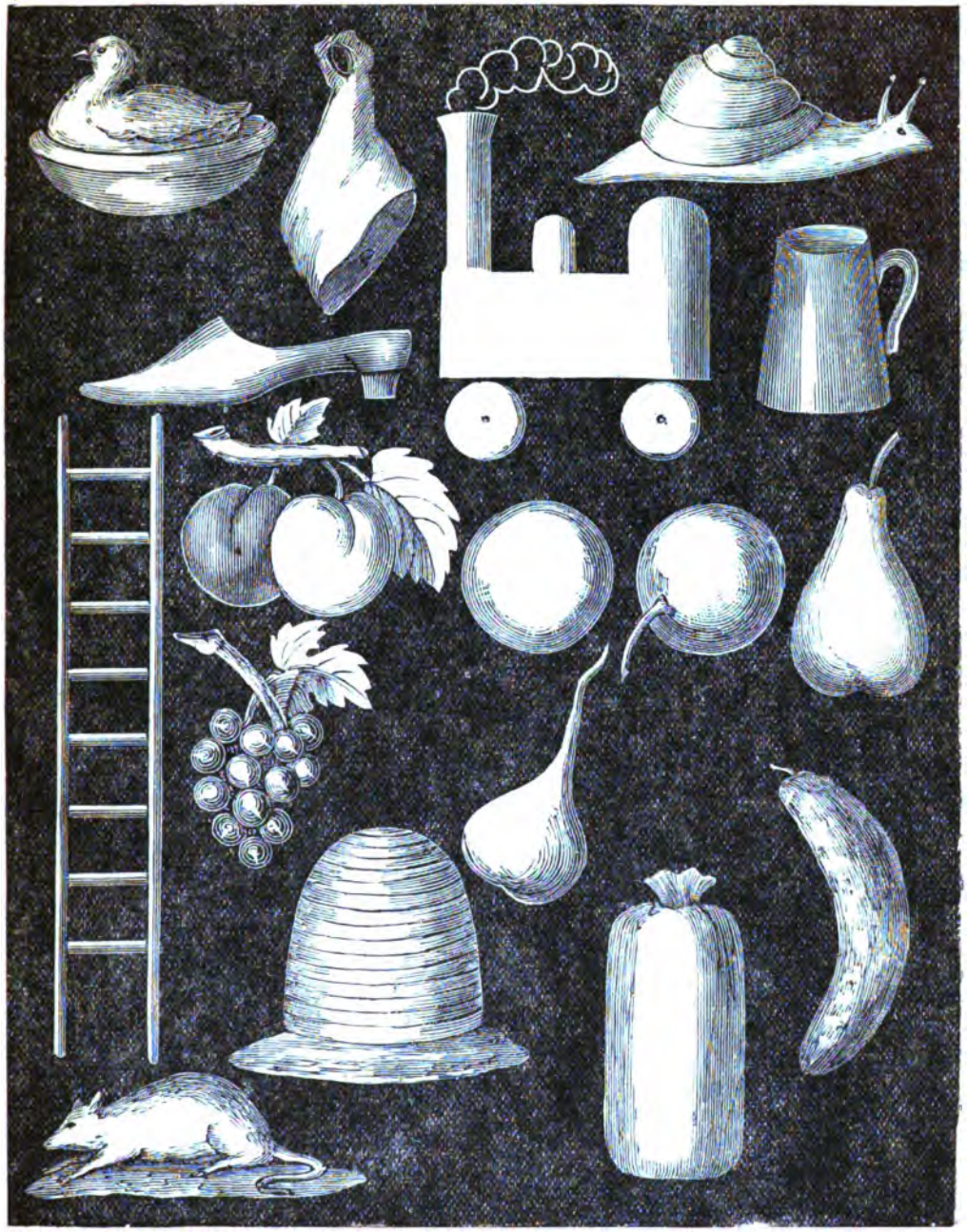
Nun sangen sie alle miteinander das

Bäcker-Liedchen.

1. Kindchen, wollen es versuchen,
   Uns zu backen einen Kuchen;
   Patsche, patsch' den Kuchen glatt;
   Bäcker sagt: „Nun ist es satt.

2. Bringt mir doch den Kuchen bald,
   Sonst wird ja der Ofen kalt.“
   „Bäcker, hier ist der Kuchen fein,
   Back' ihn schön für mein Kindchen klein!“

3. „Bald soll der Kuchen gebacken sein,
   Tief in den Ofen schieb ich ihn ein,
   Laß' ihn darinnen in guter Ruh',
   Mache das Thürlein fest dann zu.“



Thon-Modellir-Arbeiten.

Sprüchlein.

Um die Kräfte zu üben,
Müssen Turner wir sein.
Um die Arbeit zu lieben,
Bei der Arbeit uns freu'n!

Ist die Arbeit gelungen,
Wie erfreut uns das Spiel!
Wird ein Liedchen gesungen,
Giebt's der Freuden gar viel.

Die Kätzchen.

Eine kleine Frühlingspoesie von L. Morgenstern.

Kurt war ein kleiner, dicker, lieber Junge, der hatte seines Vaters Stock in den Händen und geigte damit, denn er wollte Musikant sein, und er geigte immer fort: „Komm, lieber Mai und mache die Bäume wieder grün." Da seufzte seine Schwester Marie: „Ja, ja, du geigst immer fort, aber es hilft nichts, der Frühling kommt und kommt nicht," und dabei schnitt sie die Puppenschürze, die vor ihr lag, zu kurz, und nun waren beide Kinder ganz traurig.

„Ja, der Frühling kommt nicht!" sagte der Dicke und sah zum Fenster hinaus.

Da guckte der Vater zur Thüre herein und sagte ganz leise: „Er ist schon da, aber er steckt im Walde, wir wollen ihn einmal suchen, ja?"

„Hurrah, hurrah! ja, ja!" Marie knöpfte dem Brüderchen den Mantel zu und band sich den Baschlik um; schnell waren sie fertig und nun vorwärts! Sie mußten tüchtig marschiren; aber wie sie aus der Stadt heraus kamen, durfte Kurt auf Vaters Stock reiten und die kleine Marie tanzte: „Rechten Fuß, linken Fuß, weil ich immer tanzen muß."

Jetzt sah man die Bäume schon ganz nahe, immer näher, noch näher, aber grün waren sie nicht! Wo steckte nur der Frühling? Die Kinder raschelten im dürren Laube. Da nahm sie der Vater an der Hand, und sie gingen ganz still neben ihm und hörten wie die Bäume rauschten. Mit Einemmal fing der Kurt an zu rennen, was er konnte, und dann kniete er nieder und rief: „Papa, Papa, das hat der Frühling gemacht!"

Das Schwesterchen kniete neben ihn, und was sahen sie? Unter dem dürren braunen Laube guckte ein liebliches Blümchen hervor, weiß, zart und rein, wie Mondenschein, rings am Stiele schöne, grüne Blättchen, gar reizend anzusehen. Ja, das hatte der Frühling gemacht! Dort stand noch ein Blümchen, dort noch eines, jedes Kind hat welche gepflückt. „Holde Anemonen, die im Walde wohnen," sagte der Vater; da wanderten sie weiter. Aber plötzlich bleiben sie alle stehen und horchen: ein Vogel singt halb lustig, halb traurig, aber wunderschön. „Warum singt das Vögelchen so traurig?" fragte Marie. „Weil es Hunger hat!" sagte Kurt.

„Nein, es ist noch einsam und ihm fehlt das Laubdach, wo es sein Nestchen bauen kann, darum klagt es und ruft den Frühling," sagte der Papa leise, „aber nun wollen wir noch Kätzchen holen für die liebe Mama."

„Kätzchen?" rief Kurt, wir haben ja keinen Sack." „Ich nehme sie in die Schürze," sagte Marie. „Und ich in die Hand," sagte Papa. Darüber lachten die Kinder und dachten: Jetzt wird's Miau schreien, denn der Vater stieg in einen Graben hinunter und rief: „Jetzt hole ich sie!"

Wie er wieder herauf kam, hatte er drei Zweige in der Hand. Wo waren die Kätzchen denn? Ja, die saßen an den Zweigen in kleinen grauen Pelzchen, und aus einem guckte schon ein Blättchen heraus — denn es waren ja Weiden-Kätzchen, die hatte auch der Frühling gebracht. „Kleine niedliche Dingerchen — Jedes bekommt eins in die Fingerchen," spaßte der Papa — und nun ging's im Trab nach Hause.

Da klopften sie leise an die Thüre, rasch öffnete sich diese und eine liebe Hand warf Zuckernüßchen heraus.

„Habt ihr den Frühling gefunden?" fragte die Mama. „Ja, mach' einmal die Augen zu," riefen die Kinder. Und wie sich die Mama dann umdrehte, stand auf dem Tisch, hell, munter und frisch, ein Frühlingsstrauß für's Haus. Ja, jetzt wußte es auch die liebe Mama, der Frühling war da!

Aus dem Kindergarten-Leben.

2. — Fröbels I. Baukasten (die III. Gabe).

Von Tante Therese.

Die kleinen Bübchen und Mädchen sind nach und nach alle angekommen, einzeln oder zu Zweien oder zu Dreien, haben mit Hülfe der Tanten ihre Hütchen, Häubchen und Mäntelchen hübsch ordentlich an die Haken im Ankleide-Zimmer gehängt und spielen nun „Katze und Maus", oder erzählen sich kleine Geschichtchen, oder vertreiben sich die Zeit auf andere Art. Die Tante sieht zuweilen nach der großen Uhr an der Wand, die Tag und Nacht so fleißig „Tick — Tack" macht. Wie der große Zeiger gerade nach Oben steht, um 9 Uhr, ruft sie: „Achtung, Kinder!" Diese kommen fröhlich an den Tisch gelaufen und stellen sich hinter die um denselben stehenden Stühlchen.

„So, nun nehmt leise, leise die Stühlchen vor und setzt euch an den Tisch! — Das war brav. — Aber, Roland, hast du vergessen, wie man sich hinsetzt, wenn man achtgeben will, auf was Tante sagt? — So ist's recht. Wer weiß, warum ihr euch immer so im Stühlchen zurücklehnen und Aermchen verschränken sollt, wenn ich ‚Achtung!' sage? Du, Röschen? Nun, so laß hören!"

„Weil wir am Besten achtgeben können, wenn wir ganz still sitzen," antwortet Röschen.

„Das freut mich," sagt darauf die Tante, „daß du dir das so gut gemerkt hast. — Weil ihr nun so artig waret, so will ich euch 'mal wählen lassen, was ihr jetzt thun wollt, und wenn es geht, so dürft ihr das thun."

„O, Thonarbeiten, Tante!" „Falten!" „Ach, nein; Flechten!" So rufen die Kinder durcheinander.

„Nun will ich euch 'mal was sagen," erwiderte die Tante, „wir möchten doch gern alle dasselbe thun, nicht wahr? Der alte Thon ist aber zu trocken geworden und erst morgen bekommen wir wieder ganz neue, schöne Faltblätter und Flechtblätter. Wir haben aber viele Bauklötzchen im Schrank. Wollen wir nicht heute einmal bauen?"

„O, ja, Tante, bauen, bauen; wir wollen heute wieder ‚Tisch decken' spielen!" ruft es an allen Ecken und Enden des Tisches. Nur Helene will durchaus mit Thon arbeiten und macht ein eigensinniges Gesichtchen dazu. Die Tante sucht ihr in gütigen Worten begreiflich zu machen, daß sie den harten Thon nicht brauchen kann; sie wird aber immer unartiger, sie ist ein sehr verwöhntes Kind; sie will, und sie will, und sie will nicht bauen; sie will nur Thonarbeiten machen.

„Nun," sagt die Tante, „dann kann ich dir eben nichts zu thun geben; wir aber, ihr anderen Kinder, wir bauen alle, und etwas recht, recht Schönes, nicht wahr?"

Die Tante holt nun für jedes der Kinder ein Kästchen mit Onkel Fröbels dritter Gabe, theilt dieselben aus und sagt: „Dann setzt euch schön in Ordnung; jetzt kehrt das Kästchen um, so daß der Boden nach oben kommt — aber hübsch gerade — so ist's recht — nun zieht das Deckelchen unten heraus und legt es oben auf das Kästchen — und nun hebt sachte, sachte das Kästchen in die Höh'!"

Der Tisch.

„Jetzt haben wir alle einen Tisch," ruft Thea.

„Ja; wir wollen aber nicht nur Tische haben; wißt ihr, was wir heute thun? wir laden deinen Papa und deine zwei Brüderchen zu Tisch ein; sieh! hier sind sie schon:

und dann Frida's Papa, Mama und Schwesterchen:

Tassen müssen wir auch haben:

das sind 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 Tassen

auf dem einen Tisch. Nun rücken wir noch einen solchen Tisch dazu, damit die Gäste und wir alle Platz finden. — So, das ist schön."

„Und jetzt ein Tischtuch auflegen!" sagt August.

„Ja, natürlich; das, das Roland letztes Mal so schön geflochten hat, nicht wahr?"

„Ja, und jetzt die Tassen darauf. Nun kommt her, ihr Papas und Mamas, ihr Brüderchen und Schwesterchen; der Tisch ist gedeckt!" ruft Thea wieder, und alle freuen sich auf das schöne Essen, das aufgetischt wird; denn es ist halb 11 Uhr, die gewöhnliche Zeit für den Imbiß.

Schon lange möchte Heleke gern mitarbeiten, will sich's aber noch immer nicht anmerken lassen; sie mag nicht zur Tante gehen und um ein Baukästchen bitten. Endlich, als die Tante einem neben ihr sitzenden Kind etwas zeigt, flüstert Helenchen ganz leise: „Ach, Tante, gib mir auch Klötzchen!" „Gewiß," sagt die gute Tante, „ich will dir gleich welche holen; wie schade, daß du nicht gleich mit angefangen hast; nun sind die anderen schon so weit, und du fängst erst an."

Mit doppeltem Eifer geht Helenchen an das Bauen und nimmt sich vor, das nächste Mal gleich mit den anderen anzufangen.

Während des Bauens fingen einige Kinder an, leise zu summen, und eh' man sich dessen versah, sang der ganze Kindergarten, und die Tante mit, das

Bauliedchen.

1. Ich bin ein kleiner Zimmermann,
   Ich baue, was ich bauen kann,
   Ich bau' ein Tischchen fest und hoch
   Und hab' doch kleine Hände noch.

2. Ich brauche keine Nägelein,
   Doch mach' ich Alles fest und fein;
   Schnell ist die Arbeit auch vollbracht —
   Seht her, das Tischlein ist gemacht!

Mausfallensprüchlein.

Von Ed. Mörike.

Musemäuschen, stell dich ein
Heute Nacht beim Mondenschein!
Mach' aber die Thür fein hinter dir zu.
Hörst du?
Aber hüte dein Schwänzchen!

Nach Tisch, da singen wir,
Nach Tisch, da springen wir
Und machen ein Tänzchen.
Witt! Witt! Witt! Witt!
Meine alte Katze tanzt wahrscheinlich mit.

Der Regen.

Von Tante Martha.

Hugo und Gretchen wohnten in einer Stadt und gingen täglich des Morgens in den Kindergarten. Da waren sie bei Spiel, Gesang und Arbeit immer sehr vergnügt, doch freuten sie sich auch auf den Nachmittag, wo sie bei gutem Wetter in dem Garten am Hause, und bei schlechtem Wetter in der Stube bei der Mama spielen konnten. Ein Hauptvergnügen jedoch war es für Hugo und Gretchen, wenn Mama und Papa mit ihnen spazieren gingen. An einem schönen Sommermorgen, als Hugo und Gretchen in den Kindergarten gingen, sagte die Mama: „Kinder, heute Nachmittag, wenn das Wetter noch so schön ist, machen wir zusammen einen Spaziergang zur Tante auf die Farm." Da war aber der Jubel der Kinder groß, denn zur Tante auf die Farm gingen sie gar zu gern, da gab es so viel zu sehen, und sie bekamen so gute Milch zu trinken.

Ganz froh kamen sie im Kindergarten an und erzählten der lieben Tante von dem Vergnügen, das sie heute Nachmittag haben würden; da meinte die Tante: „Dann, Hugo und Gretchen, müßt ihr aber sehr fleißig und artig heute sein, damit ihr die Freude, welche euch eure liebe Mama bereiten will, auch verdient."

Die Kinder waren recht artig gewesen und Mittags froh nach Hause geeilt; doch das Wetter war nicht so schön geblieben, die liebe Sonne hatte sich hinter schwarze Wolken versteckt, und es regnete. Bei dem Regenwetter konnten sie nun nicht einen so weiten Spaziergang machen, die Mama versprach es ihnen für einen andern Nachmittag, doch Hugo und Gretchen waren ärgerlich und verdrießlich, sie schalten den Regen und blieben den ganzen Nachmittag in einer Ecke der Stube sitzen. Die Mama sagte gar nichts dazu, doch als es gegen Abend aufhörte, zu regnen, nahm sie Hugo und Gretchen an der Hand und ging mit ihnen hinunter in den Garten. Da wunderten sich die Kinder, daß Alles so frisch aussah, die Blumen hatten ihre Köpfchen wieder emporgerichtet, und die Blätter der Bäume sahen jetzt viel grüner aus, als vorher. „Seht ihr," sagte die Mama, „das kommt von dem Regen; wenn es nicht von Zeit zu Zeit regnete, so könnte nichts im Garten und auf dem Felde wachsen, und es wäre schlimm um uns bestellt." Hugo und Gretchen sahen das nun auch ein und schalten nie mehr, wenn es regnete.

Als sie einige Tage darauf den versprochenen Spaziergang mit der Mama zur Tante auf die Farm machen konnten, waren sie sehr vergnügt.

Der kleine Gernegroß.

Von J. Kell.

War einst ein kleiner Gernegroß,
Fünf Jahr' alt und ein halbes bloß.
„Ei" — spricht er — „ich bin nicht mehr klein;
Ich kann gar wohl ein Herr schon sein!"

Er nimmt des Vaters Stock und Hut
Und läuft hinaus mit stolzem Muth
Und merkt es nicht, der kleine Tropf,
Daß halb im Hute steckt der Kopf.

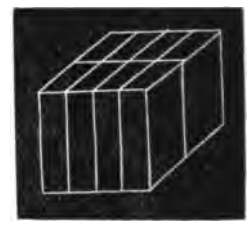
Und alle Leute bleiben stehen
Und lachend auf das Herrchen sehen:
„Ei, Hut, was hast du denn im Sinn,
Wo willst du mit dem Jungen hin?"

Aus dem Kindergarten-Leben.

3. — Das II. Baukästchen (Fröbels IV. Gabe).

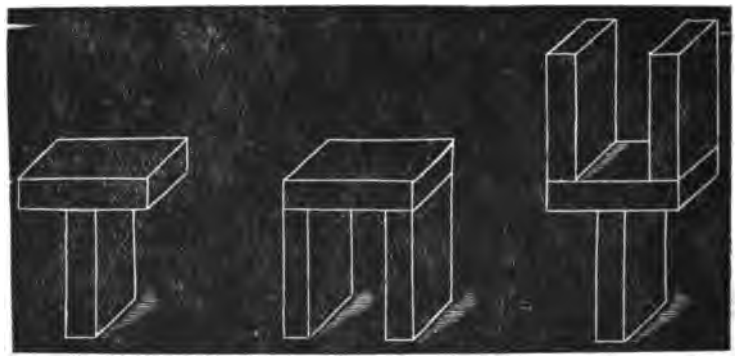
Von Tante Thereſe.

„Heute alſo möchtet ihr gern die vierte Gabe haben, nicht wahr? Nun, hier iſt ſie; jedes Kind hat eine; kehrt das Käſtchen um, mit Deckelchen nach Unten; — zieht das Deckelchen heraus, — legt's oben drauf; jetzt hebt ſachte, ſachte das Käſtchen in die Höh' und ſtellt es hinter die Klötzchen. Wie nennen wir das nun?"



„O, das iſt ein Tiſch!" „Ja, es iſt ein ſchöner Tiſch; aber wie nennen wir das ſonſt immer? Seht, es hat 6 gleiche, viereckige, rechtwinklige Flächen, alle Kanten gleich lang." „Würfel — Würfel!" „Richtig, das iſt ein Würfel. Nun nehmt 'mal mit dem rechten Händchen 2 Klötzchen ab und ſtellt ſie aufrecht; ich will ſehen, wer's kann. — Deines ſteht recht, Röschen; du haſt die breite Fläche nach dir zu. — Halt, Thea; ich ſagte ja nicht, daß deines falſch iſt. Du haſt's auch recht: die ſchmale Fläche nach dir zu; nun ſetzt

'mal dieſelben Klötzchen ſo verſchieden, wie ihr könnt; richtig! Und nun legt ſie ebenfalls auf verſchiedene Art; — wie freut es mich, daß ihr euch dies ſo gut gemerkt habt vom letzten Mal.



Wer kann nun mit den 2 Klötzchen einen Tiſch machen? — Der iſt ſchön. Mit 3 Klötzchen kann man auch einen machen. — Richtig! — Was könnt ihr denn mit 4 Klötzchen bauen? Das ſind wohl 2 große Bücher, die du auf den Tiſch geſtellt haſt?

Nun nehmt das 5te Klötzchen und legt's oben darüber, dann habt ihr ein Taubenhaus; — mit dem 6ten macht ihr ein Trittbrettchen für die Täubchen in die Thür; — mit dem 7ten und 8ten ſchließt ihr das Häuschen hinten und vorn. Iſt das nicht ein nettes Taubenhäuschen,

Friedrich? Jetzt schlafen all' die Täubchen drinnen und frieren nicht, weil es so fest zu ist. Da ihr so achtsam waret, dürft ihr nun ein Weilchen allein bauen, ohne mein Dictat, was ihr wollt." „Ach, Tante, laß uns einen Garten-Zaun bauen und dazu singen!" — „Ja, wenn's die anderen auch wollen — —." „Ja, ja! Kanten sich an Kanten bau'n!" „Gut, so baut, und wir alle singen dabei das

Garten-Liedchen:

Kanten sich an Kanten bau'n;
Seht den schönen Garten-Zaun!
In dem Garten, still und klein,
Wachsen schöne Blümelein.

Die kleine Badegesellschaft.

Von Tante Lina.

„Ach, Tante, bade uns heute! Aber nicht im Badehäuschen, sondern laß uns im Bach umherspringen. Willst du? Ach, bitte, es ist so warm!" so riefen Thea, Duty, Helena und Litta durcheinander, und zuletzt fing der kleine Franklin auch an, Tante Heddie zu bitten. „Wir wollen einmal sehen, ob Tante Lele mitgeht; dann gehe ich auch, denn allein kann ich nicht mit euch allen hinunter gehen." Nun bestürmten alle die Tante Lele, welche auch gleich bereit war, mitzugehen. Es wurden Handtücher mitgenommen, auch Schwamm, Kamm und Seife, und die ganze Badegesellschaft marschirte an den Bach. Jetzt ging's rasch an's Ausziehen, und eins, zwei, drei waren alle Kinderchen und Tanten im Wasser und freuten sich sehr, daß sie so viel Raum hatten. Aber die Freude dauerte nicht lange, denn die Muh-Kühe hatten den Zaun durchbrochen und wollten jetzt auch in den Bach; im heißen Sommer gehen sie gern im kühlen Wasser umher. So mußten denn alle so schnell wie möglich aus dem schönen Wasser, denn Tante Lele und Heddie konnten die vielen Kühe nicht fortjagen. Schnell wurden die Kinder angekleidet, dann liefen sie zum Johann in den Stall, um ihm zu sagen, er solle den Zaun wieder zusammennageln, damit die Kühe sie nicht wieder fortjagen könnten, wenn sie morgen im Bache herumpantscheln wollten.

Zur Schule.

Wie Eins sich mit den Andern freute,
Wenn sie manch' heitres Spiel ergötzt,
So geh'n zur lieben Schule jetzt
Zusammen froh die kleinen Leute.
An Vaters Schirm der kleinste schreitet;
Voll Ernst die ältern hinterdrein,
Vom güt'gen Mutterblick begleitet,
Die Brüder sammt dem Schwesterlein;
Die werden alle wacker lernen
Und in der Schule fleißig sein.

Kleeblättchen.

Es wachsen drei Blättchen an einem Stiel;
Du denkst gewiß: das ist nicht viel!
Aber drei Kinder in Einigkeit,
Das ist der Eltern höchste Freud'!
Kind, was du liebst, das halte fest!
Wer seine Freunde nicht verläßt,
Der ist gar fröhlich, gut und reich,
Der ist dem treuen Kleeblatt gleich.

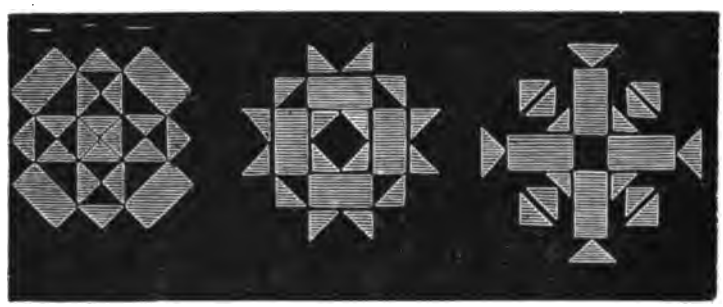
Aus dem Kindergarten-Leben.

4. — Die Legetäfelchen.

Von Tante Thereſe.

Jetzt will ich euch 'mal was Schönes erzählen, von dem, was die Kinder in der Verbindungsklaſſe gethan haben, als Irma's Geburtstag war. Sie hatte alle Kinder eingeladen, 15 an Zahl, und natürlich die Tante auch, denn die durfte niemals fehlen, da alle ſie ſo lieb hatten und ſie immer ſo ſchöne Unterhaltung angeben konnte.

Es war Winter, und die Kinder mußten ſich ſehr warm anziehen, da es ein ziemlich kalter Tag war; die Knaben nahmen ihre Schlitten mit und fuhren ihr Schweſterchen oder andere Mädchen hin, und als ſie den Wald erblickten, wußten ſie ſchon vom Sommer her, daß da Irma's Wohnung war; aber der Wald ſah jetzt anders aus, als damals; auf den Zweigen lag dicker Schnee, auf dem Boden waren nicht Blümlein zu ſehen, ſondern nur glitzernde Schnee-Sternlein; die Beete im Garten waren weiß, am Haus hingen dicke Eiszapfen; es war aber doch auch ſchön, wenn Alles ſo ein reines, weißes Kleid angezogen hatte und die Kinder von der geſunden klaren Winterluft roſige Geſichter bekamen; und da ſie ſich recht munter herumtummelten, wurde ihnen auch gar nicht



kalt. Als die Tante ſie zuſammenrief, um in's Haus zu gehen, ſchauten ſich alle verſtändnißvoll und mit vor Freude glänzenden Geſichtern an, denn ſie hatten ja eine große Freude für Irma bereitet; nur Irma wußte nicht, was das zu bedeuten hatte. Die Kinder kicherten in Einem fort, aber geſagt hätte keines was, denn es ſollte ja eine große Ueberraſchung für die gute Irma ſein; es war ſo Sitte, daß man dem Geburtstagskind eine ſolche Freude bereitete, und da hatten die Kinder, wenn ſie einen Cent bekamen, um ſich was Hübſches zu kaufen, denſelben meiſtens aufgehoben und der Tante gebracht, die ſollte dann der Irma Legetäfelchen kaufen, da ſie die für ihr Leben gern hatte; damit konnte man doch ſo nette Formen legen. Nun, die freudigen Geſichtchen alle mußte man ſehen, als ſie im Hauſe waren, die Tante ein kleines viereckiges Päckchen holte, das Papier abmachte und es dann Irma mit dem Bemerken überreichte, das hätten ſie alle ihr als Geburtstagsfreude zugedacht; und wie ſie überraſcht war! Solch ein Geburtstagsgeſchenk war noch nie dageweſen! Das war ja viel, viel ſchöner, als Kuchen und Zuckerwerk! Irma ſagte, ſie wollten nun auch gleich hübſche Formen legen, alle, alle. Sie ſetzten ſich an den Tiſch, und es war eine Luſt, ach, es war ja zu ſchön; das Eine fing an, indem es in der Mitte ein geſchloſſenes Viereck aus 4 Dreiecken

bildete und andere Dreiecke symmetrisch herum legte; das Andere fing an mit einem hohlen Viereck, auch aus 4 Dreiecken gemacht; das Dritte bildete 4 längliche Vierecke in Kreuzform an einander und legte noch andere Legetäfelchen herum. — Immer und immer wieder kam Neues und Schönes zu Stande, sie wurden es gar nicht müde, bis es zu dämmern anfing, und man sich schnell zum Heimweg rüsten mußte, um vor Dunkelwerden zu Hause zu sein. Sie sagten alle einander herzlich „Lebewohl!" und flugs ging's fort nach Haus.

Das Eichhörnchen.

Von Tante Auguste.

An einem wunderschönen Herbsttage, im Monat September, Alles in der Natur war noch frisch und grün, sagte die Tante Helene zu ihren kleinen Nichten: „Kinder, heute Nachmittag wollen wir einmal alle hinaus in den Wald gehen und Nüßchen sammeln. Da waren alle sogleich dabei; sie holten sich ihre Hüte, und auch jedes ein Körbchen, um die Nüsse hinein zu thun; der ältere Bruder Gustav wurde auch mitgenommen. Jedes der Kinder bekam ein Brödchen und einen Apfel in seinem Körbchen mit; und nun ging es auf den Weg.

Ach, wie erfreuten sich die Kinder an dem schönen blauen Himmel; Häher und Rothbrüstchen zwitscherten in den Zweigen, und Gustav versuchte sogar, einige Schmetterlinge zu fangen, die ihnen über den Weg flogen.

Lange suchten die Kinder erst hin und her, fanden aber nur einige Haselnüßchen; als sie jedoch ein Stückchen weiter gegangen waren, kamen sie an einen großen Hickory-Baum, worauf noch einige Nüsse hingen. Die Kinder suchten lange im dürren Laub unter dem Baume und wurden auch für ihre Mühe belohnt, indem sie hier und dort noch eine Nuß fanden. Auf einmal schrie Gustav: „Kommt einmal alle hier her! Ich habe ein ganzes Loch voll gefunden." Nun liefen alle zu ihm hin, und er zeigte ihnen seinen Fund. Die Tante Helene erklärte ihnen, daß sich ein Eichhörnchen diese Nüßchen gesammelt hätte und sie in diesem Loch unter dem alten Baumstamme verborgen hielt, damit es im Winter etwas zu essen hätte, wenn überall Schnee liegt und nichts wächst. Da trat die kleine Melitta zur Tante und sagte: „Bitte, liebe Tante, decke die Nüßchen wieder zu, wir wollen sie nicht mitnehmen, sonst muß das Eichhörnchen im Winter Hunger leiden." „Ja, wieder zudecken," sagte die kleine Helena, und auch Gustav war damit einverstanden, obgleich er sehr gerne Nüsse aß.

Nachdem sie die Nüsse wieder schön mit Erde und Laub bedeckt hatten, setzten sich alle vier unter den großen Baum und aßen ihre Brödchen und Aepfel. „So," sagte die Tante, als sie fertig waren, „nun müssen wir uns aber auf den Heimweg machen, sonst ängstigt sich die Mama um uns;" und hurtig sprangen die Kinder auf, um zur lieben Mama zu gehen.

Sie hatten ungefähr den halben Weg zurückgelegt, als die kleine Helena plötzlich stehen blieb und, auf einen Baumast zeigend, ausrief: „Tante, Tante! sieh das schöne Thierchen!" „Was meint ihr wohl, was das ist, Kinder?" „Ein Eichhörnchen," sagte Gustav, „ich habe schon oft welche hier im Wald gesehen." Es war zu possirlich, wie das kleine Ding auf den Hinterbeinchen saß und in seinen Vorderpfötchen eine Nuß hielt; es schlug mit seinem langen buschigen Schweif auf und nieder und ließ seine klugen, runden Aeuglein nach allen Richtungen umher gehen, bis es sie plötzlich auf die Kinder richtete. Melitta und Helena waren ganz entzückt. Die Tante erzählte ihnen, daß das kleine Eichhörnchen auf diese Weise seinen Wintervorrath zusammen trage. Nun freuten sich die Kinder, daß sie die Nüßchen hübsch liegen gelassen hatten. Zu Hause angelangt, konnten sie der Mama und dem Papa

nicht genug von dem fleißigen und klugen Eichhörnchen erzählen. Später, als ſie ihr Abendbrod gegeſſen hatten, verſammelten ſich die Kleinen, wie jeden Abend, um ihre liebe Tante Lele, wie die Kinder ſie lieber nannten, und dieſe las ihnen folgendes Gedichtchen vor:

Das Eichhörnchen.

Heiſa, wer tanzt mit mir?
Luſtig und munter,
Kopfüber, kopfunter
Mit Manier,
Immerfort
Von Ort zu Ort.

Jetzo hier,
Jetzo dort! Hopp!
Ohne Ruh', ohne Raſt,
Vom Zweig auf den Aſt,
Vom Aſt auf den Wipfel, hoch in die Luft,
In Blätterſäuſeln und Blüthenduft. —

Immerzu
Ohne Raſt und Ruh'!
Heut iſt Kirm's und heut iſt Ball!
Spielet, Droſſel, Nachtigall,
Stieglitz, Amſel, Fink und Specht!
Pfeift und geigt und macht es recht!

Ich bin ein Mann,
Der tanzen kann,
Häuschen Eichhorn heiß' ich,
Was ich gelernt hab', weiß ich.
Kommt der Jäger in den Wald herein,
Will mir kein Vogel ſingen;

Häuschen läßt das Tanzen ſein,
Tanzen, hüpfen, ſpringen:
Häuschen hüpft hinein zum Haus,
Häuschen ſchaut zum Haus heraus,
Häuschen lacht den Jäger aus.

Aus dem Kindergarten-Leben.

5. — Erbſen-Arbeiten.

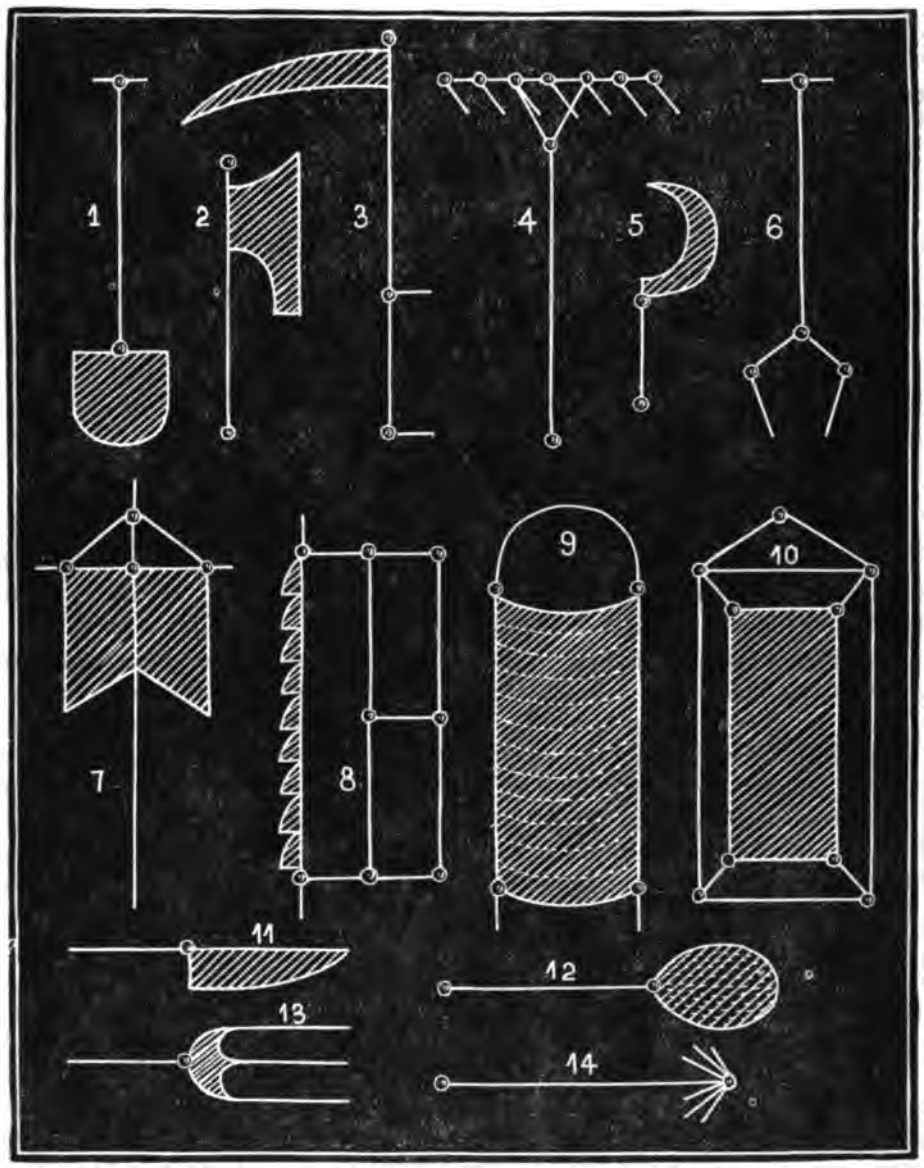
Von Tante Thereſe.

Am Montag nach dem Samſtag, an dem alle Kinder bei Selma im Haus geweſen waren, gab's im Kindergarten „Erbſenarbeiten". Selma hatte ihren Mitſchülern auch ſchon Morgens gleich mitgetheilt, daß ihre Mama ungefähr um 10 Uhr zu kommen dachte, wenn ſie mit der Morgenarbeit fertig ſei. So freuten ſich ſchon alle außerordentlich auf die Spielſtunde, um ſie zu begrüßen. Alſo „Erbſenarbeiten" gab's heute. Zuerſt machten alle wie gewöhnlich nach Tante's Dictat eine Uebung, diesmal einen Rechen. Die Kinder erhielten zuerſt ein langes Stäbchen und einige Erbſen, die von der Tante ſchon ſeit zwei Tagen eingeweicht waren. „Nun ſteckt eine Erbſe an jedes Ende, aber merkt euch, daß ihr nicht in den hellen Strich von der Erbſe ſtecht, ſonſt ſpaltet ſie ſich; beſſer iſt es, man ſticht ſchief hinein.

So, nun geb' ich euch ſechs kleine Stäbchen, die ihr durch Erbſen zu einem langen Stab verbinden ſollt, ſo daß auch an jedem äußern Ende eine Erbſe ſteckt. Wie viele Erbſen brauchſt du dazu, Hans?" „Sieben." „Das iſt richtig. Nun, habt ihr's, alle? Dann geb' ich euch 9 etwas größere Stäbchen, von denen ihr je eines ſenkrecht in den 7 Erbſen am langen Stab befeſtigen ſollt; — etwas gerader, Emma; — nein, in jeder der 7 Erbſen nur

1 Stäbchen, Fritz; — ſo iſt's recht. — Nun habt ihr zwei Stäbchen übrig, nicht wahr? Dieſe zwei werden jetzt ſchief in den zwei Erbſen rechts und links von der mittlern ſo befeſtigt, daß die freien Enden derſelben ſich gegenüber der mittlern Erbſe treffen, und zwar rechtwinklig zu den anderen 7."

„Das ſoll ja ein Rechen werden, Tante, nicht wahr? Jetzt muß noch ein langer Stiel dran; ach, wie ſchön!" „Ja, Irma, und da ihr alle ſo achtſam waret, dürft ihr jetzt den



Erbſen-Arbeiten, auf die Tafel gezeichnet.

Rechen auf eure Tafel zeichnen. Wenn ihr damit fertig ſeid, dann dürft ihr ſelbſt wieder eine andere Form machen und zeichnen, und ſo fort bis wir aufhören müſſen; ſagt mir nur, was für Stäbchen und wie viele ihr dazu braucht."

Nun wurden viele schöne Dinge gemacht, wie Spiegel, Quirl und dergleichen mehr; wenn die Kinder eine runde Linie brauchten, so wurde das Stäbchen so oft geknickt, bis es die richtige Form hatte; auch Reibeisen, Sichel und Schaufel wurden hergestellt, und der Eifer und die Lust hörte nicht auf, bis die Glocke schlug. Dann aber ging's hinaus zum fröhlichen Spiel, und als sie ein Weilchen draußen gewesen waren, wer kam? Selma's Mama. Gleich darauf klingelte es und sie mußte mit hinein in den Spielsaal, wo die beliebten Kreisspiele gespielt wurden. Die Tante zeigte ihnen auch ein neues, das sie gar nicht müde wurden, zu spielen. Es mußten sich je 2 Kinder des Kreises die linken Hände reichen (das Holz), die rechten kreuzten sie darüber (die Säge) und machten mit letztern Sägebewegungen im Tacte der Melodie des

Holzsäger-Liedchens:

Unſ're Arme laßt uns regen,
Holz der lieben Mama sägen.
Säge, säge Holz entzwei;
Kleine Stücke, große Stücke;
Schni, schna—schni, schna—schni, schna, schnacks!

Die Küchlein.

Von Thekla Naveau.

Der Frühling war hereingezogen, warme Lüfte strömten durch das Thal, und in der Erde schwollen alle Keime. Da trug die Haushälterin einen großen Korb mit Eiern in den Hühnerstall und rief der schönen bunten Henne, daß sie sich darauf setze und brüte.

Drei Wochen lang saß das treue Thier über den Eiern und wärmte sie mit ihrer Brust und ihren dichten Federn, und inwendig wuchsen die jungen Hühnchen und wurden lebendig. Still hoffte die gute Henne auf den Tag, wo die Jungen ihre Schale zerbrechen und aus den Eiern ausschlüpfen sollten; kaum daß sie jeden Morgen einmal auf ein paar Augenblicke das Nest verließ, um ein paar Weizenkörner aufzupicken und einen Schluck Wasser zu trinken.

Da kam eines Morgens die Haushälterin in die Stube, wo die größere Schwester Marie eben ihre kleinen Geschwister angekleidet hatte, und sagte: „Mariechen, wenn Sie die kleinen Küchlein sehen wollen, so kommen Sie heraus.“ Marie nickte, nahm Clärchen und Bertha bei der Hand und führte sie leise zum Stall. Die Haushälterin warf eine Handvoll Weizenkörner vor die Thür und lockte damit die Henne vom Nest.

Marie kniete bei den Eiern nieder, hob ein eben ausgeschlüpftes Hühnchen auf ihrer Hand in die Höhe und zeigte den kleinen Schwestern das rosenrothe Schnäbelchen, womit das Thierchen seine Schale von innen zerbrochen, und das Köpfchen mit den dunkel glänzenden Aeugelein und die zierlichen Füßchen und feinen Federhärchen, in die das kleine Hühnchen gekleidet war. Bertha und Clärchen betrachteten das Küchlein mit dem größten Entzücken und wagten nicht, es anzufassen, aus Furcht, ihm zu schaden. Marie ermahnte die Kinder, künftig ja nicht allein zu dem Neste zu gehen, da die Henne gar nicht gern möge, daß man während der Brütezeit ihre Kleinen störe, und oft heftig mit den Flügeln schlage und beiße. Sie stand auf und verließ mit den Kindern den Stall, um die Henne nicht länger von den Küchlein zu trennen, und am andern Morgen waren alle Eier fertig ausgebrütet und die Glucke kam mit ihren Kleinen auf den Hof.

Aus dem Kindergarten-Leben.

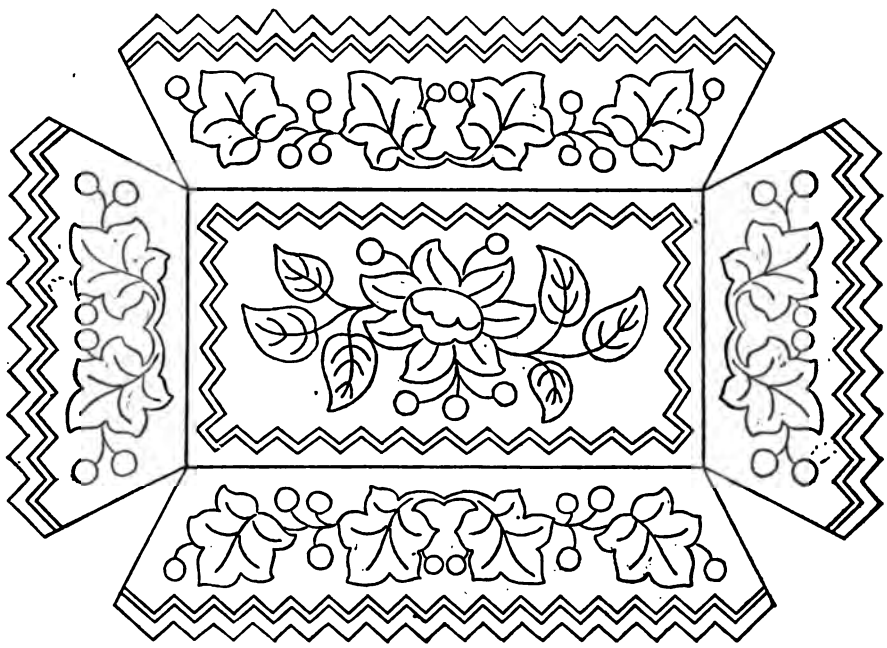
6. — Das Ausſtechen und Ausnähen (I. Theil).

Von Tante Thereſe.

„Guten Morgen, Tante, guten Morgen, Tante," ſchallten fröhliche Kinderſtimmen der eintretenden Tante entgegen. „Die Mama hat geſagt, es ſei bald der 4te Juli, und dann giebt's bei uns Raketen und viel anderes Feuerwerk; ach, das wird aber ſchön!"

„Ja, das wird wirklich ſchön, und damit ihr euern Eltern auch eine Freude zum 4ten Juli bereiten könnt, dürft ihr heute ſchon anfangen mit hübſchen Arbeiten, wie Körbchen, Leſezeichen, Nadelbücher u. dergl. m."

„O, ja, ja, Tante, gleich anfangen!" und alle Kinder laufen zu den Tiſchen und ſetzen ſich hübſch hin.



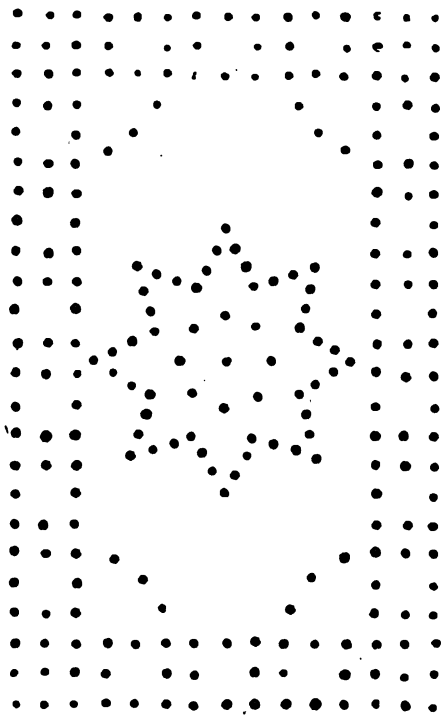
„Na, heute wart ihr ja ſehr ſchnell in Ordnung. Aber es können heute noch nicht alle Kinder damit anfangen, nur diejenigen, die die anderen Ausnäharbeiten fertig haben."

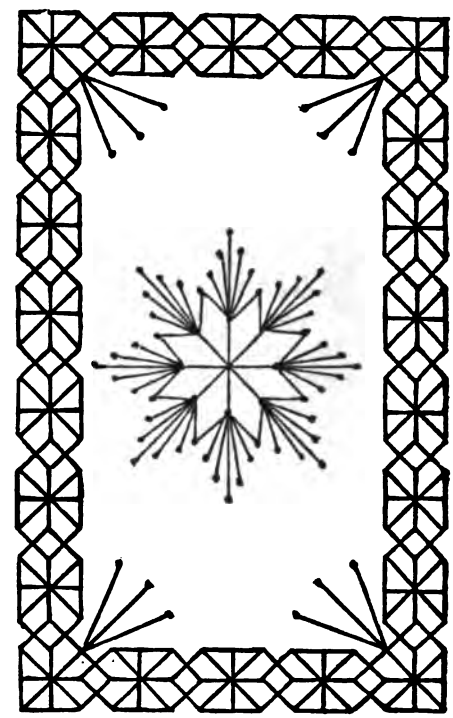
„Tante, wir wollen erſt dieſe neuen Sachen machen und nachher das Andere."

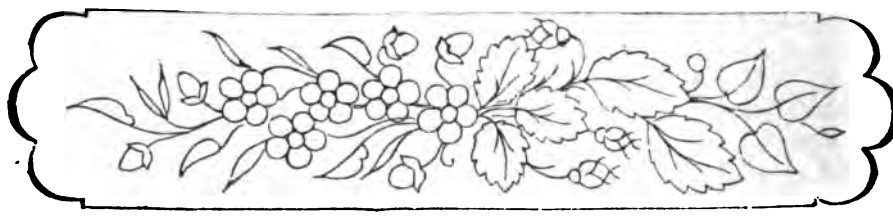
„O nein, ſeid recht hübſch fleißig, vielleicht werden die Meiſten heute fertig; hier habt ihr ſie; und nun fleißig und artig." —

Nun geht es aber mit einem Eifer daran, wie kaum noch geſehen, und die anderen erhalten von den neuen Arbeiten. „Hier, Clärchen, haſt du was; was meinſt du wohl, daß das wird?" „O, ich weiß, ein Körbchen." „Richtig, das darfſt du ausſtechen; Stich an Stich; nur nicht ſo, daß ein Stich in den andern kommt; und hübſch gleichweit voneinander;

ſo: ....., nicht weiter und nicht enger, gerade ſo; hier haſt du deine Ausſtechnadel. Und du, Hänschen, darfſt dieſen Deckel für ein Nadelbuch ausnähen; ſiehſt du, es iſt ſchon







ausgeſtochen; und du, Hedwig, darfſt dies Leſezeichen ausſtechen; Karlchen auch ein Leſezeichen, und Hermann ein Körbchen; ſo, und Alma iſt bald fertig mit ihrem Haus, dann bekommt ſie auch was. Jetzt ſeid ihr alle beſchäftigt, und da wollen wir ein hübſches Liedchen ſingen:

O, wie iſt's im Kindergarten
Doch ſo angenehm und ſchön,
Wo uns gute Tanten warten
Und durch Spiel die Luſt erhöh'n.
Laſſet Eintracht ſie erfreu'n,
Laßt uns gute Kinder ſein.

Du biſt fertig, Alma, nicht wahr? Und weißt du, was mich ſehr gefreut hat? Daß du uns nicht mitten im Liedchen geſtört haſt, als du fertig warſt, und es mir jetzt erſt ſagſt." „Tante, ich habe keinen Faden mehr!" „Ich auch nicht!" „Und ich auch nicht!" — „O ſtill, ſtill, Kinder, wißt ihr nicht mehr, was ich euch neulich ſagte? Ich gehe von einem Kind zum andern, und bis ich zu euch komme, ſetzt ihr euch ſchön zurück mit verſchränkten Aermchen; ich kann ja nicht allen zugleich Faden geben." „Tante, Tante, gieb mir jetzt auch was! Was Neues, ich habe die Lampe fertig ausgenäht," ruft Heinrich. „Es freut mich wohl, daß du die Lampe fertig gemacht haſt; aber, was ſagte ich ſoeben? Kann

ich dir jetzt schon was geben? Ich bin ja noch gar nicht bei dir angekommen. — So ist's recht; hübsch zurück sitzen, bis ich kommen kann." Wie die Zeit für das Ausnähen um ist, sammelt die kleine Bertha die Arbeiten, die von der Tante im Schrank aufbewahrt werden. Nun soll marschirt werden; es sind gerade 20 Kinder; mehr dürfen in keinem guten Kindergarten sein, und also auch in unserm nicht; sie stellen sich in 10 Pärchen auf, und indem sie zu marschiren anfangen, singen sie:

1. Ihr muntern Kinder, eilt herbei,
Singt unser Liedchen mit;
Gebt Achtung! Langsam! Eins, zwei, drei!
Fallt ein in unsern Schritt!

2. Didrom, dom, dom; didrom, dom, dom;
Wer wollte traurig sein
Und sich nicht in der Kindheit schon
An dem Marschirspiel freu'n?

Nun wird der Kreis gebildet und „Säen" und „Mahlen" gespielt, indem alle singen:

Jetzt ist die, jetzt ist die schöne Frühlingszeit,
Da hüpfen und springen die Kinder weit und breit.
Das Säen, das Säen, das muß man versteh'n,
Drum säen, drum säen wir Alle auch so schön
Und drehen und drehen im Kreise uns so schön.

und:

Mama, hast du nichts zu mahlen?
Deine Mühle steht ja still.
Ich will dir den Kaffee mahlen,
Ei, so mahle doch geschwind;
Ei, so mahle doch geschwind!

Jetzt ist's 12 Uhr. Schnell wird zum Aufbruch gesungen:

1. Wenn die Spielzeit geschlossen,
Geh'n wir fröhlich nach Haus,
Mama heißt uns willkommen,
Theilt das Mittagsbrod aus.

2. O, wie freu'n sich die Kinder,
Wenn nach Hause sie geh'n
Und den Papa, die Mama,
Die Geschwister wiederseh'n.

Räthsel.

(79.) Es ist ein kleines, weißes Haus,
Hat nichts von Fenstern und von Thoren,
Und will der kleine Gast heraus,
So muß er erst die Wand durchbohren.

(80.) Zwei Silben zeigen ein Thierchen an,
Das Flügel hat und fliegen kann;
Die andern beiden Silben aber
Bauen auf Feldern Korn und Haber;
Im Ganzen wohnen die ersten beiden
Und singen und springen vor Lust und Freuden.

Die tapfere Armee.

Hei! was sind das für Soldaten?
Spitz mit Paul in Glied und Reih'.
Da gibt's sicher Heldenthaten:
Kunz ist General dabei.

Soll's dem Türken-Sultan gelten?
Oder wohl dem Russen-Czar?
Wo, bis in die fernsten Welten
Ständ' ein Feind gen diese Schaar?

Der Wetter-Professor.

Von Tante Auguste.

Karlchen und Emmy waren in der Schule recht fleißig und folgsam gewesen und durften nun auch am Nachmittag mit der Mama zu ihrer Tante Emilie gehen. „Zuerst laßt uns aber nach dem Wetter ausschauen," sagte die Mama. Sie gingen hinaus, und siehe da! der Himmel war hell und klar. „Oh, wir können zur Tante gehen, es gibt keinen Regen!" „Aber wir wollen doch zum Spaß einmal sehen, was unser kleiner Wetter-Prophet sagt," bemerkte die Mama. So nannte sie den Laubfrosch, den die Kinder von ihrem Onkel Max geschenkt bekommen hatten. Derselbe wohnte in einem großen Glas, das auf einem kleinen Tischchen im Eßzimmer stand. In dem Glase war etwas Wasser; auch ein kleines Leiterchen hatte Onkel Max verfertigt und hineingestellt. Die Kinder konnten das kleine Thierchen mit seinem grünen Röckchen und seiner gelb eingefaßten weißen Weste nicht genug bewundern. Auch betrachteten sie mit großer Aufmerksamkeit die kleinen Wärzchen an seinen Zehen, womit er sich beim Klettern festhielt.

Als die Mama nun mit den Kindern an das Tischchen zu dem Laubfrosch trat, saß dieser ganz gemüthlich im Wasser und rief: „Gäck — Gäck — Gäck!" „Dieser Ruf soll Regen bedeuten; wenn der Frosch sich aber auf sein Leiterchen setzt, bleibt es — so meinen die Leute — gutes Wetter." „O, du böser Wetter-Professor," sagte das kleine Karlchen weinerlich; „es soll aber heute nicht regnen; wir wollen zur Tante Emilie gehen!" Die Mama lachte über den kleinen Kerl und sagte ihm, daß es nicht Wetter-Professor, sondern Wetter-Prophet heiße.

Die Mama glaubte dem kleinen Propheten auch nicht recht, und so machten sie sich denn auf den Weg zur Tante. Die Luft war sehr heiß und schwül und machte den Kindern das Gehen sehr beschwerlich. Bei der Tante angekommen, fingen die Kinder an, zu spielen in Garten, Haus und Scheune, bis sie plötzlich bemerkten, daß der Himmel ganz mit schwarzen Wolken bedeckt war und in der Ferne der Donner rollte. „Ach, nun wird es doch regnen," meinten die Kinder; und so war es auch. Das Gewitter kam immer näher, bis es endlich zu regnen anfing und die Kinder im Haus bleiben mußten. Später ließ Tante Emilie sie heim fahren. Zu Hause angekommen, gingen die Kinder gleich zu ihrem kleinen Laubfrosch, und Emmy meinte: „Nun hast du kleiner Wetter-Professor doch Recht gehabt."

Die Maus und ihre Jungen.

„Hört, Kinder, ich geh' nach Futter aus
Und lasse euch jetzt allein zu Haus.
Bleibt still hier sitzen; laßt Niemand ein!
Hört ihr's? Und werdet ihr folgsam sein?
Wenn ihr mir nicht folgt, auf mein Wort nicht hört,
So werdet ihr, Kinder, ach! leicht bethört."
Die Mutter ging fort. Das erste Kind
Lief bald hinaus. O, wie geschwind
Hat es die Katze da gefangen.
Dem zweiten, dem ist's nicht besser gegangen.
Es öffnete, weil es so einsam gesessen;
Da kam der Igel, — der hat's gefressen.

Vöglein im Winter.

Bitte, Bitte!

Es iſt bitterlich kalt,
Und der Schnee liegt ſo hoch
In dem Wald, auf der Flur,
Wo im Sommer ich flog.

Wohl hab' ich mein Kleid
Von Federn ſo dicht;
Weil der Hunger mich quält,
So wärmt es mich nicht.

Ich ſitz' auf dem Zweig,
Seh' in's Fenſter hinein,
Ob nicht Jemand kommt
Und erbarmet ſich mein.

Bin ein kleiner Geſell,
Und wenig genügt;
Wenn ihr Broſamen gebt,
So bin ich vergnügt. —

Kommt der Lenz erſt zurück,
So dank' ich es euch,
Singe Lieder der Luſt
In dem jungen Gezweig.

Und im Sommer erſt gar!
Kommt mein ehelich Glück,
So zahl' ich mit Zins
Die Gabe zurück.

Die Raupe am Blatt,
Der Käfer am Aſt,
Kaum läßt er ſich ſeh'n,
So iſt er gefaßt. —

Doch noch iſt es kalt,
Und Alles voll Schnee;
Ihr Menſchen, habt Mitleid!
Der Hunger thut weh!

Aus dem Kindergarten-Leben.

7. — Ausſtechen und Ausnähen (II. Theil).

Von Tante Thereſe.

Da die Kinder in der Ausnähſtunde ſo eifrig und fleißig waren, ſo dürfen ſie auf ihren Wunſch am nächſten Tage wieder von den ſchönen Sachen ausſtechen und ausnähen; für Ida und Karlchen hat Tante einige hübſche Sternchen vorbereitet, auch für Amalie und Gretchen; Suschen darf ein hübſches Vöglein ausſtechen, denn es ſingt das Liedchen vom Vöglein immer ſo ſchön laut und deutlich.

„O, Tante, laß uns das jetzt ſingen!"

„Ja, Kinder, ſobald Tante noch dem Fritz, der Duty und dem Walther etwas gegeben. — Fritz und Duty! Hier habe ich zwei Schmetterlinge zum Ausſtechen; wählt euch jedes einen."

„O, ja, Tante; den mit den ſpitzigen Flügeln will ich," ſagt Fritz. „Ich auch," meint Duty.

„Nun, Duty, wenn du ſo ſehr gern auch ſo einen haben willſt, ſo wird Tante dir einen für nächſtes Mal richten."

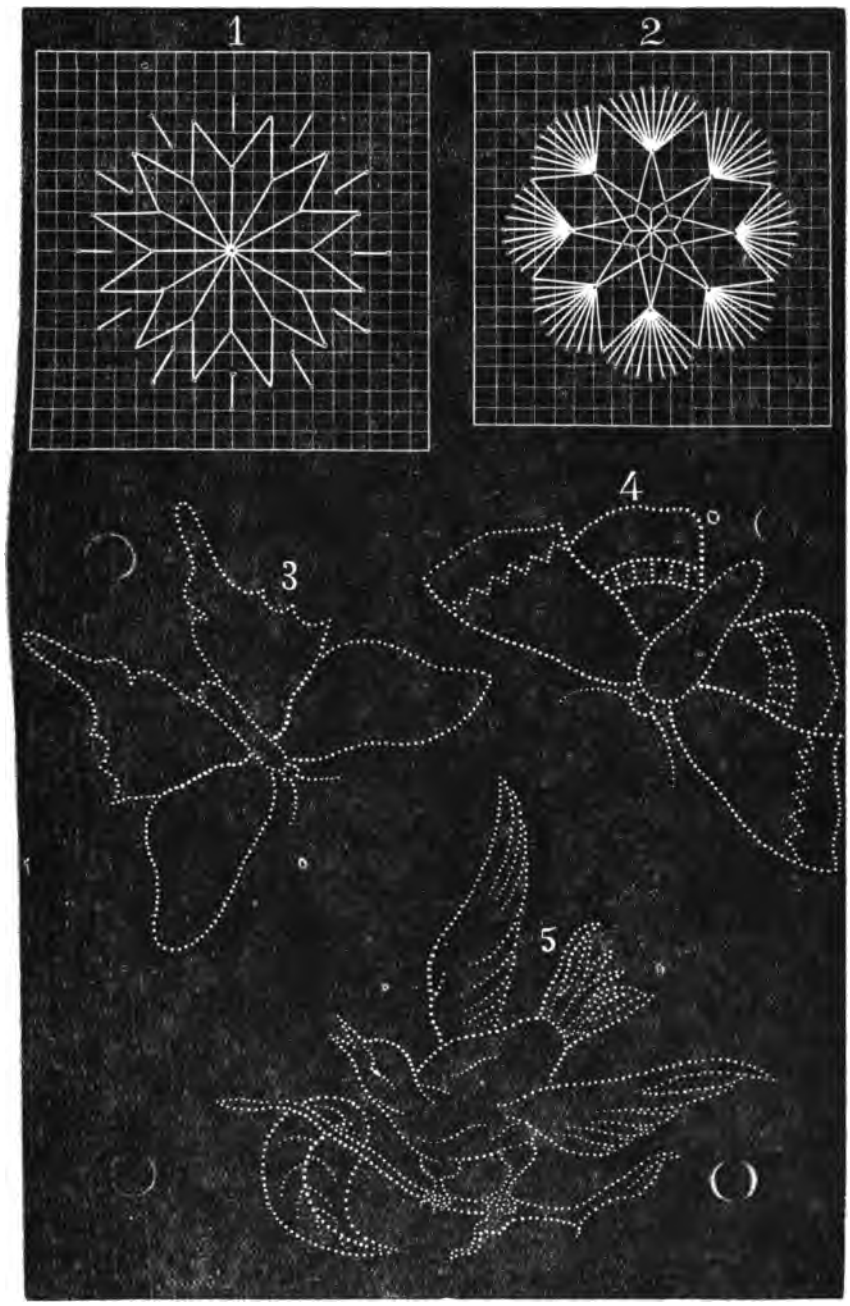
„O, dann will ich lieber den andern gleich machen; der iſt doch auch ſchön, nicht wahr?"

„Ei, gewiß; alle Schmetterlinge ſind hübſch; wißt ihr denn auch, wie einfach das Ding ausſieht, woraus der Schmetterling entſteht, die Puppe?"

„Wir haben eine hübſche kleine Puppe zu Haus, Tante; wird daraus denn ein Schmetterling?"

„Ach nein, Kind, ſolch' eine Puppe meine ich nicht; die Puppe, woraus der Schmetterling kommt, iſt vom — — "

„Ach, wo denkſt du hin," ruft Thea, „der Papa hatte einmal eine Raupe, die thaten wir



Ausſtechen und Ausnähen.

in eine Schachtel, und es dauerte gar nicht lange, ſo hatte ſie ſich wie in ein Spinnengewebe eingewickelt und blieb dann lange ruhig liegen; ſpäter kam ein wunderſchöner Schmetterling heraus."

„Du hast das sehr schön und richtig erzählt, Thea; du bist aber auch schon sieben Jahre und Duty ist erst vier Jahre alt, und als euer Papa die Puppe hatte, das ist wohl auch schon sehr lange her; Duty war damals noch so jung, daß sie sich's nicht merken konnte; aber wir werden auch einmal den Versuch machen, und dann könnt ihr alle sehen, wie aus einer Raupe eine Puppe und aus einer Puppe ein schöner, bunter, tanzender Schmetterling wird.

So, und nun wollen wir das Liedchen vom Vöglein singen, das ich vorhin dem Suschen versprochen habe; wie fängt's an, Suschen? Singt alle mit, Kinder."

1. Vöglein singt im Walde,
Singt so hell und rein;
Vöglein darf im Walde
Sich des Lebens freu'n.

2. Vöglein baut im Walde
Sich ein kleines Haus;
Vögleins Nest im Walde:
Nimm es ja nicht aus!

3. Vöglein schläft — —

„Roland, du hast wohl vergessen, daß man die letzte Strophe nicht laut, sondern ganz leise singt?"

„Ach ja, Tante, ich hab's vergessen; um's Vöglein nicht aufzuwecken."

„Ja, Kind; nun singt wieder weiter:"

3. Vöglein schläft im Walde,
Singet selbst sich ein;
Vögleins Schlaf im Walde
Muß ein schöner sein.

Mit diesem Gesang verbanden sie dann nach Anleitung der Tante ein niedliches Spiel. Bei der zweiten Strophe kehrten sich alle Kinder im Kreis paarweise gegen einander und spielten halb sitzend am Boden mit den Fingerchen, als wenn sie Nestchen bauten. Bei der dritten Strophe legten die Pärchen, noch immer knieend, sich gegenseitig Händchen und Köpfchen auf die Schultern und schlossen die Guckängelein zu, weil das Vöglein schläft. Erst als der Kukuk (die Tante) rief, sprangen alle auf und sangen noch einmal:

Vöglein singt im Walde,
Singt so hell und rein;
Vöglein darf im Walde
Sich des Lebens freu'n.

„Nun ist's Zeit, Kinder, wir müssen aufhören und —"

„Ach, Tante, wir möchten noch nicht, wir wollen heute noch spielen und nähen."

„Aber Lenchen, Spielstunde ist ja schon vorüber; es ist 12 Uhr und Mama wartet zu Hause; wir legen nun Alles in Ordnung zusammen und gehen dann auseinander mit einem Liedchen. Was wollt ihr singen?"

„Vorwärts, heimwärts!" riefen mehrere.

„Gut denn, so singt das," und der ganze Chor stimmte an:

1. Vorwärts, heimwärts, nun lebt wohl!
Jeder thue Das, was er soll.

2. Lärmen, Schwärmen, Jubel ist aus,
Alle ziehen ruhig nach Haus.

3. Keiner säume, fort müssen wir,
Morgen sind wir froh wieder hier!

Als die Tante sie entlassen hatte, stürmten sie aber doch mit lautem Jubel fort und hin zur lieben Mama.

Paulinchen und ihr Hund.

Von Tante Martha.

Nahe an einem Walde ſtand eine große Mühle. In derſelben wohnten der Müller und die Müllerin mit ihrem kleinen ſechsjährigen Mädchen, Paulinchen genannt. Dieſes Paulinchen war ein ſehr gutes Kind, freundlich gegen Jedermann, und deßhalb wurde ſie auch von Papa und Mama und allen anderen Leuten ſehr geliebt; ſogar von Hektor, dem alten Hund. Paulinchen war aber auch immer gut gegen Hektor, ſie behandelte ihn nicht ſo grauſam, wie oft andere Kinder ihre Hunde. Hektor wußte das wohl, er begleitete Paulinchen überall hin. Ging ſie im Sommer in den Wald, um bunte Blümchen und Erdbeeren zu ſuchen, oder ſpielte ſie am Mühlbach, ſo war er immer an ihrer Seite, dafür theilte aber auch Paulinchen alle Mahlzeiten mit ihm.

Eines Tages ſpielte Paulinchen an dem Bach, und Hektor war wie immer bei ihr. Sie ſuchte ſo eifrig nach Steinchen und hatte gar nicht bemerkt, daß ſie zu nahe an's Waſſer gekommen war; da, auf einmal, verlor ſie das Gleichgewicht und fiel in den Bach, welcher gerade an dieſer Stelle ſehr tief war. Kaum hatte Hektor das bemerkt, ſo ſtürzte er ſich in's Waſſer und ſchwamm dem Paulinchen nach, welche ſchon ein Stück weit weggeriſſen war, holte ſie ein, erfaßte ſie mit ſeinen großen Zähnen am Kleidchen und brachte ſie ſo wieder an das trockene Ufer. Paulinchen war froh, daß ſie nicht hatte ertrinken müſſen, und noch froher waren Papa und Mama, als ſie ihr Paulinchen vergnügt vor ſich ſahen. Paulinchen war nämlich gleich nach Hauſe gelaufen und hatte ihren Eltern erzählt, was ihr paſſirt ſei, und daß Hektor ſie gerettet habe. Der gute Hektor wurde nun mit Liebkoſungen überhäuft und bekam auch ein großes Stück Fleiſch, das er mit Wohlbehagen verzehrte, da er es ſich ehrlich verdient hatte.

Würde aber Hektor wohl Paulinchen gerettet haben, wenn dieſelbe ihn immer geſchlagen und getreten hätte? Nein, er that es ſicherlich nur, weil er dankbar gegen Paulinchen war, die ihn immer mit Güte behandelte.

Der Mai.

Von Kamp.

Alles neu macht der Mai,
Macht die Seele friſch und frei;
Laßt das Haus, kommt heraus,
Bindet einen Strauß!

Hell erglänzt der Sonnenſchein,
Duftend blühen Flur und Hain;
Vogelſang, Liederklang
Schallen durch den Wald.

Kinder ziehen froh dahin,
Wenn die Wälder neu erblüh'n;
Alles freuet ſich der Zeit,
Die die Welt erneut.

Kühler Schatten winkt uns hier,
Auf dem Raſen ruhen wir;
Durch das Grün Vögel zieh'n,
Freude überall.

In dem Blick Luſt und Glück,
Kehren Abends wir zurück.
Geh'n nach Haus mit dem Strauß,
Denn der Tag iſt aus.

Unſere Blumen bringen wir
Unſrer guten Mutter hier,
Ruhen aus beim Abendſchmaus
Und dann ſchlafen wir.

Aus dem Kindergarten-Leben.

8. — Das Stäbchenlegen.

Von Tante Thereſe.

„O, Stäbchen legen, Stäbchen legen heute! Wie ſchön das iſt, Tante, das thu' ich ſo gern!" „Ich auch — ich auch!" rufen die Kinder, während die Tante mit einer Schachtel in der Hand auf den Tiſch zu geht.

„Ihr kennt wohl ſchon die Schachtel; ja, da habt ihr ganz recht, es ſind Stäbchen darin; ſeid jetzt aber auch ganz ruhig, damit wir anfangen können. Zuerſt geb' ich jedem von euch ein kleines Stäbchen, das ſollt ihr ſenkrecht vor euch auf den Tiſch legen, etwas weit von euch. — Nein, nein, Clärchen; deines liegt nicht richtig; weißt du nicht mehr, wie es gelegt werden ſoll?"

„O doch, Tante; ſo — ein End bei mir und eins von mir weg."

„Siehſt du, ich dachte doch, daß du es weißt; ehe man ein Stäbchen hinlegt, muß man denken, wie es ſein ſoll. — Nun geb' ich euch noch eines; paßt gut auf, wie ich dictire: legt es wagerecht links an das untere Ende des andern; — — nun habt ihr es alle richtig. Das dritte Stäbchen kommt wieder ſenkrecht nach Unten an das linke Ende des zweiten. — — Nun gebt aber Acht! Dieſes lange Stäbchen legt wagerecht mit der Mitte an das untere Ende des letzten; — — nun legt an jedes Ende des langen Stäbchens ein kurzes ſenkrecht nach Unten und —"

„Eine Kaffeemühle, eine Kaffeemühle!" rufen einige Kinder.

„Schon recht; nur nicht ſo laut, wir ſind ja ganz nahe beiſammen; es ſoll eine Kaffeemühle ſein, aber Etwas fehlt noch daran, ſie iſt ja noch nicht ganz fertig. Wer weiß, was fehlt? Niemand? Doch, Hannchen weiß es; was iſt es denn?"

„Kaffee!" antwortete Hannchen.

„Nein, ich meine, was noch an der Kaffeemühle fehlt. Weiß es Niemand? Du, Alma?"

„Ja, Tante; noch ein Stäbchen."

„Aber, was ſoll mit dem Stäbchen geſchehen? Hier haſt du eines; ich will doch ſehen, ob du weißt, was ich meine. — So iſt's richtig; der Boden fehlte. Nun darfſt du das auch dictiren."

„Legt das Stäbchen unten daran und macht unten zu!"

„Jetzt iſt die Kaffeemühle fertig!" rufen die Kinder erfreut.

„Da ihr alle ſo ſchön aufgepaßt habt, dürft ihr legen, was ihr wollt; aber was thut ihr zuerſt mit den eben benutzten Stäbchen?"

„Wir nehmen ein Stäbchen nach dem andern von der Kaffeemühle weg," ſagt Martha, „und legen die kleinen zuſammen und die großen zuſammen."

Nachdem die Kinder ein Weilchen gearbeitet und auch ein wenig — aber nicht viel, und nur ganz leise — über ihre Stäbchen geplaudert haben, fragt die Tante: „Du machst wohl eine Treppe, Selma?" „Ja, Tante," gibt diese zur Antwort, „bitte, gib mir noch zwei kleine Stäbchen, damit ich sie fertig machen kann."

„Gewiß, die sollst du haben. Und du, Hänschen?"

„Ein Fenster!" „Sieh, ich mach' ein Haus!" „Und ich ein Bett!" erklären die Kleinen.

„Tante, du weißt gar nicht, was ich mache," sagt Hermann. „Auch ein Fenster," räth die Tante.

„O, nein, Tante; das ist ja ein Schrank!"

Es fallen den Kindern immer neue Sachen ein, die sie legen können, und ehe sie sich dessen versehen, ist die halbe Stunde zum Stäbchenlegen vorüber.

Eines der Kinder summt in Gedanken vor sich hin, und nachdem die Tante die Melodie aufgefaßt hat, gibt sie den anderen Kindern das Zeichen, einzufallen, und alle singen, mit den Armen die Bewegungen des Hämmerns oder Feilens nachahmend, das lustige

Schlosserliedchen:

1. :, : Lustig, Schlosser, hämm're fein,
Eisen muß gehämmert sein! :, :
Willst du's brauchbar machen,
Dient's zu manchen Sachen.
Lustig, Schlosser, hämm're fein,
Eisen muß gehämmert sein!

2. :, : Darum hämm're frisch drauf los,
Arbeit macht dich stark und groß! :, :
Willst du tüchtig werden,
Scheue nicht Beschwerden.
Darum hämm're frisch drauf los,
Arbeit macht dich stark und groß!

3. :, : Wirst dann einst ein rechter Mann,
Der viel Gutes fördern kann! :, :
Laß die Eisen glühen,
Laß die Funken sprühen!
Wirst dann einst ein rechter Mann,
Der viel Gutes fördern kann!

Glückwünsche.

Was soll ich dir geben?
Was soll ich dir sagen?
Ich hab' ein so kleines, junges Leben;
Ich habe ein Herzchen, das denkt und spricht:
„Behalte mich lieb!" — Mehr weiß ich nicht!

Großmütterchen, heut nah' ich mich
Mit einem Herzenswunsch für dich:
Stets soll dich Glück umschweben,
Und Alles, was dein Herz erfreut,
Sei dein, so immerdar, wie heut'.

Liebe Mutter, nimm als Gabe
Dieses Blumensträußchen an.
Es ist Alles, was ich habe,
Alles, was ich bringen kann.
Aber ich will mich bemühen,
Immer brav und gut zu sein;
Wenn die Blumen dann verblühen,
Sollst du dich an mir noch freu'n.

Tillie und ihr Piepmätzchen.

Von Onkel Karl.

Auf einem Hügel vor der Stadt, nahe der Eisenbahn, wohnten Tillie's Eltern während des Sommers in einem kleinen Hause, das nur drei Zimmer hatte. In jedem Zimmer waren drei Fenster und in jedem Fenster waren neun Scheiben. Durch alle einundachtzig Scheiben lachte eines Morgens der helle Sonnenschein hinein, und auch in den Herzen der Bewohner des Hauses sah es hell und heiter aus; denn Tillie war ein liebes, verständiges, folgsames Kind, und der Papa und die Mama waren gute Menschen. Dazu kam noch, daß sie am Morgen wie gewöhnlich so früh, wie die Sonne selbst, aufgestanden waren; und mit Vater Hebel zu reden:

Frühaufsteh'n ist den Gliedern gut,
Es macht 'nen frischen, frohen Muth,
Die Suppe schmeckt noch 'mal so gut.

Nur Tillie's Gelbröckchen im Käfig, das Piepmätzchen, schien von all' der Luft nichts zu spüren; traurig saß es auf seinem Turner-Reck und ließ das Köpfchen auf die Brust herabhängen. Es trauerte um seine Gespielin und Gefährtin, die kleine Piepmätzin im gelbgrünen Seidenkleidchen; der Kater Purr hatte sie mit seinen scharfen Krallen aus dem Käfig geholt, als Tillie diesen auf den Tisch gestellt hatte und hinausgegangen war, um frisches Wasser für die beiden Kanarienvögelchen zu holen. Als Tillie sah, daß Piepmätzchen sich gar nicht über den Verlust trösten konnte, da wurde sie auch betrübt und weinte bittere Thränen, indem sie das zahme Piepmätzchen streichelte, ihm Trost zusprach und den bösen Purr schalt.

Als die Sonne höher am Himmel hinaufstieg, war mehr Schatten im Haus, und da schien es der kleinen Tillie, als würde das arme Piepmätzchen immer trauriger. Zuletzt kam ihr der Gedanke, der Piepmatz könnte sich draußen im Freien, wenn sie ihn fliegen ließ, eine andere Gefährtin suchen und wieder glücklich werden. Ihr Gesichtchen strahlte von diesem schönen Gedanken, als sie zur Mama hinlief, sie um Erlaubniß zu bitten.

Die Mama hatte so ihre eigenen Gedanken über den Plan, sie freute sich aber so über die Herzensgüte ihres Kindes, daß sie die Erlaubniß gab.

Flugs nahm Tillie den Käfig vom Haken, lief hinaus, machte das Thürchen auf und ließ Piepmätzchen heraus. Dieses hatte es aber mit dem Fortfliegen gar nicht so eilig, sondern setzte sich der Tillie auf die Hand und guckte sie recht treuherzig an. Sie nahm nun Abschied von ihm, indem sie, ihn liebkosend, zu ihm sagte: „Leb' wohl, Piepmätzchen, denke auch recht oft an mich!" In Piepmätzchens kleinem Herzen stritten sich nun zwei Gefühle: Die Liebe und Dankbarkeit gegen seine Pflegerin, und die Liebe zur Freiheit, die in der frischen Luft, im hellen Sonnenschein und beim Anblick des grünen Waldes sich zu regen anfing. „Di — lieb!" sagte er auf einmal (womit er meinte: „ich behalte dich lieb!") und dann flog er davon.

Tillie aber fühlte besser, denn sie hatte etwas Gutes gethan.

Am Abend, als die Locomotive pfiff, lief Tillie hinaus, um ihren Papa zu begrüßen,

der jeden Morgen auf der Eisenbahn nach der Stadt in's Geschäft und Abends nach Hause fuhr. „Da kommt er schon," rief sie der Mama zu, welche unter der Thüre stand; „aber was trägt er denn für ein großes Packet in der Hand?" Ja, was war es? Der gute Papa, dem die Betrübniß Tillie's und auch Piepmätzchens zu Herzen ging, hatte noch ein Vögelchen gekauft und brachte es in einem Käfig nach Hause; es sollte Piepmätzchen Gesellschaft leisten. Er erfuhr sogleich, wie Tillie ihrem Mätzchen die Freiheit geschenkt hatte, und obwohl es ihm anfangs nicht recht war, so freute er sich doch über das gute Gemüth seines Kindes.

Während sich nun Alle beriethen, was mit dem neuen Vogel geschehen sollte, kam Piepmätzchen mit einem „Di — lieb!" aus dem Walde herübergeflogen, setzte sich zuerst zutraulich auf Tillie's Schulter und dann vor das geschlossene Thürchen seines Käfigs, womit es sagen wollte: „Bitte, schließ mir mein Häuschen auf!"

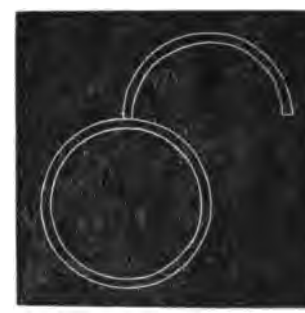
Nun war Rath gefunden. Am nächsten Morgen wurden beide Vögelchen freigelassen; sie flogen den ganzen Tag auf der sonnigen Flur und im schattigen Walde umher, spielend, singend und arbeitend; dann kehrten sie Abends immer wieder nach Hause, und wenn Tillie einmal vergessen hatte, nachzusehen, ob auch das Käfig-Gitter offen sei, flog Piepmätzchen an das Fenster, pickte mit seinem Schnäbelchen an die Scheiben und rief: „Di — lieb! Di — lieb!"

Aus dem Kindergarten-Leben.

9. — Das Ringlegen.

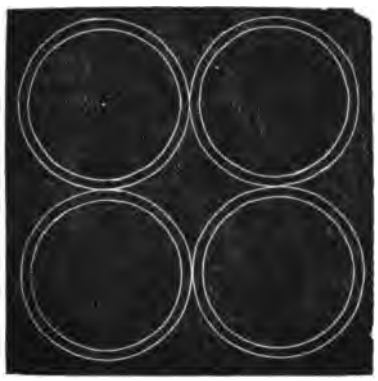
Von **Tante Therese.**

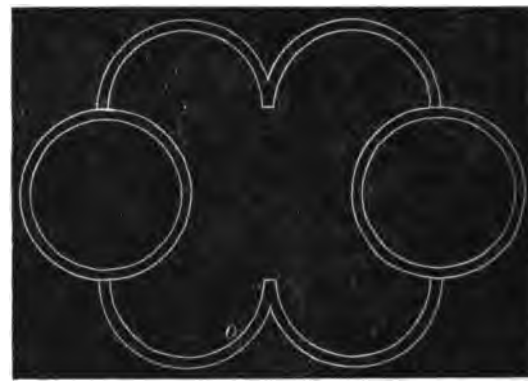
Die Kinder im Kindergarten hatten schon lange nicht mehr Ringlegen gehabt und freuten sich deßhalb doppelt, als Tante die bekannte Schachtel mit Ringen holte. Da waren halbe und ganze, große und kleine Ringe aus dickem Draht. Tante gibt zuerst Jedem einen halben Ring und fragt dann: „Wie viel halbe müßt ihr haben, um einen ganzen zu machen?" „Zwei halbe machen einen ganzen." „Hier habt ihr den zweiten."



„Sieh, Tante, ich hab' einen Apfel!" „Und ich einen Zuckerring!" „Und ich einen Bilderrahmen!" „Aber ich einen runden Spiegel!" „Meines ist ein rundes Fensterchen!" So hat jedes Kind eine andere Benennung für dieselbe Figur. Tante gibt nun nach und nach den fleißigen Kindern immer mehr halbe und ganze Ringe; sie legen viele, viele schöne Figuren, wovon weiterhin einige abgezeichnet sind. — Und wieder bekamen sie einen halben, dann einen ganzen und so fort, bis sie 4 halbe und 4 ganze Ringe haben, womit sie mehr schöne Dinge legen könnten, als wozu sie Zeit haben; aber Tante hat ihnen heut' auch so viele gegeben! Vier halbe und vier ganze! Das kam nicht oft vor, nur wenn sie alle ganz besonders lieb und fleißig waren.

Als Tante ſagte, daß es Zeit ſei, aufzuhören, hätten ſie gern noch lange, lange weitergelegt. Doch folgſam legten ſie ordentlich die halben Ringe zuſammen, dann die ganzen und





ſetzten ſich dann mit verſchränkten Aermchen zurück. Da ſie raſch in Ordnung waren, hatten ſie noch zwei Minuten Zeit und durften das Liedchen von den Fiſchlein ſingen:

Die Fiſchlein.

Luſtig im kleinen Bächlein
Schwimmen die kleinen Fiſchlein,
Sie ſchwimmen darinnen
Immer herum;
Bald ſind ſie grad
Und bald ſind ſie krumm.

Das Kartenhaus.

Der Knabe baut ein Kartenhaus;
O, wie gefährlich ſieht es aus!
Der Bruder ſtößt die Karten an,
Doch hat er's nicht mit Fleiß gethan.

Allein der kleine Bube ſchreit,
Als ob geſchäh' ihm großes Leid.
„O weh! mein ſchönes Kartenhaus!"
Die Mutter aber ſchilt ihn aus.

Und ſagt: „Du kleiner, böſer Mann,
Er hat's ja nicht mit Fleiß gethan!
Schweig ſtill! — Ein häßlich Kind nur ſchreit
Und zankt um jede Kleinigkeit!"

Mein Bettlein.

Mein liebes Bettlein iſt gemacht,
Drum friſch hinein und gute Nacht:
Die Mutter deckt die Kinder zu
Und wünſchet ihnen ſüße Ruh.

Es guckt der Mond zum Fenſter 'rein;
Er wird gewiß recht ſchläfrig ſein.
Ja, ſelbſt den Bildern an der Wand
Kommt in die Augen ſchon der Sand.

Bald wird es ſtill in Stub' und Haus,
Die Nacht löſcht alle Lichter aus;
Und alles ſchläft; nur Mutter wacht
Die lange, lange, finſt're Nacht.

Klein Lieschen.

Von Tante Thereſe.

Jetzt kommt einmal alle zu mir! Vom kleinen, kleinen Lieschen will ich euch erzählen; das wohnte beim Wald in einem kleinen Häuschen, das nur drei Zimmer hatte. Da wohnte es mit Mama und Großpapa, der blind war; der Papa war ſchon lange todt; aber ſein Bild hing an der Wand und ein Kranz darum, den die Mama gemacht hatte.

Das Lieschen ging immer in den Wald, wenn die Sonne hell auf die Erde hinunter ſchien. Ach, könnten wir doch auch beim Wald wohnen! dort ſingen die lieben Vögelein in den Bäumen, und oft ſehen wir auch junge Vögel die Köpfchen zum Neſt herausſtrecken, die ſchreien biep! biep!

Hirſche und Häschen, die ſpringen da umher und freuen ſich der grünen Bäume und der ſchönen Blümchen. Lieschen hatte auch beſonders die Blümchen gern; ſie pflückte gar oft ein Sträußchen für die gute Mama oder den lieben Großpapa.

Nun kam für Lieschen ein ſchöner Tag! Es war ihr Geburtstag, da wurde ſie vier Jahre alt. Am Tage vorher ging die Mama in die Stadt und kaufte für ſie ein braunes Körbchen mit einem Deckel. Zu Hauſe verſteckte ſie es dann, damit Lieschen es nicht ſehe. Am nächſten Morgen ſchien die Sonne ſchon hell zu Lieschens Fenſter herein und ein Vögelein pickte an die Scheiben, als wollte es ſagen: „Lieschen, wach' auf!" Aber es wachte nicht, bis die Mama ſagte: „Lieschen, du Schlafkätzchen, du willſt mir ja helfen, Kaffee mahlen!" Doch rieb es ſich noch die Augen und wußte gar nicht recht, was die Mama geſagt hatte. Aber bald war es ganz munter. Dann ſprach die Mama: „Heute iſt mein Lieschen vier Jahre alt; da darfſt du in den Wald gehen und mir Erdbeeren ſuchen." „Dann mach' ich mir ja Flecken in's Schürzchen, und einen Teller zerbrech' ich ſo leicht; aber wenn du auch gehſt, Mama, und den Teller hältſt, dann will ich ihn ganz voll Erdbeeren ſuchen." „Das kann ich nicht," ſagte die Mama, „ich habe keine Zeit." Sie lief in's andere Zimmer und holte das Körbchen. „Sieh, hier haſt du was, da hinein gehen viele Erdbeeren," ſagte ſie dann.

Da ſprang es aus dem Bette, beſah das hübſche, neue Körbchen und bemerkte bald, wie es ſo ſchön geflochten war; und die Mama ſagte ihm nun, daß es aus den Zweigen der Weide gemacht ſei, wie dieſe geſchnitten und ſo in einander geflochten werden. O, wie freute ſie ſich! „Aber Mama, die Weide hat ja hellgrüne Zweige, ich habe ſie oft unten am Bach geſehen." „Ja," ſagte die Mama, „die grüne Rinde wird von den Weiden abgeſchält, dann ſehen ſie weiß aus, und wenn das Körbchen geflochten iſt, wird es mit dunkelbrauner Farbe und dann mit Lack beſtrichen." Nun holte Lieschen Schuhe und Strümpfe und die anderen Kleider; ſie war bald fertig angezogen, und fort ging es im Galopp. Im Walde waren viele Erdbeeren, und das Körbchen bald voll. Aber Lieschen wollte noch etwas. Es dachte: die Erdbeeren ſind für die Mama, für den Großpapa mach' ich ein Sträußchen und für den Papa einen Kranz aus Blättern. Lieschen hatte von der Mama gelernt, wie man einen Kranz macht. Als es nun fertig war, hing es den Kranz an den Arm, nahm das Körbchen in eine und den Strauß in die andere Hand, und ging fröhlich nach Haus. Wie freuten ſich die Mama und der Großpapa, daß Lieschen an alle gedacht hatte! Die Mama richtete die Erdbeeren für das Mittageſſen, hing den Kranz um das Bild, und Lieschen ſagte zum Großpapa: „Sieh 'mal die ſchönen rothen und blauen Blumen!" „Ich kann ſie nicht mehr ſehen," ſagte er dann, „aber ich weiß, wie ſchön ſie ſind, denn früher konnte ich auch ſehen, wie du; aber dabei ſind Blümchen, die ſo ſchön riechen; das ſind die wilden Roſen." „Kannſt du denn riechen, wenn du nicht ſehen kannſt?" fragte Lieschen. „O, ja," ſagte der Großpapa; „man ſieht, aber riecht nicht mit den

Augen.“ „Lieber Großpapa, weißt du, dann bringe ich dir immer Blumen, die schön riechen, nicht wahr? dann hast du sie gern.“ Da waren alle Drei so froh und sangen ein Liedchen zusammen, wie sie oft thaten. Klein Lieschen legte die beiden Händchen zusammen und ein Bällchen hinein, und sang:

Seht ein Nestchen, seht ein Ei!
Vögelein ist nicht dabei;
Flog von seinem Nestchen fort;
Würmchen sucht's im Walde dort.
Seht ein Nestchen, seht ein Ei!
Vögelein ist nicht dabei.

Schont sein Nestchen, schont sein Ei!
Vögelein ist nicht dabei;
Wenn zurück es wieder kehrt,
Sieht's sein Nestchen unversehrt.
Schont sein Nestchen, schont sein Ei!
Vögelein ist nicht dabei.

Als sie fertig war, warf sie das Bällchen in die Luft und sagte: „Jetzt ist das kleine Vögelein aus dem Ei gekrochen und fliegt fort.“

So, Kinder! Bald will ich wieder in den Wald gehen und euch nachher erzählen, was ich gesehen und gehört habe.

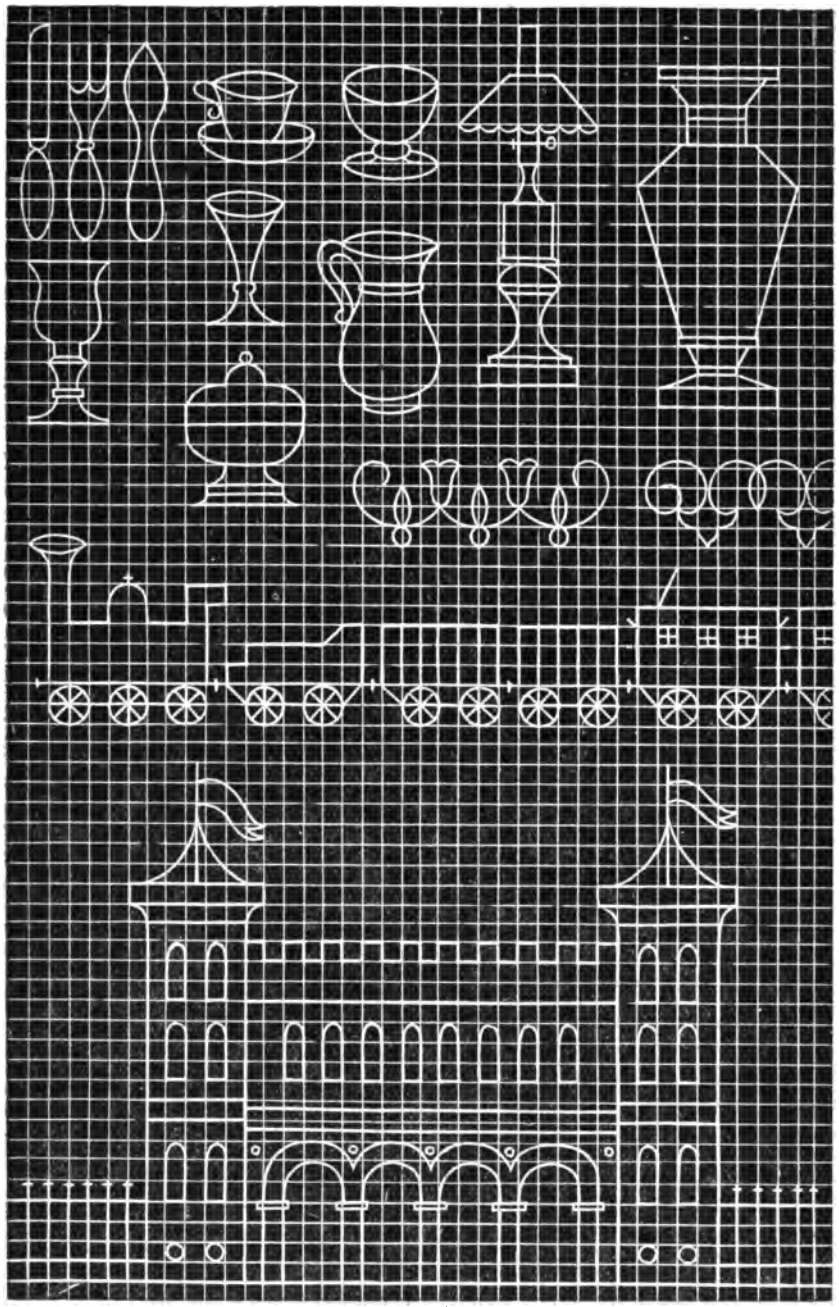
Aus dem Kindergarten-Leben.

10. — Das Netzzeichnen.

Von Tante Therese.

Martha, Edwin, Selma, Irma, Heinrich, Wilhelm und noch mehrere andere sind Kinder aus der Vorbereitungsklasse und also ungefähr 8 bis 9 Jahre alt; sie denken, sie seien schon groß genug, um auch einmal Gesellschaft zu halten, und so machen sie denn alle untereinander aus, Irma, die ein schönes Wäldchen und Wiesen beim Haus hat, soll ihre Mama um Erlaubniß darum bitten. Diese gewährt die Bitte dem lieben Kinde auch recht gern, und so kommen denn alle eines Samstag-Nachmittags zu ihr, um sich nach Herzenslust zu vergnügen. Sie springen in Feld und Wald umher, suchen mit der Tante, die auch eingeladen war, Waldblümchen, auch Weizen- und Roggen-Aehren und gehen um 4 Uhr wieder in's Haus zurück, wo Irma's liebe Mama den Tisch gedeckt hatte; da war das schönste Weißbrod und süße, frische Milch, so viel sie trinken wollten, von den großen rothen und weißen und scheckigen Kühen, die auf der Wiese graf'ten; auch schöne frische Butter zum Brod war da und, und, und — noch etwas. Irma's Mama hatte Apfelsinen gekauft, in einzelne Schnitzchen zertheilt und davon jedem der Kinder einige, mit Zucker bestreut, auf Tellerchen gegeben. Das war ein prächtiger Schmaus! Und sie thaten sich auch gütlich daran. Als sie satt waren, hieß es aber: „Was nun?“ Herumtummeln wollten sie sich nicht mehr, denn sie waren etwas müde geworden. Da war's denn gut, daß die liebe Tante auch da war; die wußte gleich etwas; sie wußte, daß alle das Netzzeichnen außerordentlich liebten. Sie gab jedem ein Stück netzlinirtes Papier, nahm Irma's Netztafel und zeichnete vor; zuerst eine schöne Blumenvase, dann ein großes Haus und dann, als die Kinder so recht in den Zug gekommen waren, überließ sie die kleinen Künstler sich selbst. Da gab's denn viele schöne Dinge, die sie auch ziemlich gut zeichneten: Tassen, Gläser, Lampen, Krüge, auch hübsche Verzierungen; und Wilhelm, der eine große Vorliebe für das Zeichnen hatte, zeichnete natürlich wieder einen langen Eisenbahnzug; aber, oh Weh! nun mahnte die Tante zum Aufbruch, es sei halb 6 Uhr, und die Mamas

erwarteten zu Hause die Kinder um 6 Uhr; so hatte es die Tante ihnen versprechen müssen und wollte natürlich auch Wort halten. Also flugs wurden Hüte und Jäckchen angethan.



Das Netzzeichnen.

Bald waren alle bereit; und doppelt schnell ging's, als die Tante sagte, sie dürften auf der Pferde-Eisenbahn bis zur Schule fahren, von wo aus alle nicht sehr weit zu gehen hatten.

Die Fahrt bis zur Schule dauerte eine Viertelſtunde, daher waren alle Kinder noch einige Minuten vor 6 Uhr bei Mama, der ſie natürlich ſehr viel Schönes und Gutes zu erzählen hatten.

Eiſenbahnlied.

1. Kinder, Kinder, faßt euch an!
Es geht nach der Eiſenbahn.
Sch! Sch! Sch!

2. Säßen wir im Wagen breit,
Kämen wir zur rechten Zeit.
Sch! Sch! Sch!

3. Kinder, Kinder, Kinder, lauft!
Hört, wie der Dampfwagen ſchnauft!
Sch! Sch! Sch!

4. Endlich ſind wir bei der Bahn;
Schon fährt auch der Zug heran!
Sch! Sch! Sch!

5. Schaffner, höre unſ're Bitt':
Nimm uns doch zur Schule mit!
Sch! Sch! Sch!

6. Kinder, Kinder, das hält ſchwer,
Platz zu finden für ſolch' Heer.
Sch! Sch! Sch!

7. Wartet, wartet, wartet nur
Bis der Zug kommt um ſechs Uhr.
Sch! Sch! Sch!

8. Eben ſchlägt's der Viertel drei!
Wie eilt doch die Zeit vorbei!
Sch! Sch! Sch!

9. Horch, es ſchlägt: eins, zwei, drei, vier —
Und der Zug iſt auch ſchon hier.
Sch! Sch! Sch!

10. Suche ſich ein jedes Kind
Nun den beſten Platz geſchwind!
Sch! Sch! Sch!

Die nachläſſige Thekla.

Von Tante Auguſte.

Thekla bekam von ihrer Tante einen ſchönen Vogel zum Geburtstag. Ihre Mama kaufte ihr einen Vogelkäfig dazu, und nun ſollte ſie dem kleinen Vögelchen jeden Morgen Körnchen zum Eſſen und Waſſer zum Trinken geben; denn die Mama meinte, da Thekla ſieben Jahre alt ſei, könnte ſie ſich ſchon nützlich machen. Thekla aber vergaß ihr Vöglein jeden Morgen; ihre Mama mußte ſie immer daran erinnern. Sie wollte auch ſonſt nichts thun; ihr Strickzeug lag immer in der Ecke. Zu gar nichts hatte ſie Luſt. Am liebſten ſpielte ſie auf der Straße, neckte Hund und Katzen und hing ſich an die vorüberfahrenden Wägen, wobei ſie ſich ſchon einigemal ſehr weh gethan hatte.

Die Mama mußte einmal auf eine Woche verreiſen und ſagte zu Thekla: „Vergiß nur ja deinen Vogel nicht, ſonſt ſtirbt er.“ Kaum war aber die Mama fort, ſo hatte die faule Thekla auch ſchon wieder vergeſſen, was ſie geſagt hatte. Sie vergaß ihren Vogel doch, und nach drei Tagen war er todt. Als die Mama zurück kam und das todte Vögelchen ſah, zeigte ſie ihn der Thekla; dieſe erſchrak ſehr darüber und verſprach der Mama, in Zukunft achtſamer zu ſein. Das Vöglein aber wurde dadurch nicht wieder lebendig.

Was Hänschen nicht gelernt hat, das holt der Hans nicht ein;
Drum lerne früh, mein liebes Kind, noch biſt du jung und klein.

Aus dem Kindergarten-Leben.

11. — Das Flechtblatt.

Von Tante Thereſe.

„Kinder, heute ſind die neuen, ſchönen Flechtblätter angekommen.“

„Bitte, Tante, mir eins — und mir — und mir auch!“ rufen die kleinen Hänschen und Gretchen Ungeduld der Tante zu.

„Da wollt ihr alſo wohl alle heute flechten?“ fragt die Tante.

Das iſt den Kindern gerade recht. „Ja, Tante, flechten!“ oder „Bitte, liebe Tante, laß uns flechten!“ rufen ſie.

Die Tante holt Flechtnadeln, Flechtblätter und paſſende Flechtſtreifen dazu und vertheilt ſie unter die guten Kinder.

„Welche Farbe haſt du, Heinrich?“

„Ich habe ein blaues Flechtblatt und gelbe Streifen.“

„Und du, Roland?“

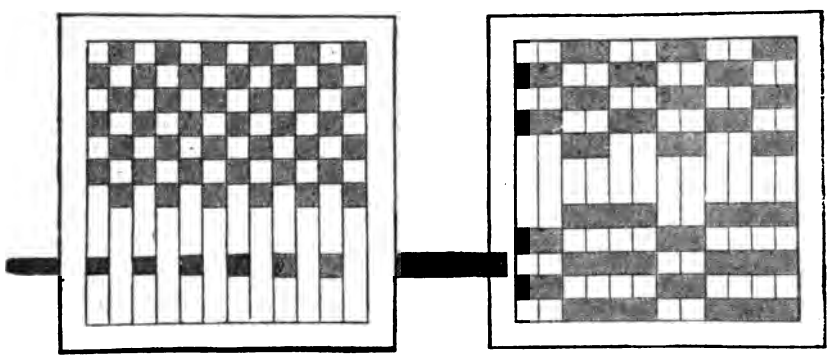
„Roth,“ antwortet dieſer.

„Was iſt roth?“

„Flechtblatt,“ ſagt er wieder in ſeiner kurzen Art.

„Ja, aber nun ſag's 'mal ſchön: mein Flechtblatt iſt roth.“

„Mein Flechtblatt iſt roth,“ wiederholt der artige kleine Knabe.



„Was für Streifen haſt du denn? Du weißt es nicht, wie? Roland iſt noch ſo klein. Clara, ſag du's!“

„Roland hat graue Streifen.“

So nennt jedes Kind die Farbe ſeines Flechtblattes und ſeiner Streifen.

Nun heben die Kleinſten, nachdem ſie den loſen Streifen recht ſorgſam gerade in die Flechtnadel geſteckt haben, am Flechtblatt mit derſelben einen Streifen auf, einen drücken ſie nieder und fahren in derſelben Weiſe fort — immer 1 auf, 1 nieder, 1 auf, 1 nieder u. ſ. w. — bis ſie am Ende der erſten Reihe ſind.

Dann wird wieder ein Streifen in die Flechtnadel eingefaßt und die zweite Reihe am Flechtblatt begonnen, indem die Streifen, die vorher über der Nadel waren, jetzt unter dieſelbe kommen und umgekehrt, wobei die Tante den Jüngſten vorſpricht: „Eins nieder, eins auf;

1 nieder, 1 auf; 1 nieder, 1 auf u. ſ. w." bis an das Ende der zweiten Reihe. Dann kommt wieder eine Reihe, wie die erſte, und ſo fort, bis das ganze Blatt durchflochten iſt.

Die etwas älteren Kinder machen:

„2 auf, 2 nieder, 2 auf, 2 nieder u. ſ. w.
2 nieder, 2 auf, 2 nieder, 2 auf u. ſ. w."

Die älteſten machen:

„2 auf, 4 nieder, 2 auf, 4 nieder u. ſ. w.
2 nieder, 4 auf, 2 nieder, 4 auf u. ſ. w."

Sobald ein Flechtblatt fertig iſt, werden die Enden der eingeflochtenen Streifen an der untern Seite des Flechtblattes mit Gummi feſtgeklebt, damit ſie ſich nicht herausziehen.

Zum Schluß der Stunde ſingen die Kinder, in fröhlicher Stimmung, da ſie etwas Schönes zu Stande gebracht haben, das heitere Lied:

Da iſt er, da iſt er,
Der liebliche Mai,
Der Himmel ſo heiter,
Die Erde ſo neu;

Die Fluren ſo duftend,
So blinkend vom Thau,
Die Bäche ſo murmelnd,
Die Lüfte ſo blau.

Die Spiegelfechter.

Von L. Morgenſtern.

Heinrich und Max waren gute Freunde.

Einſt beſuchte Erſterer den kleinen Max. Sie arbeiteten zuerſt für die Schule, die ſie ſeit Kurzem beſuchten, tranken vereint Kaffee und bauten mit ihren Bauläſten gar luſtige Schlöſſer, die nur zu bald wieder eingeriſſen wurden; dann ſahen ſie Bilder an, legten Figuren mit Dreiecken und Vierecken. Endlich ſagte Max: „Haſt du ſchon meine neue Flinte geſehen?" „Nein, zeige ſie mir." Da ſprangen die Freunde zuſammen an die Stelle, wo an der Wand in ſchöner Ordnung Maxens Waffen und Inſtrumente hingen: ein Säbel, zwei Flinten, eine Trommel und eine Trompete. „Wenn wir mehrere wären, könnten wir Soldaten und Krieg ſpielen," ſagte Max. „Das können wir auch ſo," meinte Heinrich, „wir ſind ja vier." „Wir ſind nur zwei, wo ſtecken denn die anderen?"

„Dort ſieh im Spiegel, unſere Bilder ſollen die Feinde ſein, mit denen wollen wir kämpfen!" Max lachte herzlich und rief: „Wer iſt denn aber General?" „Einmal du, einmal ich!" „Gut, hier haſt du mein neues Gewehr, ich laſſe dich zuerſt General ſein." Heinrich, erfreut über die Großmuth des Freundes, ſchlug erſt einen Trommelwirbel, blies dann in die Trompete und rief: „Die Feinde kommen! Vorwärts!" Nun ſtellten ſich beide vor den Spiegel, nahmen kriegeriſche Stellungen ein und ſchrien: „Piff, paff!", ſchoſſen, drohten den Spiegelbildern, die endlich alle Feindſeligkeiten widergaben, und immer grimmiger werdend, traten ſie zurück, um in vollem Sturm dem Spiegel zuzulaufen. Zum Glück trat in demſelben Augenblick die Mutter herein, ſah, in welcher Gefahr der Spiegel ſchwebte und ſtellte ſich ſchnell zwiſchen die Kämpfer, deren Waffen eben erhoben waren, um die Feinde im Spiegel zu treffen.

„Da komme ich eben recht, um ein Unglück zu verhüten und euch Strafe zu erſparen; unfehlbar hättet ihr den Spiegel getroffen, ihr kleinen Spiegelfechter!" Verlegen ſtanden die Knaben da; Max aber fiel der Mutter um den Hals und ſagte: „Wir brauchten Feinde, da haben wir ſie im Spiegel gefunden."

Am Wässerlein.

Von G. Ch. Dieffenbach.

„Kommt herbei, ihr Schnatter-Entchen,
Wer dies gute Futter mag!
Seht, es ist Geburtstagsbretzel. —
So was gibt's nicht alle Tag'!"

Hurtig kommen sie geschwommen,
Schnappen all' danach voll Gier,
Schlagen fröhlich mit den Flügeln,
Schnattern ihren Dank dafür.

Mit den Händen in den Taschen
Steht mein Büblein auch dabei,
Spricht: „O wär' ich doch ein Entlein,
Schwimmen möcht' ich frank und frei!

Oder dürft' ich barfuß gehen,
Wie die armen Kinder hier!
In das Wässerlein zu patschen,
Das wär' eine Freude mir!

Doch Mama hat es verboten,
Sonst hätt' ich's schon längst gethan.
Stiefel, wie die großen Leute,
Lange Stiefel hab' ich an.

Ei, so will ich mit den Stiefeln
Patschen in das Wässerlein,
Daß es spritzt nach allen Seiten;
Ein Vergnügen soll es sein!"

Büblein, laß das Wasserpatschen!
Büblein, sei auf deiner Hut!
Kommst du heim mit nassen Stiefeln,
Dann geht dir's gewiß nicht gut!

Aus dem Kindergarten-Leben.

12. — Falten und Ausschneiden.

Von Tante Therese.

Bei dem Besuch in Irma's Heimath hatte es den Kindern so gut gefallen, daß sie noch lange, lange immer wieder davon erzählten; — von dem herrlichen Wald, in dem sie einige muntere Eichhörnchen gesehen hatten; von dem schönen Blauvogel und dem Kardinal, von den Singvögeln, die überall in den grünen Zweigen im hellen Sonnenschein zwitscherten, und — nicht zu vergessen — von den hübschen Sträußchen, die sie mit nach Hause gebracht hatten; am meisten jedoch dachten sie immer daran, wie sie Kindergarten gespielt hatten, wie sie so schön zeichnen durften; ach, es war ja reizend, wunderschön gewesen, und sie wollten alle recht bald 'mal wieder solch einen schönen Nachmittag haben und so schön Kindergarten spielen, und so kam es denn, daß Wilhelms Papa und Mama ihm erlaubten, sie alle zu sich zu laden, und zwar diesmal auf einen Mittwoch-Nachmittag; die hatten einen großen Garten mit Terrassen, Obstbäumen, Rosenstöcken, Springbrunnen, eine Schaukel und vieles Schöne; — die ganze Woche freuten sich alle auf den Mittwoch, und als der große Tag denn kam, konnten sie kaum erwarten, bis es 2 Uhr war; um diese Zeit sollten sie nämlich von zu Hause fortgehen, um sich um halb 3 Uhr im Kindergartensaal zu versammeln. Von da gingen sie mit der Tante zu Wilhelms Haus. Die Sonne schien nicht so klar wie beim letzten Ausflug; gar oft kamen dunkle Wolken an ihr

vorüber; aber das machte auch, daß es nicht ganz so heiß war, wie damals, und so konnte man besser spielen, ohne so warm zu werden. Sie spielten:

Mäuschen, laß dich nicht erwischen,
Springe unter Bank und Tischen.
Husch, husch, husch, — husch, husch, husch!
Mäuschen, Mäuschen, husch, husch, husch!
1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12.

Bei 12 klatschten sie jedesmal in die Hände. Manchmal wurde das Mäuslein von der Katze gefangen; dann waren sie alle traurig; wenn aber das Mäuschen schneller laufen konnte, dann freuten sie sich. Nachher spielten sie „Häschen" und sangen dazu:

1. Häschen in der Grube saß und schlief.
Armes Häschen, bist du krank,
Daß du nicht mehr hüpfen kannst?
Häschen hüpf, Häschen hüpf, Häschen hüpf.

2. Häschen, vor dem Hunde hüte dich,
Hat ja einen scharfen Zahn,
Packt damit mein Häschen an;
Häschen lauf, Häschen lauf, Häschen lauf.

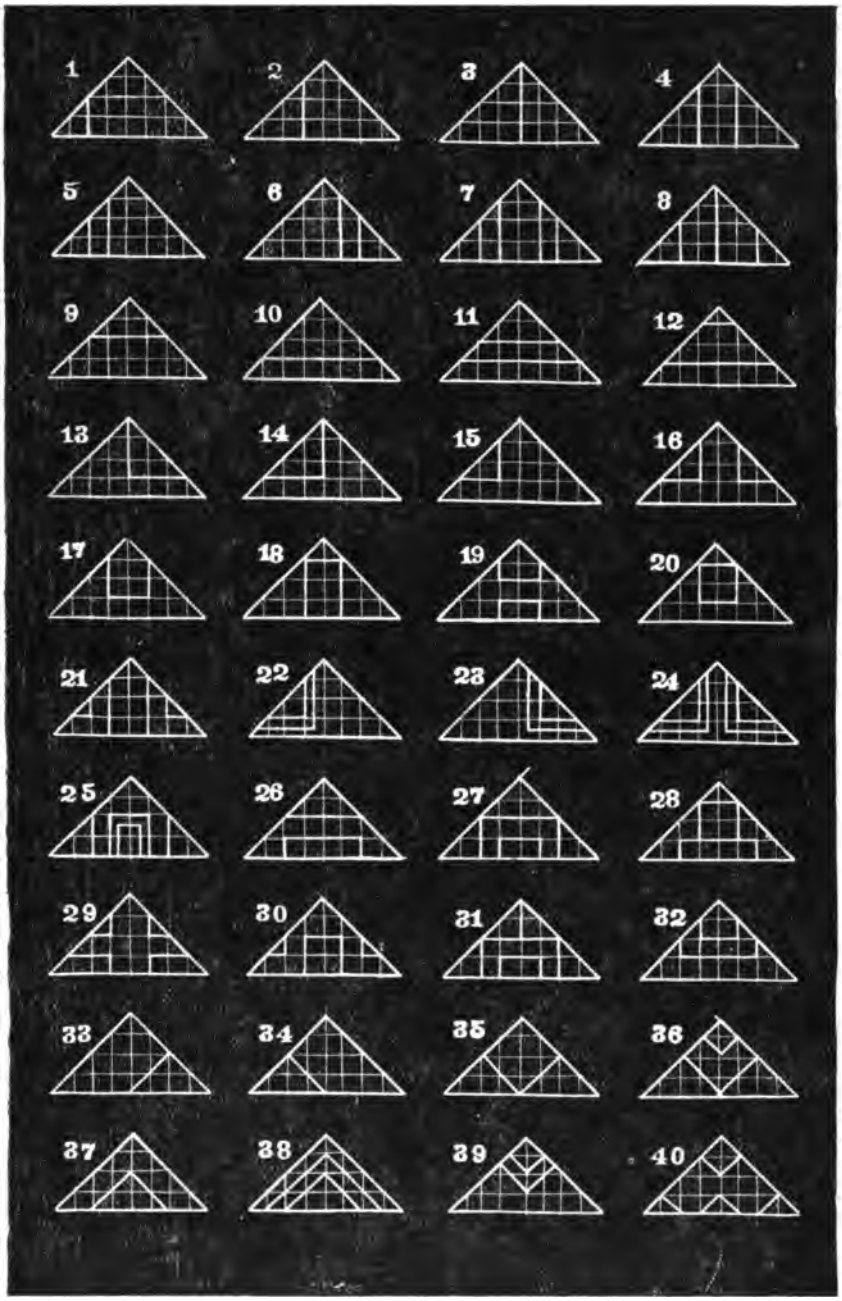
Als sie das nun ein Weilchen gespielt hatten, wurde es aber immer dunkler und dunkler, es fing an zu donnern und blitzen. Das war einmal schön! „O, seht, hier hat's geblitzt! — auch dort! — o da! —" riefen sie. Aber nun fielen einige Tropfen, und schnell, schnell, schnell mußten sie in's Haus laufen. Bald rief auch Mama die Kinder zu Tisch, und sie schmausten wieder Milch, Graham-Brödchen und — ach, so was Gutes! Honig gab's auf Brod. War das aber gut! Gretchen hatte noch nie Honig gegessen. „Wer weiß denn, woher der Honig kommt?" fragte die Tante. Wilhelm wußte es, denn sie hatten ja selbst Bienenstöcke, und wenn das Gewitter vorüber war, wollte er sie den Kindern zeigen. Er erklärte den anderen: „Den Honig holen die fleißigen Bienlein, die mit ihrem Rüsselchen tief in den Kelch der Blümchen tauchen, die Süßigkeit herausnehmen und nach Hause in die Honigwaben tragen." Das Gewitter war bald vorüber, und sie gingen hin, um die schönen Zellen zu sehen, die die Bienchen gemacht und mit Honig gefüllt hatten. Emsig flogen die kleinen Thierchen ein und aus.

Bienchen — summ, summ —
Flieget — brumm, brumm —
Holet den Honigseim,
Trägt ihn in's Häuschen heim.
Kindlein, willst klug du sein:
Mach's wie das Bienelein.

Nachdem die Kinder durch ein Glasfensterchen in einem Bienenstock die Wachszellen hatten sehen dürfen, gingen sie wieder in's Haus, und o, welche Ueberraschung hatte ihnen die liebe Tante bereitet! Sie hatte ihnen Faltblätter mitgebracht. „O, Falten, Falten!" tönte es aus der Gruppe, die die Tante umringte. „Ja, Kinder, Falten und dann Ausschneiden." Wie sie sich freuten! Emsig wie die Bienchen ging's jetzt an das Ausschneiden. Selma durfte dictiren, wie sie das Faltblatt falten sollten, ehe ausgeschnitten wurde. „Legt das Faltblatt schräg vor euch hin, also eine Spitze unten, eine oben; nun faltet die untere Ecke auf die obere, so, daß es ein Dreieck wird; nun legt ihr das Blatt wieder auseinander und faltet die rechte Ecke desselben auf die linke; nun legt den obern Theil der untern Kante (sie liegt doch doppelt) auf die rechte Kante, wendet dann das Ganze um und faltet den andern losen Theil ebenso zurück."

„Das war sehr schön angegeben, Selma; nun habt ihr ein kleines, vielfach gefaltetes Dreieck, nicht wahr? Wie ihr das Dreieck vor euch legen und die Linien netzförmig darauf

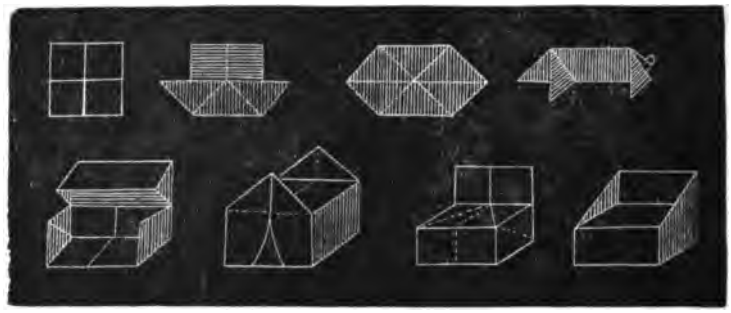
zeichnen müßt, wißt ihr ja; die lange Seite theilt ihr in acht gleiche Theile ab, indem ihr 7 Pünktchen an die Kante macht; die 2 anderen Kanten theilt ihr je in 4 gleiche Theile ab;



Falten und Ausſchneiden.

nun zeichnet ihr Linien, ſenkrecht und wagerecht, indem ihr die Pünktchen an den Kanten mit punktirten leichten Linien verbindet, wie euch die Tafel mit den Dreiecken zeigt. Nun dürft ihr irgend eine der auf der Tafel vorgezeichneten Formen zum Ausſchnitt wählen; entweder

die mittlere senkrechte Linie, oder eine wagrechte, oder auch eine schiefe dürft ihr euch genau in dem Netz vorzeichnen, wie es auf der Tafel mit dickeren Linien gezeigt ist, und dann genau schneiden; nur merkt euch, daß ihr die längere Kante nach Unten legt, mit der geschlossenen Ecke rechts, und auch so beim Ausschneiden faltet.



Die Kinder falteten auch Lebensformen, von denen einige hier abgebildet sind.

So unterhielten sie sich schön, bis es Zeit zum Aufbruch war; der Nachmittag war rasch vergangen. Wo die Kinder wohl nächstes Mal sein werden?!

Das lahme Häschen.

Von **Tante Martha.**

Der kleine Oskar ging mit seinem Papa an einem schönen Tage spazieren. Oskar hatte immer viel zu fragen, wenn er in's Freie ging, und ließ seine Augen nach allen Seiten umherschweifen, damit er alles genau sehen konnte. So sah er auch heute, mitten im Gebüsch, ein kleines Häschen sitzen. Als er näher ging, um es zu betrachten, lief dasselbe nicht weg, wie sonst die Häschen thun, wenn sich ihnen Menschen nähern. Verwundert darüber, trat auch der Papa hinzu und merkte sogleich, daß das Häschen ein lahmes Beinchen hatte und deßhalb nicht weglaufen konnte. Oskar hatte Mitleid mit dem armen Häschen und bat den Papa, es mit nach Hause nehmen zu dürfen, wo er es pflegen wollte, damit das Beinchen wieder geheilt würde. Papa erlaubte es ihm, und Oskar, froh darüber, nahm das Häschen auf den Arm und trug es nach Hause. Dort angekommen, ließ er sich von der Mama ein Läppchen geben und umwickelte das lahme Beinchen; dann machte er ein kleines Ställchen zurecht und fuhr auf seinem Schiebkarren trockenes Heu, damit das Häschen ein weiches Bettchen haben sollte, und auch Gras und Klee und Kohlblätter zum Essen, denn es konnte sich ja selber nichts suchen. Nach einigen Tagen hatte Oskar die Freude, das Häschen gesund zu sehen; das Beinchen war geheilt, weil es Oskar so gut besorgt hatte. Nun begann auch der Spaß; das Häschen lief ihm auf Schritt und Tritt nach, machte Männchen und allerlei wunderliche Sprünge, so daß Oskar sich nicht satt daran sehen konnte und immer lachen mußte. Oskar freute sich jetzt, daß er das Häschen mit nach Hause genommen hatte; denn ohne seine gute Pflege wäre es wahrscheinlich im Walde gestorben.

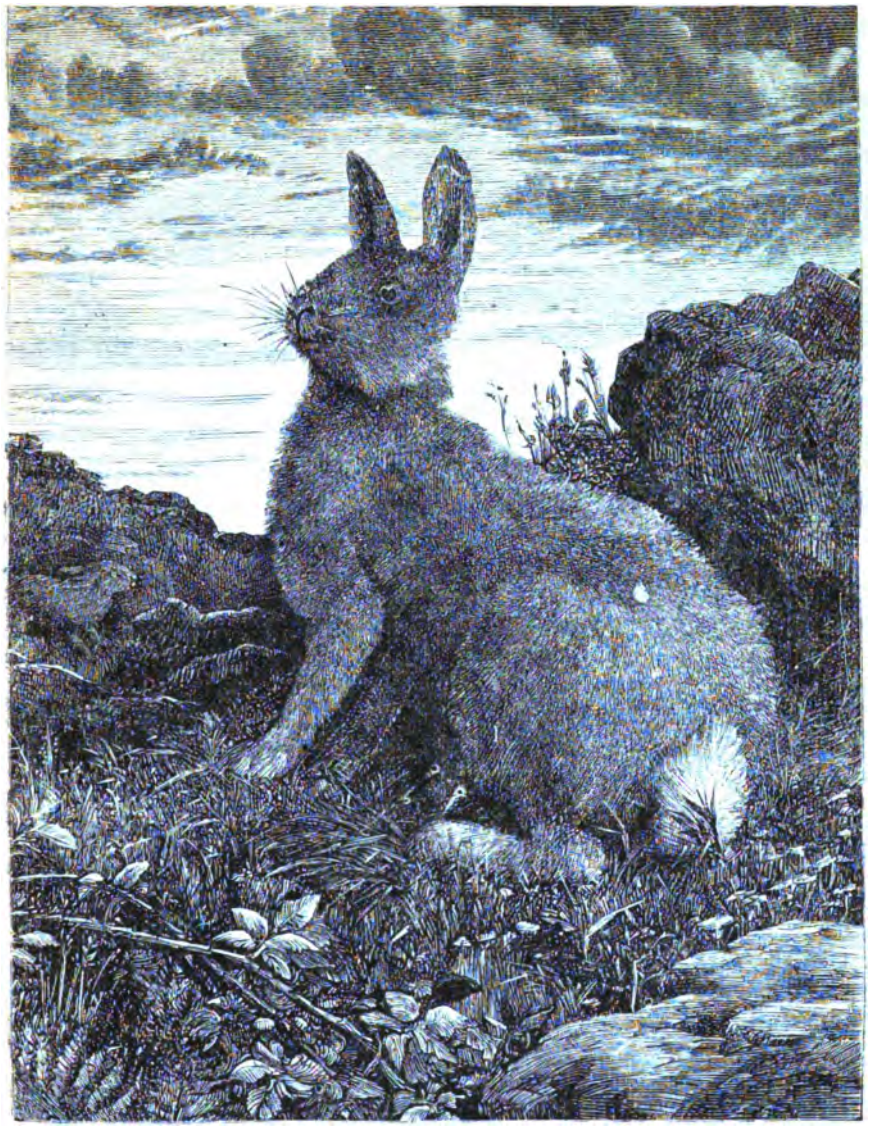
Goldene Sprüche.

Was du nicht willst, daß dir geschicht,
Das thu' auch einem Andern nicht.

Wer den Kern will speisen,
Muß die Nuß zerbeißen.

Reines Herz und froher Muth
Steht zu allen Kleidern gut.

Gute Sprüche, weise Lehren,
Muß man üben, nicht bloß hören.



Häschen.

„Häschen, klingt dein Magen hohl,
„Daß dich's lockt zu Nachbars Kohl?
„Nimm dich, Lieber, nur in Acht,
„Denn des Jägers Auge wacht.
„Siehst du's nicht? — dort schaut's hervor,
„Ach, das schwarze Feuerrohr.

„Nur ein Knack! — Es blitzt und pufft
„Und der Tod rauscht durch die Luft.
„Liebes Häschen, sei nicht dumm,
„Mach' ein Männchen, schau' dich um.
„Horch, ich pfeife! Laufe bald!" —
Und das Häslein sprang zum Wald.

Aus dem Kindergarten-Leben.

13. — Ausschneiden und Aufkleben.

Von Tante Thereſe.

as Ausſchneiden in Wilhelms Haus hatte den Kindern ſo gut gefallen, daß ſie, als ſie einige Wochen ſpäter mit der Tante bei Selma waren, wieder ausſchneiden wollten; doch als Selma's Mama, die eine ſehr liebenswürdige, luſtige, heitere Frau iſt, das hörte, wollte ſie ſo gern, daß die Kinder zuerſt ſingen, tanzen und ſpielen ſollten; ſie hatte ja auch ſchon mit Vorbedacht das Wohnzimmer ausgeräumt, ehe die Kinder kamen; Sopha, Tiſch, Stühle und was gut weggeräumt werden konnte, war hinausgetragen worden; ſie liebte es gar ſehr, wenn die Kinder ſo recht von Herzen ſich vergnügten, ſangen und ſprangen. Nur der große Bücherſchrank und das Clavier mußten ſtehen bleiben; dann ſagte ſie: „Ach, ſpielt 'mal: ‚Mit den Händchen, klapp — klapp — klapp!' Selma ſagte mir ſo oft davon." Darüber vergaßen denn die Kinder für's Erſte das Ausſchneiden, denn das reizende Spiel liebten alle. Raſch bildeten ſie einen Kreis; Erich durfte ſich in die Mitte ſtellen; dann ſangen alle:

Mit den Händchen: klapp, klapp, klapp —
Mit den Füßchen: trapp, trapp, trapp —
Mit dem Finger wink' ich dir,
Liebes Clärchen, tanz mit mir.
La, La, la, la — la, la, la —
La, la, la, la, u. ſ. w.

Bei „klapp, klapp" ſchlugen ſie alle in die Hände, bei „trapp, trapp" ſtampften ſie mit den Füßchen; beim dritten Verslein winkte Erich dem Clärchen mit dem Finger. Während „la, la, u. ſ. w." (ganz wie die erſten vier Zeilen) geſungen wurde, gaben ſich Erich und Clärchen inmitten des Kreiſes die Händchen und hüpften mit einander, nach dem Tacte des Liedes, innen im Kreiſe herum. Dann trat Clärchen in den Kreis, und das Spiel wiederholte ſich, bis alle an die Reihe gekommmen waren.

Nachher ſpielten ſie „Mäuschen", ſpäter „Häschen" und zuletzt noch das Spiel vom Pferdchen, das die Kinder neulich gelernt hatten und wobei geſungen wird:

1. Geht das Pferdchen Schritt vor Schritt,
Ei, dann lauf' zu Fuß ich mit.

2. Lieber hab' ich's, geht's tripp, trapp,
Wenn es mich nur nicht wirft ab.

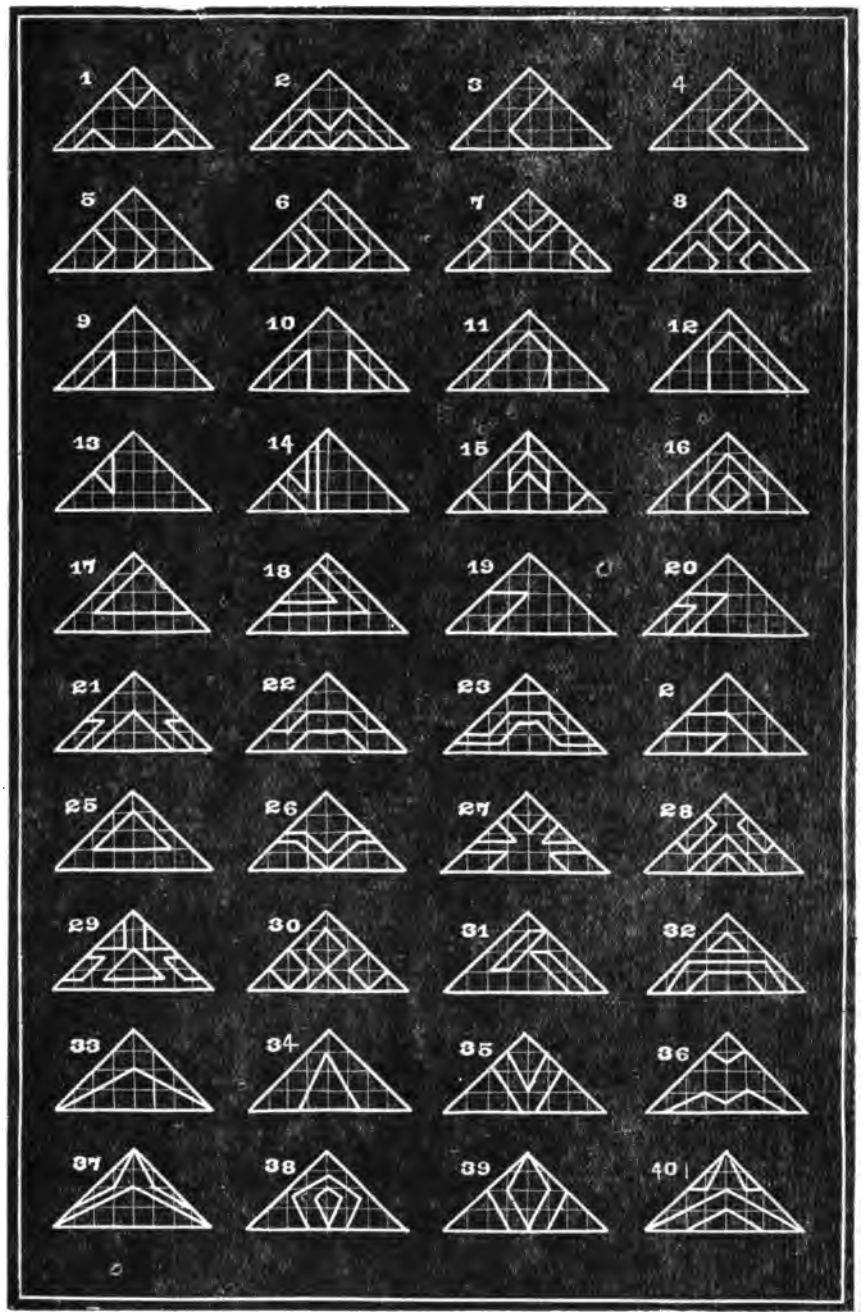
3. Doch am liebſten geht's hopp, hopp,
Raſch ſo weiter im Galopp.

4. Ei, wie mir dies wohlgefällt!
Man durchflieget ſo die Welt.

Die Kinder ſtellten ſich paarweiſe auf; — eines von jedem Paare war das Pferdchen, das andere war der Kutſcher. In jeder folgenden Strophe, mit Ausnahme der letzten, wird immer ſchneller geſungen. Auch kann das Spiel im Kreiſe ausgeführt werden.

Während des letzten Spiels hatte Selma's ältere Schweſter das Eſſen für die Kinder zurecht gemacht. Nach dem Eſſen wollten ſie aber doch zu gern ausſchneiden. Die Tante hatte diesmal eigentlich die Faltblätter nur zum Falten mitgebracht; da ſie aber den Eifer bemerkte, ließ ſie die Kinder gewähren und zeichnete ſelbſt auf Selma's Tafel eine ziemliche Anzahl „Schnitte" zur Auswahl, diesmal ſchwierigere, als letztes Mal. Aber das Schönſte

kam noch: die Tante klebte die Figuren, wie ſie fertig wurden, in ein Album, und dieſes wurde dann Selma's Mama als Andenken an die kleine Geſellſchaft übergeben. Wie ſie ſich



Ausſchneiden und Aufkleben.

freute! Als die Tante bald nachher zum Aufbruch mahnte, mochten die Kinder noch gar nicht fort, denn Selma's Mama war ſo lieb und hatte ſo ſchön mitgeſpielt und geſungen,

daß sie sehr ungern fortgingen; erst als Tante den Vorschlag machte, Selma's Mama sollte bald in den Kindergarten kommen, und sie es versprach, richteten sie sich zum Heimweg und sangen ihr noch zum Schluß:

Die Spielzeit ist nun aus,
Froh gehen wir nach Haus.
Leb't wohl! Leb't wohl! Bleibt lieb und gut.
Leb't wohl! Leb't wohl! Wir bleiben lieb und gut.

Die kleine Welt.

Von Onkel Karl.

Bei Onkel Wilhelm auf dem Berg, der ein großer Kinderfreund war, ging es an einem Sonntag-Nachmittag lustig her. Es war an Washingtons Geburtstag. Der Onkel hatte alle Kinder aus seinem Familienkreis durch seine eigenen einladen lassen, um ihnen einen vergnügten Tag zu machen. Die eingeladenen Kinder konnten kaum die Zeit erwarten, und als endlich

Die Mamas sie losgelassen,
Stürmten sie durch alle Gassen,

um so bald wie möglich zu Onkel Wilhelm hin zu kommen; denn sie wußten: da gab es Spaß — und auch was Gutes zu essen und zu trinken. Fast athemlos kamen sie angelaufen. Endlich waren sie alle beisammen,

Ernst und Martha, Willie, Hänschen,
Malchen, Karl und Ludewig,
Ida, Hedwig, Selma, Lenzchen:
Manche dünn und manche dick.

Zuerst, nach der Begrüßung, hatten sie sich natürlich viele wichtige Neuigkeiten zu erzählen. Martha's Bantam-Hühnchen hatte ein winziges, weißes Ei gelegt; Ernsts Pony-Pferdchen war krank, so daß man den Doctor dafür holen mußte, der ihm einen großen Krug voll bittere Medizin verschrieb; dem Willie hatte der Lehrer gesagt, er würde nächstens unterwegs seinen eigenen Kopf einmal vergessen; Hänschen hatte wieder keine Suppe essen wollen und hungern müssen; Ludwigs Musiklehrer hatte ihn beim Ohr genommen, weil er sein Notenheft verlegt hatte; und mehr dergleichen wichtige Ereignisse. Als aber Onkel Wilhelm hereintrat, waren diese Dinge auf einmal lange nicht mehr so wichtig, denn nun drängten die Buben und die Mädchen sich in buntem, lautem Durcheinander an ihn heran, um zu erfahren, was er wieder Schönes für sie ausgedacht hatte. Es dauerte auch nicht lange, so war man mitten im Vergnügen. Für die Kleinsten, die in einem Winkel beisammen saßen, hatte der Onkel einen wunderschönen Puppen-Ofen aus seinem Geschäft mitgebracht, auf dem in glänzenden Buchstaben „Argand" zu lesen stand, und wozu eine ganze Küche voll niedlichen Kochgeschirrs gehörte. Da ward nun fleißig gekocht, gebraten, gebacken, Tisch gedeckt, gegessen und getrunken.

Eine andere Gruppe hatte sich mit Lenzchen in das Erdgeschoß begeben, wo die abgebildete Laubsäge-Maschine stand, die ihm sein Papa kürzlich geschenkt hatte. Dort fanden sie auch alle nöthigen Werkzeuge und dünne Brettchen aus Ahorn-, Wallnuß, Eschen- und Cedernholz, ja sogar aus dem Holze der Stechpalme, des Tulpenbaums, des Kampherbaumes

und aus Sandel- und Ebenholz. Lenzchen hatte sich schon viel mit der Laubsägerei beschäftigt; es war ihm eine Freude, nach Willie's Zeichnungen Eckbrettchen, Fächer, Rähmchen, Uhrgehäuse und andere nützliche und schöne Sächelchen machen und als Geschenke für seine

kleinen Freunde und Freundinnen verwenden zu können. An diesem Nachmittag sägte er das Verdeck zu einer prächtigen Puppen-Kutsche aus, zu der er das Rädergestell eines alten zerbrochenen Wägelchens benutzte. Wenn die feine Laubsäge die Sägespäne umherwarf und dabei so recht lustig schnurrte, dann schnurrten die umstehenden Kinder in heller Freude mit — rrrrrr-rr-r-r-r-rr-rrrrrr — und als nun gar die Kutsche aus Ebenholz fertig war, da gab es ein großes Halloh, und sie wurde im Triumph hinauf in die Wohnstube gebracht.

Dort hatte unterdessen der Onkel mit den größeren Kindern ein Theaterstück eingeübt, zu dem er selbst den Text und — denn er war sehr musikalisch — die Lieder geschrieben hatte. Nun sollte das Theaterstück — es war ein Wintermärchen und hieß „Siebenmeilen-Stiefel" — aufgeführt werden; die kleineren Kinder und alle Onkel und Tanten, sowie auch der alte Hund Duk, das Mimi-Kätzchen und das Piep-Mätzchen, bildeten die Zuschauer. Das Theater wurde mit Musik angefangen; auf ein Zeichen des Onkels ertönten Trommeln, Blechtrompeten und Holzpfeifen. So schön dies auch war, der alte Jagdhund Duk konnte es nicht ertragen, und da die Thüre nicht offen war, sprang er mit einem Satz durch das Fenster hinaus, so daß die Scheibe in tausend glitzernde Scherben zersprang. Sonst ging das Theaterstück aber gut, und als es zu Ende war, klatschten die Zuschauer in die Hände.

Erst jetzt dachte die kleine Selma wieder an ihre Puppe Kunigunde, die sie in der Ecke gelassen hatte. Die ganze kleine Gesellschaft ging nun mit ihr hin, und — oh Weh! was sah man da? Die Kunigunde lag kerzengrade in ihrem Puppenbettchen, sah ganz blaß aus und sagte kein Wort, obgleich sie die Augen weit offen hatte.

„Ach," sagte Selma, „mein Kindchen ist krank; es bekommt gewiß Zähne und hat Krämpfe!" Alle machten betrübte Gesichter; keines wußte Rath, bis Karl sagte: „Man muß den Doctor holen." Ja, das war das Richtige. Karl ging fort und kam bald als Doctor verkleidet wieder. Er hatte den hohen Doctorhut auf, und einen goldbeknopften Stock hielt er in der linken Hand auf dem Rücken; als er mit bedächtigem Schritt und ernstem Gesicht durch die Thür hereinkam, meldete ihn Hedwig an als „Doctor Wassermann". Der machte ein bedenkliches Gesicht. Selma mußte ihre Kunigunde auf den Schooß nehmen und sich an's Licht setzen, damit der Doctor besser sehen konnte. Dieser befahl mit barscher Stimme: „Zunge herausstrecken, aber recht weit!" Das konnte aber das kranke Kind schon nicht mehr. Darauf fühlte er ihm den Puls, und alsobald donnerte er — denn er war ein rechter Grobian — die

Worte heraus: „Ach, was Krämpfe, was Zähnchen! Die Krankheit, an der das Kind leidet, iſt die Dummheit ſeiner Mama, die es heute trotz meines Verbotes mit Kuchen überfüttert hat. Muß ein Pack haben und tüchtig dunſten; ſpäter viel an die friſche Luft!“ Damit drehte er ſich um und ging mürriſch hinaus. Nun wurde mit Hülfe vieler geſchäftiger

Mädchenhände die Kunigunde in ein naſſes Laken eingepackt, mit wollenen Decken eingehüllt und zum Schwitzen hingelegt. Malchen paßte auf, bis der Doctor ganz fort war; dann lief ſie ſchnell zum Puppen-Ofen hin und kochte dem kranken Kind einen Thee aus „rothen Blümchen“. Das hatte ſie der Großmama abgeguckt. Der Doctor durfte aber bei Leibe nichts davon erfahren.

Selma aber gelobte ſich, ihrem Kind nie wieder fetten Kuchen zu geben.

Klingilingiling—ng—ng tönte endlich die Tischglocke aus dem Erdgeschoß, und es war ganz überflüssig, daß Tante Lene noch rief: „Kinder, kommt zum Essen!“ Denn so schnell waren die Kinder nicht oft eine Treppe hinabgekommen, wie nach diesem Glockenruf. Nur das kleine Clärchen blieb zurück, weil es noch nicht gut allein gehen konnte. Das nahm die Tante Rettie auf den Arm; denn wenn das Nesthäkchen am Tische gefehlt hätte, würde der kleinen Gesellschaft der Honig lange nicht so gut geschmeckt haben, den der andere Onkel Wilhelm, der auch Onkel Will genannt wird, für sie mitgebracht hatte.

Bald dunkelte es, und die Kinder wunderten sich, daß der Nachmittag gar so kurz gewesen war.

Schaukelliedchen.

Immer froh und munter,
Bald hinauf, hinunter,
Schwebet auf, schwebet ab,
Hipp und Hopp, Klipp und Klapp!

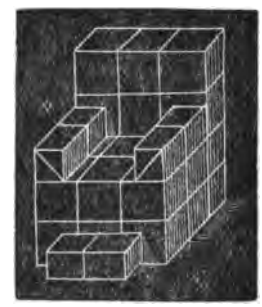
Immer froh und munter,
Fallt nur nicht herunter;
Schwebet auf, schwebet ab,
Hipp und Hopp, Klipp und Klapp.

Aus dem Kindergarten-Leben.

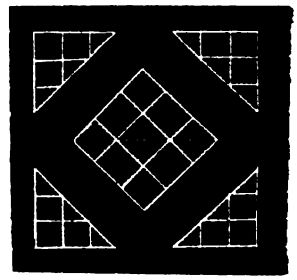
14. — Das III. Baukästchen (Fröbels V. Gabe).

Von Tante Therese.

Gestern hatte Tante den Kindern versprochen, sie dürften heute zeichnen, wenn nichts dazwischen käme; als aber die Kinder heute in den Kindergarten kamen, war das Wetter finster und die Kinder sahen schon ganz traurig drein, weil man ja in solch' dunklem Wetter nicht gut zeichnen konnte; und richtig. Tante erlaubte es auch deßhalb nicht, sondern schlug vor, heute mit der V. Gabe zu bauen, was die Kinder denn auch etwas entschädigte, da sie das ja auch sehr gerne thaten; nur das Gretchen wollte durchaus gern zeichnen; es hatte sich so sehr darauf gefreut und war nicht so vernünftig, wie die anderen, einzusehen, daß es nicht gut wäre; es war aber nicht ungezogen dabei, sondern bat die Tante, sie möchte es ihr erlauben; sie bat so sehr, so sehr, daß Tante es zugab, besonders da sie dachte, Gretchen würde dabei am schnellsten davon überzeugt, daß es unvernünftig sei. Und so kam es auch; Tante hatte noch nicht 'mal alle Baukästchen vertheilt, als Gretchen schon entmuthigt ausrief: „Ach, Tante, du hattest doch Recht; die Striche werden alle krumm, wenn ich mir noch so viel Mühe gebe, und es wird noch immer dunkler und dunkler.“ Es schneite draußen; und immer dichter und dichter, schwerer und schwerer senkten sich die Schneewolken, so daß Alle, auch Gretchen, wieder recht einsahen, wie Tante doch immer weiß, was am Besten ist für sie. — Tante holte nun auch noch ein Kästchen für Gretchen; es wurde nach der gewöhnlichen Ordnung ausgepackt; Tante sammelte die leeren Kästchen, die gerade hinter den Würfeln standen, damit sie den Kindern beim Bauen nicht im Wege waren, und nun wurde zuerst dictirt, und zwar durfte das heute der kleine fünfjährige Karl, der dann den Stuhl wählte, den ihr hier auf der Figur



sehr, und machte seine Sache auch recht brav. Dann wurde noch selbständig gebaut; das Eine baute einen tiefen Brunnen, denn es hatte ja viele, viele Steine dazu; das Andere ein Haus; das Dritte eine schöne Kirche mit zwei hohen Thürmen, Einige eine Fabrik mit hohem Schornstein, Andere machten Schönheitsformen, wovon ihr hier auch eine Figur seht, und so verging denn die Stunde schön und schnell, trotz dem trüben Winterwetter. Gretchen hatte sich auch so gut beim Bauen amüsirt, und nie wieder wollte es in dunklem Wetter zeichnen. —



Am nächsten Tage war es noch so dunkel, und bald werd' ich euch erzählen, was da gethan wurde.

Schluß-Liedchen.

1. Wir hatten heut' des Guten,
   Des Schönen ja so viel,
   Sind nun mit unsern Stunden
   Schon wiederum am Ziel.

2. Die Eltern und die Lehrer
   Auch immer zu erfreu'n:
   Das soll des Kindes Streben
   Von Jugend auf schon sein.

3. Wir kommen morgen wieder,
   Begrüßen uns auf's Neu'
   Und singen heit're Lieder,
   Woran sich Jeder freu'!

Die Schildkröte.

Von **Tante Auguste.**

In einem Sumpf, nicht weit von Onkel Rudolfs Haus, wohnte eine Schildkröte. Dort schwammen in den Wassertümpeln auch zuweilen Onkel Rudolfs Wackel-Entchen und Wulle-Gänschen umher. Von diesen kleinen niedlichen Thierchen hatte sich die Schildkröte schon öfters eines geholt und gefressen, indem sie ruhig unter dem Wasser schwamm und die Entchen oder Gänschen an den Beinchen hinunter in das Wasser zog. Heute kamen sie aber nicht zum Schwimmen, und die Schildkröte sah sich genöthigt, an's Land zu gehen, um sich etwas Nahrung zu suchen. Als sie aus dem Wasser an's Ufer herausgekrochen war, bewegte sie sich auf ihren vier schuppigen Beinen langsam vorwärts und streckte dabei ihren ebenfalls schuppigen Hals unter dem Panzer hervor. Da kam ihr ein Schneckchen über den Weg, und — schnapp — hatte sie es verschluckt; bald darauf begegnete ihr ein Würmchen; auch das wurde verspeist. Wie sie nun immer weiter und weiter kroch, kam sie auf Onkel Rudolfs Hof. Dort saßen die kleinen Wulle-Gänschen ganz gemüthlich in der Sonne und wunderten sich über solch' sonderbaren Besuch. In einer andern Ecke des Hofes wohnte eine alte Möpsin mit ihren drei kleinen Möpschen; wie diese nun die Schildkröte bemerkten, ließen sie natürlich sogleich alle drei ihr lautes: „Wau, wau, wau!" ertönen, blieben aber dabei ängstlich in ihrer Hütte und wagten sich nicht heraus. Die Schildkröte sah, daß hier nichts zu holen war, und machte sich ruhig wieder auf den Heimweg. Sowie sie aber den Rücken gedreht hatte, kamen alle drei Möpschen aus ihrer Thür hervor und bellten sie von Neuem an. „Feige Möpse," dachte die Schildkröte bei sich und kroch weiter. Endlich kam sie hinunter an den Fluß, wo sie ihre runden weißen Eier in den Sand gelegt hatte, um sie von der Sonne ausbrüten zu lassen. Es waren aber noch keine kleinen Schildkröten ausgekrochen, und sie ging ruhig nach Hause in ihren Sumpf, um sich von den großen Strapazen der langen Reise auszuruhen.

Die Mopsschule.

Von **Onkel Karl.**

Mops mit ihren kleinen Möpschen
Sitzet Abends vor der Thür
Und erzählet Gruſel-Märchen
Von des Waſſers Ungethier.

Da — wer denkt ſich Möpschens Schrecken! —
Schleicht ein ſeltſam Thier herbei;
Doch Frau Mops ruft: „Feige Gecken,
Was ſoll dieſe Kinderei?“

„Ruft nur muthig Wau-wau-wau,
Springt rechts, links, bald hier, bald dort.
Denn, treibt ihr's nicht gar zu flau,
Läuft die Schildkröt' hurtig fort.“

So geſchieht's. Und mit Erſchrecken
Flieht das grauſe Panzerthier;
Möpschen aber dünken Recken,
Ganze Möpſe ſich hinfür.

Gute Nacht, Püppchen.

1. Komme, Püppchen! Iß dein Süppchen,
Dann zieh' Kleidchen aus und Schuhe.
Lege nieder dich zur Ruhe.

2. Ohne Sorgen, bis zum Morgen
Bis ich dann dich wieder wecke,
Schlafe unter ſeidner Decke.

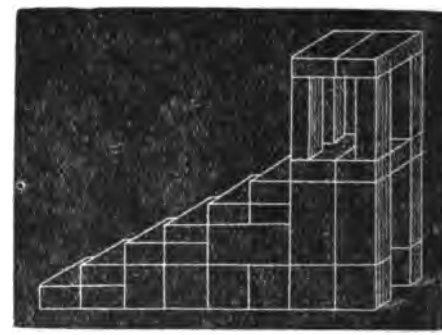
3. Schöne Lieder ſing' ich wieder.
Iß nur erſt ein warmes Süppchen,
Und dann „Gute Nacht", mein Püppchen.

Aus dem Kindergarten-Leben.

15. — Das IV. Baukäſtchen (Fröbels VI. Gabe.)

Von Tante Thereſe.

Jeder war dunkles Wetter und noch immer Schneegeſtöber, und heute holte Tante die VI. Gabe zum Bauen, da die Kinder nicht zwei Tage hintereinander dieſelbe Gabe haben ſollten, und auch Gretchen fügte ſich heute gern Tante's Wunſch, obgleich ihr heute freundliches Wetter ſehr lieb geweſen wäre, damit ſie endlich 'mal wieder hätte zeichnen können; da Tante ihr das anſah, wollte ſie ihr eine beſondere Freude machen, und erlaubte ihr heute, etwas zu dictiren; es wählte dann dieſe Treppe, wovon ihr hier ein Bild habt; es iſt die große Treppe, die zur Theaterhalle führt nnd oben vor dem Eingang vier prachtvolle Säulen hat. Da es ſeine Sache ſehr gut gemacht hatte, konnte es ſich über Tante's Lob ſehr freuen und war wieder einmal für's Zeichnen entſchädigt. „Ach, die liebe, gute Tante! Wie ſie uns doch immer Freude machen will, wenn es uns auch zuerſt nicht ſo vorkommt," dachte es bei ſich.



Nach dem Dictat durften die Kinder allemal noch bauen, was ſie wollten, wenn noch Zeit dazu war, und ſo auch heute wieder; und es wurden wieder viele ſchöne Sachen gebaut, ganz andere, als geſtern, denn heute ſind's längliche Klötzchen, und geſtern waren's Würfelchen und ſchräg durch die Mitte getheilte Würfelchen. Auch heute wurden wieder Schönheitsformen gelegt, wovon ihr auch ein Bild hier ſeht. Dann wurde flink eingepackt und wieder war Zeit übrig, um noch ein Liedchen zu ſingen. Martha ſchlug vor, zu ſingen:

„Heut', an dieſem ſchönen Morgen,
Sind verſammelt alle wir —,"

wogegen Tante jedoch sagte, es sei ja heute gar kein freundliches Wetter. In Folge dessen wurde folgendes Lied gewählt:

1. „Du lieblicher Stern,
Du leuchtest so fern,
Und hab' ich dich dennoch
Von Herzen so gern.

2. Wie lieb' ich doch dich
So herzinniglich!
Dein freundliches Aeuglein
Blickt immer auf mich.

3. So blick' ich nach dir,
Sei's dort oder hier;
Dein freundliches Aeuglein
Steht immer vor mir.

4. Wie nickst du mir zu
In fröhlicher Ruh,
O liebliches Sternlein,
O, wär' ich wie du!

Räthsel.

(81.) Was hab' ich für ein Bübchen | im Sinn?
Es hat ein rundes Grübchen | im Kinn,
Dazu ein rothes Bäckchen | wie Gluth,
Es steht sein grünes Jäckchen | ihm gut.
Die Klappchen und Läppchen | sind fein,
Doch ist ihm fast sein Käppchen | zu klein.
Es hat sich oft geschwungen | im Wind,
Ist hin und her gesprungen | geschwind.
Da fiel's vom Steckengäulchen | in's Gras,
Dort fand's nach einem Veilchen | die Baß',
Und hat's in die Kammer tragen; | dort liegt's.
Wer kann den Namen sagen? | Der kriegt's.

(82.) Es wächst im Gärtlein,
Hat grüne Röhrlein,
Hat viele Häute,
Beißt alle Leute. — Was ist's?

(83.) Ich kenne ein Bäumchen gar fein und zart,
Das trägt auch Früchte seltener Art;
Es funkelt und leuchtet mit hellem Schein
Tief in des Winters Nacht hinein.
Das sehen die Kinder und freuen sich sehr
Und pflücken vom Bäumchen und pflücken's leer:
Rathet, Kinder!

Der Bär als Tanzmeister.

Was kommt denn da für ein Tanzmeister her?
Willkommen, willkommen, du lieber Bär,
Was du doch mancherlei Künste verstehst!
Wie zierlich du auf zwei Beinen gehst!
Nur schade doch, Bärchen, höre du:
Du brummst so gar verdrießlich dazu.

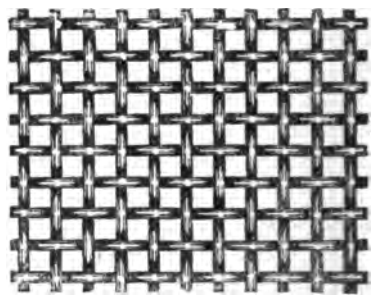
Dem Bären war's freilich nicht zum Lachen,
Er mußte hier seine Sprünge machen;
Viel lieber wär' er im Wald zu Haus
Und schlief in seiner Höhle aus.
Hier muß er hungern den ganzen Tag;
Viel lieber ging er dem Honig nach.

Aus dem Kindergarten-Leben.

16. — Das Verschränken.

Von Tante Therese.

„Ach, Stäbchen! Verschränkstäbchen!“ flüstert Thea dem Franklin, ihrem kleinen Nachbarn zu, wie Tante mit denselben ankommt. Der Kleine blickt sehr erstaunt auf, denn er kennt die Verschränkstäbchen noch gar nicht und freut sich nur, weil's etwas Neues gibt. Thea aber kennt sie und weiß, was für allerliebste Dinge man daraus herstellen kann: Fächer, Sterne, Fensterrahmen, Bilderrahmen und dergl. m., drum ist ihre Freude auch so groß. „Was hab' ich wohl hier?“ fragt Tante. Thea antwortet natürlich gleich: „Ein Verschränkstäbchen.“ „Was ist das also, Mariechen?“ „Das ist ein Verschränkstäbchen.“ „Gibt's auch noch andere Stäbchen?“ „O, ja, runde, die sind nicht so lang und auch von verschiedener Länge. Diese aber sind flach und von gleicher Länge.“ „Recht so, mein Kind: nun legt einmal alle das erste Stäbchen, das ich euch gebe, senkrecht vor euch hin; — das zweite, das dritte, das vierte ebenfalls, und zwar alle in gleicher Höhe; nun nehmt ihr dies fünfte und legt es wagerecht über die anderen, nahe dem obern Ende derselben. — Jetzt gebt gut Acht, zieht das zweite und vierte senkrechte Stäbchen unten hervor und legt's über das wagerechte am selben Ort, wo's vorhin darunter lag.“ „Ach,“ ruft Röschen, „grad' wie mein Flechtblatt!“ Es hatte nämlich gestern zum ersten Mal ein Flechtblatt gemacht: eins auf, eins nieder. „Da hast du ganz recht; und nun geb' ich euch wieder ein Stäbchen, und das sollt ihr wieder wie beim Flechtblatt legen, indem ihr die senkrechten Stäbchen, die unter dem andern wagerechten sind, jetzt über dieses legt. und umgekehrt; hier habt ihr noch zwei, die ihr auch wagerecht durchziehen sollt. Nun schiebt die Stäbchen ziemlich dicht zusammen und ihr könnt noch viele wagerecht und viele senkrecht durchziehen, so daß ihr nachher ein schönes großes Netz habt.“ Dem kleinen Franklin mußte Tante zuerst noch helfen, aber später wurde er sehr gut allein fertig und wäre dann auch viel zu stolz gewesen, die Hülfe der Tante noch zu dulden. So unterhielten sich die Kinder noch lang mit den schönen Verschränkstäbchen und machten noch viele, viele hübsche Sachen.



Frühings Abschied.

Nach Reinick.

Blauglöckchen läutet: Bim — bim — bim!
Was das bedeutet? Ach, 's ist schlimm!
Heut Nacht der Frühling scheiden muß,
Drum bringt man ihm den Abschiedsgruß.

Glühwürmchen zieh'n mit Lichtern hell.
Es rauscht der Wald, es klagt der Quell,
Dazwischen singt mit süßem Klang
Der Vögel Schaar: „O, bleib' nicht lang!“

Was ſoll ich doch treiben? 'Ich weiß, was ich thu'. Ich ſpiele nun Küfer und ſinge dazu!

Von Georg Lang.

I.

„Wir Küfer, wir Küfer ſind wackere Leut'!
Und ſchnitzten wir geſtern, ſo klopfen wir heut';
Und klopfen wir heut', ſo iſt morgen gemacht
Das Faß und der Bottich, noch eh' ihr's gedacht.
Dann füllen wir ein
Das Bier und den Wein,
Und trinken ein Gläschen auch zwiſchendrein."

II.

„Wir Küfer, wir Küfer ſind — — Himmel, was ſoll's?
Da liegt nun der Bottich, ein Häufchen Holz!
Ich klopfte ſo wacker, das klang ſo hell,
Und klopfen ſoll ja ein Küfergeſell!
Doch hat, was geſcheh'n,
Der Vater geſeh'n,
Dann klopfet auch er, und ich weiß ſchon, wen!"

Aus dem Kindergarten-Leben.

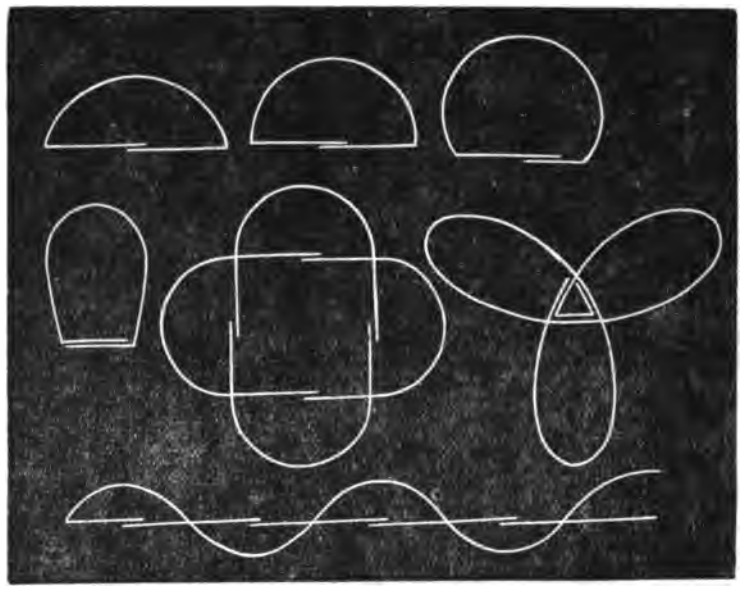
17. — Das Verſchnüren.

Von Tante Thereſe.

Die kleine Luiſe iſt in der Verbindungsklaſſe, und zwar ein recht nettes, geſchicktes Kind; ihre Mama war auch einmal Tante im Kindergarten, und ſo kam es denn heute wieder, wie ſo oft, daß Bertha und Ernſt, des Nachbars Kinder, des Nachmittags bei ihr waren und ſie Kindergartenarbeiten machten; die gute Mama wußte es ſo intereſſant zu machen und war ſo lieb, daß ſie gern alle Tage gekommen wären; aber Luiſens Mama, das wußten ſie, hatte nicht immer Zeit. Als ſie heute zu ihr kamen und anfragten, und ſie bejahte, war Niemand froher, als die Zwei. Neulich hatte ihre Mama ihnen ein Päckchen einen Zoll breite Streifen, Verſchnürſtreifen, mitgebracht, die ſie nun herüberbrachten und der Tante mit der Bitte übergaben, ſie möchte ſie heute verſchnüren laſſen. Darüber freute ſich denn Luiſe auch ſehr, und ſogleich wurde angefangen. Sie richteten ſich gleich jedes ungefähr ein halbes Dutzend Streifen. Sie wußten ganz gut, wie. Sie legten einen Streifen wagerecht vor ſich, falteten die untere Kante hinauf, ſo daß noch ein Drittel der Breite des Streifens oben frei war; nachher falteten ſie das obere Drittel noch herunter auf das andere, ſo daß der ganze Streifen nun der Länge nach dreifach lag, und zweimal gefaltet war. So richteten ſie ſich eine Anzahl Streifen im Voraus, um es nachher nicht immer wieder thun zu müſſen. Einfache Fenſterchen, ſchiefe

Vierecke, Dreiecke und dergleichen mehr, hatten ſie ſchon oft gefaltet und hübſch ſauber geſchloſſen, indem ſie das eine Ende nahmen und in eine Spitze falteten, um es in das andere

zu ſtecken. Heute zeigte ihnen die Mama, wie man runde Figuren machen kann, indem man den Streifen in ſehr kurzen Abſätzen immer wieder knickt, und zwar immer im ſtumpfen Winkel; je weiter die Rundung, um ſo ſtumpfer der Winkel, und zwar Winkel an Winkel ſo dicht wie möglich aneinander. Als ſie dann ſo ziemlich in der Uebung waren und keine



Hülfe mehr nöthig hatten, ſchlug die Mama vor, während der Arbeit zu ſingen; denn ſie waren ja recht fröhlich beiſammen. So ſangen ſie denn das

Enten-Liedchen.

Ein Ent' und Entlein fiſchten
Im ſchilfbewachſ'nen Teich,
Und wenn ſie eins erwiſchten,
Dann riefen ſie ſogleich:
Didelit — pack, pack,
Didelit — pack, pack,
Didelit — pack, pack, pack, pack,
Didelit — pack, pack,
Didelit — pack, pack,
Didelit — pack, pack, pack, pack!

Nun mußten ſie doch ſo herzlich lachen, als ſie immer „pack — pack" ſangen (da das gerade ſo lautete, wie's die Entlein machen), daß ſie gar nicht weiter arbeiten konnten; auch hatten ſie ſchon 6 bis 7 ſolche rundliche Figuren gemacht und waren müde, denn Verſchnüren

ist ziemlich ermüdend für das Däumchen und überhaupt die Aermchen, so daß man nicht lange dabei bleiben kann.

Dann sangen sie noch einige andere Liedchen, bis Bertha und Ernst nach Hause mußten, da Luisens Mama ihnen sagte, es sei Zeit.

Klein Bübchens Entdeckungsreisen.

Von Onkel Karl.

Klein Bübchen ist gerade ein Jahr alt. Es hat noch nicht genug geturnt, drum kann es noch nicht gehen. Mama setzt es auf den Boden, damit es sich übe. Da unten ist Alles so merkwürdig, es sieht alles ganz anders aus, als da oben auf dem hohen Stühlchen. Und was das Rutschen schön ist! Dabei giebt's immer was Neues; und klein Bübchen ist sehr, sehr neugierig!

Dort sieht es ein Klötzchen: rutsch — rutsch — rutsch — geht es darauf zu und packt's mit seinem kleinen Patschchen. Das Klötzchen fühlt sich hart an, und klein Bübchen besieht sich's an allen Seiten. Da sieht es etwas glänzen: rutsch — rutsch — rutsch — ist es dort; es ist die glänzende Kommode; die muß jetzt untersucht werden, mit dem Klötzchen. Kalapp — klapp — kalapp — klapp, klapp hört es. Da ist schon etwas Politur abgegangen; was klein Bübchen doch schon fertig bringt! — Rutsch — rutsch — rutsch — rutsch ist es an der Küchenthür; da findet es ein kleines Ding mit rothem Jäckchen; das greift es mit den Fingerchen und riecht daran. A-zi — A-zi! muß es da machen, so stark, daß es mit dem Näschen auf den Teppich stößt. Da sieht es kleine weiße Körnchen auf dem Boden, die glitzern gar wunderschön in der Sonne; die muß es haben! Das kleine, spitzige Fingerchen und das Lutsche-Däumchen holen sich welche und — wuppdich — werden sie in's offene Mäulchen gesteckt. Pfui! das schmeckt ja salzig! Klein Bübchen verzieht sein Gesicht. Es weiß aber immer noch nicht Alles; rutsch — rutsch — und es untersucht den schwarzen, glänzenden Ofen; es muß mit dem kleinen, fetten Patschhändchen darüber fahren und dann — im Gesichtchen umher. — Rutsch — rutsch — rutsch geht die Reise immer weiter. Da steigen vor ihm zwei dicke runde Dinge in die Höhe; daran muß klein Bübchen hinaufklettern; — die kleinen Händchen ziehen mit Macht; die kleinen Kniee und dann die kleinen Füßchen stemmen mit Kraft: richtig! da steht klein Bübchen fast aufrecht am Stuhl; aber, oh Jammer! der Stuhl fällt um, und mit ihm klein Bübchen. Das war schlimm! Drum fängt es jämmerlich zu schreien an, daß Tante Lina schnell herbeiläuft, den kleinen Mann auf den Arm nimmt und ihm vor dem Spiegel zeigt, wie aus ihm ein kleiner Essenkehrer geworden war.

So nahm klein Bübchens erste Reise um seine kleine Welt ein Ende mit Schrecken.

Neujahrswunsch.

So klein ich bin, so wünsch' ich doch,
Wie gute Kinder pflegen,
Papa, Mama, zum neuen Jahr
Gesundheit, Glück und Segen!

Weihnachtslieder für den Kindergarten.

(Zur Feier der Sonnenwende.)

Von **Edmund Märklin.**

Melodie: „Ein Sträußchen am Hute, den Stab ꝛc."

Mit fröhlichem Herzen, mit Jubel und Sang
Marschiren wir Kinder die Halle entlang.
Es flimmern der Kerzen wohl hundert an Zahl,
Wir feiern die Weihnacht nun wieder einmal.

Wir grüßen sie freudig, die wonnige Zeit,
Ob's draußen auch stürmt, ob es regnet und schneit,
Uns hütet und segnet so warm und so lind
Die Liebe der Eltern zum blühenden Kind.

Sie leuchtet in schimmernden Lichtern vom Baum,
Wir schauen, erstaunen und fassen es kaum.
Das niedliche Spielzeug, die Nüsse von Gold
Erzählen, wie gut sie es meinen und hold.

Ein jeglicher Zweig trägt ein kleines Geschenk,
Und jegliche Gabe spricht: Kindlein, gedenk'!
Den Eltern und Lehrern, die heut' dich erfreu'n,
Gelobe, stets dankbar und folgsam zu sein.

Die Kinder bilden einen Kreis um den Festbaum und singen nach der bekannten Volksmelodie:

O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie prächtig bist du heute!
Die Aeste sind von Gaben schwer,
Die Krone strahlt im Feuermeer.
O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie prächtig bist du heute!

O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wir heißen dich willkommen!
Das Mägdlein mit dem Ringelhaar
Begrüßt dich und der Knaben Schaar.
O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wir heißen dich willkommen!

O Tannenbaum, o Tannenbaum!
Wo du bist, grünt die Freude.
Dich preisen Alle, Groß und Klein,
Drum über's Jahr kehr' wieder ein!
O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wo du bist, grünt die Freude!

Es folgt nun, nach der zuerst angegebenen Weise, der Schluß des Marschlieds:

Nun ziehen wir lustig und singend die Bahn,
Die gute, die fröhliche Tante voran,
Umtanzen den Festbaum; wie schön ist's doch heut'!
So feiern wir Weihnacht, die herrliche Zeit.

Das alte und das neue Jahr.

Von Onkel Karl.

Das alte Jahr wird ſchon recht ſchwach und traurig. Auf ſeinem Haupte das Haar iſt weiß, Flur und Wald ſind auch weiß, und nur die Tannenbäumchen gucken grün unter der weichen Schneedecke hervor. Da fällt es dem alten Jahre ein, daß nun bald Weihnacht iſt. „Da habe ich ja nur noch einige Tage Zeit und muß ſchnell mein Kindchen holen," ſagt es und geht fort, ſo ſchnell es mit dem Krückſtock kann. Und richtig, eine Woche nach Weihnachten iſt es wieder da und bringt uns um Mitternacht ſein Kindlein, das neue Jahr, das in der ganzen Welt fröhlich empfangen wird, weil es nicht zu ſpät kommt. Das alte Jahr legt ſich hin und ſtirbt und wird begraben. Das Grab aber wird mit den geplünderten Weihnachtsbäumchen zugedeckt.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite.
5. Vorrede an die Eltern ..... Vom Herausgeber.
6. Vorwort an die jungen Leser. ..... Von Onkel Karl.

Erste Abtheilung.

Für die reifere Jugend.

A. — Prosa.

10. Robert Stätigs Erlebnisse zu Wasser und zu Land. Illustrirt. Onkel Karl.
44. Etwas aus der Chemie ..... J. J.
44. Papierne Elektrisirmaschine ..... Unbekannt.
47. Knechtschaft ein hartes Joch ..... G. S.
49. Literaturgeschichtliches. W. H. Rosenstengel.
58. Die Amerika-Fahrten der Normänner vor Columbus ..... Nach E. Wießner.
60. Schnellsprechübungen ..... Unb.
61. Aus dem Thierleben ..... Ernst Lausch.
62. Etwas aus der „Geisterstunde“ ... Ch. Lüdke.
64. Zu Beethovens Gedenken ... Jugendschrift.
65. Eine Morgenstunde ..... J. J. Rhomberg.
69. Die Spritzarbeit ..... Hugo Elm.
70. Das Aquarium. Ill. ..... Carl Mann.
86. Ein Griesgram. Ill. ... Ludwig Stiebritz.
87. Ausziehen mußten sie doch ... Adolf Werner.
93. Pantomimen-Räthsel ..... Unb.
94. Sommernacht. Ill. ..... J. J. Rhomberg.
101. Das Schneeglöckchen. Ill. ..... Unb.
102. Züge a. d. Leben einiger Falken. A. Müller.
107. Der Mohn ..... M. Strantz.
111. Wilh. Norton, der Schlosser. L. R. Klemm.
115. Ein ländliches Abenteuer. Ill. Theo. Fritz.
119. Benjamin Franklin. Ill. ..... Ch. Lüdke.
133. Bemerkenswerthe Ereignisse. L. R. Klemm.
134. Eigenthümliches der Vögel. Ill. ... Masius.
136. Die Tanne am Wege ..... H. Jäger.
137. Ein Eisgang ..... L. R. Klemm.
140. Ein Bär in tausend Aengsten. Ed. Märklin.
142. Erratische Blöcke ..... Nach Cotta.
143. Weihnachtsabend. Ill. ... J. J. Rhomberg.

B. — Gedichte und Sprüche.

9. Ziele hoch, so triffst Du weit. Ill. Onkel K.
9. Im Kinderkreis ..... J. J. Rhomberg.
45. Wintervergnügen. Ill. 2. Str. Onkel Karl.
47. Ein wahrer und falscher Freund ..... Unb.
48. Winter-Abend ..... Georg Böttticher.
48. Der Affe vor dem Spiegel .. Julius Sturm.
55. Gruß an die Turner ..... Theodor Fritz.
55. Vierzeiler ..... Unb.
56. Wär' ich ein Hirtenbub! Ill. Georg Lang.
76. Wie sie kämpften. Histor. Charaktergemälde ..... Fritz Kühn.
93. Der Thau ..... Nach Wehnert.
100. Schneeglöckchen. Ill. ..... Ed. Märklin.
101. Der Schlüssel. Spruch ..... Unb.
105. Die Apfelbäume ..... Julius Sturm.
110. Die Sage vom Edlen ..... J. J. Rhomberg.
116. Spruch ..... Fr. Rückert.
117. Das Gewitter ..... Julius Sturm.
118. April ..... Unb.
142. Gastfreundschaft. Spruch ..... Unb.
143. Verwehtes Laub ..... Heinrich Zeise.

C. — Auflösungen aus Ernst Lösers Räthselheft.

(Die mit * bezeichneten Räthsel sind von Onkel Karl, die mit † bezeichneten von C. Lucke.)

Seite.		Nr.
46.	Kartoffel	1
„	Maine, Paine *	2
„	Essen	3
„	Fernrohr	4
„	Kupfer	5
„	Gartenhaus, Kartenhaus	6
„	Die Zahl 66	7
47.	Die Zahl 247	8
„	Am 12ten Tage	9
57.	Johannisbeere †	10
„	Ein, nie †	11
„	Hahn, Huhn †	12
„	Dampf	13
„	Dornröschen	14
„	Rübezahl	15
„	Vielleicht	16
„	Die Gewicht-Uhr	17
„	Leben, Nebel	18
„	Rehposten	19
63.	Keiner	20
„	J	21
„	Siena	22
„	Tintenfaß	23
„	Der Schornstein	24
„	Mississippi *	25
„	Hottentotten	26
85.	Elba, Leon, Bonn, Anna	27
„	Der große Bär (das Sternbild, der See im britischen Amerika, und der bekannte Vierfüßler) *	28
„	Wolfsmilch	29
„	Thekla, Hekla	30
„	Der König (als Mensch, Kegel, Schachfigur, Spielkarte) *	31
„	Neufundland *	32
„	Granit, Granat	33
„	Wachtel	34
„	Die doppeltgeschriebene dreiziffrige Zahl (427427) ist das Product aus der ursprünglichen Zahl (427) und 1001. Diese (1001) ist aber durch 7, 11 und 13 ohne Rest theilbar, also auch jede Zahl, die durch Multiplication mit ihr gewonnen wird	35
86.	Diana	36
„	Achilles, Schiller	37
„	Utah, Thau (Reif) *	38
„	Die Zahl 11	39
106.	Der Buchstabe „e“	40
„	Ofen	41
„	Etsch	42
109.	Barbiere	43
„	Armbrust	44
„	Wenn sie nichts zu beißen haben	45
„	Columbus	46

Seite.
118. Kohle (Diamant, Zeichengraphit, Steinkohle, Petroleum, Kohlenstoffgas) *.. 47
„ Waldmeister * 48
„ Das Fahrenheit'sche Thermometer *..... 49
„ Esel (Y—a) und Faulthier (Ai) * 50
„ Rom * 51
„ Tortugas * 52
„ Kochsalz (Chlor-Natrium) *..... 53
188. Alm, Ulm, Ilm 54
„ Streichhölzchen 55
189. Balkan, Balken 56
„ Die Hand..... 57
„ Rast, Gast, Bast, Hast, Last..... 58
„ Linde, Rinde, Winde 59
„ Löwenzahn..... 60
„ Titel 61
„ Fischbein..... 62
„ Die Uhr 63
„ Strauß..... 64
„ Sonnenschein 65
„ Grasmückchen 66
„ Florida *..... 67
„ 8 / 76 / 364 } 68

Zweite Abtheilung.

Für das mittlere Alter.

D. — Prosa.

152. Der Riese u. die Zwerge. Ill..Onkel Karl.
158. Honigentdecker in Australien.....Unb.
160. Hans Hasenherz.....Ed. Grohe.
169. Etwas für kleine Mädchenhände.....Unb.
169. Die Stecknadel.....L. R. Klemm.
170. Die Hausgrille.....Heinrich Zeise.
171. Die Feldgrille.....Heinrich Zeise.
172. Die Maulwurfsgrille.....Heinrich Zeise.
173. Die endlose Galerie.....Unb.
174. Der Park im Hause..... ...Onkel Karl.
177. Der Regenbogen. Ill. .....Onkel Karl.
182. Wiets Regenschirm. Ill. .....Onkel Karl.
184. Autobiographie eines Grashalmes....Toni.
185. Schlechte Beispiele verderben gute Sitten.....Edmund Märklin.
188. Hen und Ben. Ill..Bearb. v. Onkel Karl.
194. Der Knabe und die Nüsse.....L. R. Klemm.
195. Des Märchens Geburt.....Ida Seele.
197. Gustav, der kleine Turner..... Ed. Grohe.
208. Der treue Seehund .....Unb.
210. Wer war die Klügste? Ill. ...Onkel Karl.
212. Das Nebelmännchen.....C. Lucke.
214. Zur Sonnenwende. Ill.....Onkel Karl.

E. — Gedichte und Sprüche.

151. Das Gold.....Unb.
159. Fuchs und Trauben. Ill. ...Onkel Karl.
168. Hektor.....Unb.
168. Aufgeschaut und Umgeschaut!..A. Semmler.
170. Versuchung.....Robert Reinick.
175. Des Kindes Wintergarten.....Unb.
176. Schulgang.....Pocci.
176. Ein Stammbuch-Blatt.....Unb.
180. Geh, lieber Gast. Spruch.....Unb.
181. Der Weitgereiste.....Julius Sturm.
181. Winterlied.....Unb.
186. Mach's ebenso.....Enslin.
187. Wie Karl der Große seine Höflinge kurirt.....Ludwig Bauer.

194. Pferd und Esel.....E. L.
195. Vom schlafenden Apfel.....Robert Reinick.
196. Die Märchenerzählerin.....Nach Reinick.
209. Die Wacht am Rain..Hermann Hoffmeister.
210. Die Bleisoldaten .....Unb.

F. — Auflösungen zu den Räthseln in der zweiten Abtheilung.

Nr.
175. Der Berg dieses Namens in der Schweiz. 69
„ Zunge..... 70
„ Wie er gestorben ist 71
„ Hase 72
„ Baumschule..... 73
„ Felleisen..... 74
186. Luna (lateinische Benennung des Mondes) 75
196. Neun 76
209. Der Zahn 77
„ Aar, Haar 78

Dritte Abtheilung.

Herzblättchens Spielwinkel.

G. — Prosa.

219. Die ersten Höschen .....Tante Auguste.
220. Die Thon-Arbeiten. Ill...Tante Therese.
222. Die Kätzchen.....L. Morgenstern.
223. Fröbels I. Baukasten. Ill..Tante Therese.
225. Der Regen... .....Tante Martha.
226. Fröbels II. Baukasten. Ill.Tante Therese.
227. Die kleine Badegesellschaft.....Tante Lina.
228. Die Legetäfelchen. Ill....Tante Therese.
229. Das Eichhörnchen.....Tante Auguste.
230. Erbsen-Arbeiten. Ill.....Tante Therese.
232. Die Kilchlein.....Thekla Naveau.
233. Ausstechen und Ausnähen. I. Theil. Ill.....Tante Therese.
237. Der Wetter-Professor.....Tante Auguste.
238. Ausstechen und Ausnähen. II. Theil. Ill.....Tante Therese.
241. Paulinchen und ihr Hund...Tante Martha.
242. Das Stäbchenlegen. Ill...Tante Therese.
244. Tillie u. Piepmätzchen. Ill...Onkel Karl.
245. Das Ringlegen. Ill.....Tante Therese.
247. Klein Lieschen.....Tante Therese.
248. Das Netzzeichnen. Ill.....Tante Therese.
250. Die nachlässige Thekla.....Tante Auguste.
251. Das Flechtblatt. Ill.....Tante Therese.
252. Die Spiegelfechter.....L. Morgenstern.
253. Falten u. Ausschneiden. Ill...T. Therese.
256. Das lahme Häschen.....Tante Martha.
258. Ausschneiden u. Aufkleben. Ill. T. Therese.
260. Die kleine Welt. Ill.....Onkel Karl.
263. Fröbels III. Baukasten. Ill. Tante Therese.
264. Die Schildkröte.....Tante Auguste.
266. Fröbels IV. Baukasten. Ill. Tante Therese.
268. Das Verschränken. Ill....Tante Therese.
269. Das Verschnüren. Ill.....Tante Therese.
271. Klein Bübchens Entd.-Reisen...Onkel Karl.
273. Das alte u. neue Jahr. Ill. ..Onkel Karl.

H. — Liedchen.

217. Lied vom Bienlein: „Bienlein, summ, summ“.....Onkel Karl.
219. Schifferliedchen: „Tanze, mein Schiffchen“.....Nach Eugene Scribe.
220. Bäckerliedchen: „Kindchen, wollen es versuchen“..... Fr. Fröbel.

Seite.
224. Bauliedchen: „Ich bin ein kleiner Zimmermann“ ..... E. Köhler.
227. Gartenliedchen: „Kanten sich an Kanten bau'n“ ..... Nach Fr. Fröbel.
232. Holzsägerliedchen: „Unsre Arme laßt uns regen“ .... Nach W. Middendorf (?).
234. Eingangsliedchen: „O, wie ist's im Kindergarten“ ..... W. Andreä.
235. Marschliedchen: „Ihr muntern Kinder, eilt herbei“ ..... Fliedners Liederbuch.
235. Säemannsliedchen: „Jetzt ist die schöne Frühlingszeit“ ..... In Thüringer Kindergärten aufgefunden von A. Köhler.
235. Müllerliedchen: „Mama, hast du nichts zu mahlen“ ..... Unb.
235. Schlußliedchen: „Wenn die Spielzeit geschlossen“ ..... In Thüringer Kindergärten aufgefunden von A. Köhler.
240. Lied vom Vöglein: „Vöglein singt im Walde“ ..... In Thüringer Kindergärten aufgefunden von A. Köhler.
240. Schlußliedchen: „Vorwärts, heimwärts, nun lebt wohl“ ..... In Hamburger Kindergärten aufgefunden von A. Köhler.
241. Mailied: „Alles neu macht der Mai“ .. Kamp.
243. Schlosser-Liedchen: „Lustig, Schlosser, hämm're fein“ ..... L. Hertlein.
246. Lied von den Fischlein: „Lustig im kleinen Bächlein“ ..... Fr. Fröbel.
248. Lied vom Nestchen und vom Ei: „Seht, ein Nestchen, seht, ein Ei“ ..... A. Köhler.
250. Eisenbahnliedchen: „Kinder, Kinder, faßt euch an“ ..... Fliedners Liederbuch.
252. Mai-Liedchen: „Da ist er, da ist er, der liebliche Mai“ ..... Unb.
254. Lied vom Häschen: „Häschen in der Grube saß und schlief“ .. In Thüringer Kindergärten aufgefunden von A. Köhler.
254. Lied vom Mäuschen: „Mäuschen, laß dich nicht erwischen“ ..... Unb.
258. Tanzliedchen: „Mit den Händchen: klapp, klapp, klapp“ ..... Unb.
258. Lied vom Pferdchen: „Geht das Pferdchen Schritt vor Schritt“ ..... A. Härtel.
260. Schlußliedchen: „Die Spielzeit ist nun aus“ ..... In Thüringer Kindergärten aufgezeichnet von A. Köhler.
268. Schaukel-Liedchen: „Immer froh und munter“ ..... Unb.

Seite.
264. Schlußliedchen: „Wir hatten heut' des Guten“ ..... In Hamburger Kindergärten aufgezeichnet von A. Köhler.
267. Das Lied vom Sternlein: „Du lieblicher Stern“ ..... Hoffmann von Fallersleben.
269. Küfer-Liedchen: „Was soll ich doch treiben“ ..... Georg Lang.
270. Entenliedchen: „Ein Ent' und Entlein fischten“ ..... Unb.
272. Weihnachts-Marschlied: „Mit fröhlichem Herzen“ ..... Ed. Märklin.
272. Lied an den Weihnachtsbaum: „O Tannenbaum, o Tannenbaum“ .. Ed. Märklin.

I. — Gedichte, Sprüche und Glückwünsche.

217. Der Kindergarten ..... Unb.
218. Onkel Fröbel. III. ..... Unb.
219. Kleiner Leute Leben ..... Unb.
221. Sprüchlein ..... Unb.
224. Mausfallensprüchlein ..... Ed. Mörike.
225. Der kleine Gernegroß ..... J. Kell.
227. Zur Schule ..... Unb.
227. Kleeblättchen ..... Unb.
230. Das Eichhörnchen ..... Unb.
236. Die tapfere Armee. III. ..... Onkel Karl.
237. Die Maus und ihre Jungen ..... Unb.
238. Vöglein im Winter ..... Unb.
243. Glückwünsche ..... Ida Seele.
246. Das Kartenhaus ..... Unb.
246. Mein Bettlein ..... Unb.
250. Spruch vom Hänschen ..... Unb.
253. Am Wässerlein ..... G. Ch. Dieffenbach.
256. Goldene Sprüche ..... Unb.
257. Häschen. III. ..... Unb.
265. Mops-Schule. III. ..... Onkel Karl.
266. Gute Nacht, Püppchen ..... E. Lausch.
267. Der Bär als Tanzmeister ..... Unb.
268. Frühlings Abschied ..... Nach Reinick.
271. Neujahrswunsch ..... Ida Seele.

K. — Räthsel.

Nr.
235. Ei und junges Vögelchen 79
„ Vogelbauer 80
267. Der Apfel 81
„ Die Zwiebel 82
„ Der Weihnachtsbaum 83